Das

Märchen

vom

Zarewitsch Chlor.

Von J. K. M. d. K. a. R.

SIEL. VNIVERS. LIPS.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1782.

30846
A. Grim 792 m

Dieſes ſchöne Märchen ward vor kurzem ruſſiſch gedruckt. Inhalt und Vortrag, und die Umſtän-

stände, unter denen es erschien, machen es so merkwürdig, daß der Uebersetzer sich's zum beson-dern Verdienst um seine Leser an-rechnet, es zum Vergnügen derer die es nicht in der Urschrift le-sen können, verdolmetscht zu ha-ben.

ben. Aus eben dieſer Urſache iſt die Ueberſezung ſo viel möglich getreu, möchte aber darüber manches von dem Gefälligen des Originals verfehlt haben; weil jede Sprache in nichts mehr, als in ſolchen Sachen die im

Ton des gemeinen Umgangs geschrieben sind, ihr eigenthümliches zeigt.

Der Uebersetzer.

Das

Das Mährchen
vom
Zarewitsch Chlor.

Vor Kii's des Fürsten von Kiew Zeiten, lebte, und war in Rußland, ein Zar und guter Mann, der die Wahrheit liebte, und allen Leuten wohl wollte; er durchreiste oft seine Provinzen, um zu sehen wie die Leute lebten, und erkundigte sich überall, ob sie recht thun.

Der

Der Zar hatte eine Zarin, und dieser Zar und diese Zarin lebten in grosser Einigkeit; die Zarin reiste immer mit ihrem Zar, und mochte nie von ihm getrennt seyn.

Einst kam der Zar mit seiner Zarin in eine Stadt, die auf einem hohen Berge im Walde erbaut war; hier bekam er einen Sohn von wunderbarer Schönheit, den man Chlor nannte; aber mitten unter den Freuden und dreytägigen Feierlichkeiten, erfuhr der Zar die unangenehme Nachricht, daß seine Nachbarn in Unruhe leben, in seine Länder einfallen, und den Grenzbewohnern viel Leids anthun. Er

nahm

nahm ſeine Truppen zu ſich, die in der Nähe in Lager ſtanden, und ging mit ihnen hin, die Grenzen zu beſchützen. Die Zarin reiſete mit dem Zar, der Zarewitſch aber blieb in der Stadt und dem Hauſe, wo er gebohren war. Der Zar gab ihm ſieben kluge und zum Erziehen der Kinder geſchickte Wärterinnen. Er ließ die Stadt mit einer Mauer von Felsſteinen, und auf den Ecken nach altem Brauch mit Thürmen, befeſtigen. Man ſtellte keine Kanonen auf die Thürme, weil man damals noch nirgends Kanonen hatte; das Haus worinnen der Zarewitſch Chlor wohnte, war zwar nicht von ſibiriſchen Marmor und

Porphir, aber ſehr gut und bequem eingerichtet. Hinter den Zimmern waren Gärten angelegt, mit fruchtbaren Bäumen, neben welchen gegrabene Teiche mit Fiſchen die Gegend verſchönerten; Luſthäuſer nach dem Geſchmack verſchiedener Völker, von welchen die Ausſicht ſich weit umher über Felder und Thäler verbreitete, vermehrten den Reiz dieſes Wohnſizes.

Als der Zarewitſch älter ward, fingen ſeine Amme und Wärterinnen an zu bemerken, daß er eben ſo klug und lebhaft als ſchön war, und überall ging das Gerücht, von dem klugen, ſchönen und guten Zarewitſch. Dies hörte ein gewiſſer Kir-

giſi-

giſiſcher Chan, der mit ſeinen Kibitken *) in der wilden Steppe herumzog, und war begierig dieſes wunderbare Kind zu ſehen; es ſahe es und wünſchte es mit ſich in die Steppe zu führen. Er fing an die Wärterinnen zu bitten, ſie möchten mit dem Zarewitſch zu ihm in die Steppe kommen; ſie antworteten aber mit vieler Höflichkeit, daß ſie dieſes ohne Erlaubniß des Zaren nicht thun könnten, daß ſie nicht die Ehre hätten, den Herrn Chan zu kennen, und mit dem Zarewitſch nicht zu unbekannten Leuten zu Gaſte führen. Der Chan war mit

*) Filzzelte.

mit dieſer höflichen Antwort nicht zufrieden, er drängte ſich zu dem Zarewitſch wie ein Hungriger zum Brod, und bat die Wärterinnen ohne Aufhören, ſie möchten doch mit dem Kinde zu ihm in die Stepe kommen. Da ihm dieſes ſtandhaft abgeſchlagen wurde, merkte er endlich, daß er mit Bitten nichts ausrichten würde, und ſchickte den Wärterinnen Geſchenke; ſie dankten, ſchickten ihm die Geſchenke zurück, und ließen ihm ſagen, daß ſie an nichts Mangel hätten.

Der Chan war eigenſinnig, er beſtand auf ſeinem Kopf, und dachte nach, wie er's anfangen ſollte! Endlich fiels ihm ein: er

zog ein zerriſſenes Kleid an, und ſetzte ſich an die Gartenthüre, als wenn er ein alter kranker Bettler wäre, der die Vorübergehende um Allmoſen bäte. Der Zarewitſch ſpazirte an dieſem Tage im Garten, er ſahe daß ein alter Mann an der Gartenthüre ſaß, und ſchickte hin zu fragen, was das für ein Alter wäre? Man lief hin und fragte, was es für ein Menſch wäre? und kam mit der Antwort zurück, es ſey ein kranker Bettler. Chlor, als ein neugierig Kind, bat ſich aus, den kranken Bettler zu ſehen; die Wärterinnen hielten ihn zurück und ſagten, es wäre nichts zu ſehen, er möchte nur einen Allmoſen ſchicken.

Chlor

Chlor wollte das Geld selbst abgeben, und lief voraus, die Wärterinnen eilten ihm nach; je geschwinder aber diese liefen, desto eiliger lief Chlor vor ihnen her. Er kam vor die Gartenthüre, eilte zu dem vermeinten Bettler, stieß mit seinen Füßchen an ein Steinchen, und fiel auf sein Gesichtchen zur Erde. Der Bettler sprang zu, nahm das Kind in die Arme, und schlüpfte mit ihm den Berg herab. Hier stand ein vergoldeter mit Sammet beschlagener Rennwagen; der Chan setzte sich darauf, und jagte mit dem Zarewitsch in die Steppe. Als die Wärterinnen an die Gartenthüre kamen, fanden sie weder den

Bett-

Bettler, noch das Kind, noch eine Spur von ihnen; auch war von dem Berge, da wo der Chan herabschlüpfte, kein Weg. Es saß und hielt den Zarewitsch wie ein junges Hühnchen in einer Hand, drehete mit der andern seine Mütze über dem Kopf, und schrie dreymal Urah! Auf dieses Geschrey liefen die Wärterinnen den Berg auf der Seite herab, kamen aber zu spät, und konnten den Zarewitsch nicht einholen.

Der Chan brachte Chloren glücklich in sein Hoflager, und ging mit ihm in seine Kibitke, wo ihn seine Großen bewillkommten. Er vertraute die Aufsicht über den

Za-

Zarewitsch dem besten seiner Volksältesten, welcher Chioren auf die Arme nahm, und in eine prächtig ausgeschmückte Kibitke führte, welche mit rothem chinesischem Zeuge und persischen Teppichen ausgelegt war. Er setzte das Kind auf ein goldstoffenes Küssen, und fing an es zu trösten; aber Chior weinte sehr, bedauerte, daß er so geschwind vor seinen Wärterinnen vorausgelaufen war, und fragte ohne Aufhören: wohin man ihn führe? wozu? warum? und wo er wäre? Der Aelteste und die übrigen bey ihm befindlichen Kirgisen, erzählten Chioren allerhand Fabeln: einer sagte, es wäre durch den Lauf der Gestir-

ne ſo beſtimmt, ein anderer, es wäre hier beſſer leben als zu Hauſe, kurz, ſie ſagten alles, nur die Wahrheit nicht. Da ſie aber ſahen, daß der Zarewitſch nicht aufhörte zu weinen, dachten ſie ihn durch Hirngeſpinſte zu ſchrecken; höre auf zu weinen, ſagten ſie, oder wir werden dich in eine Fledermaus, oder in einen Geier verwandeln, und dann wird dich der Wolf oder Froſch freſſen. Der Zarewitſch war nicht furchtſam, und fing über dies närriſche Zeug mitten im Weinen zu lachen an. Als der Aelteſte ſahe, daß das Kind aufhörte zu weinen, befahl er den Tiſch zu decken. Man deckte den Tiſch, man trug Eſſen auf, und der

Zarewitsch aß; dann gab man Zuckerwerk und allerhand Früchte, so gut man sie hatte. Nach dem Abendessen kleidete man den Zarewitsch aus, und legte ihn schlafen.

Am andern Tage berief der Chan frühe vor Tage seine Großen zu sich, und sagte zu ihnen folgendes. Es sey euch bekannt, daß ich an dem gestrigen Tage den Zarewitsch Chlor, ein Kind von seltner Schönheit und Klugheit mit mir gebracht habe. Ich wollte mich völlig überzeugen, ob alles was ich von ihm gehört habe, wahr sey, und bin Willens seine Gaben durch allerhand Versuche auf die Probe zu stellen. Als die Großen diese Worte des Chans vernommen hatten, neigten sie sich alle tief:

tief: die Schmeichler lobten das Unternehmen des Chans, daß er ein fremdes und noch dazu eines benachbarten Zaren Kind entführt hätte; die Feigen gaben ihm Beifall, und sagten: recht gnädiger Herr Chan, wie kan's anders seyn, als wie es dir in den Sinn kommt. Einige die ihren Chan wirklich liebten, schüttelten den Kopf, und als der Chan sie fragte, warum sie nichts redeten, antworteten sie offenherzig, du hast schlecht gethan, daß du einem benachbaren Zaren seinen Sohn entführt hast; es wird uns übel bekommen, wenn du deinen Fehler nicht wieder gut machen willst. Seht doch, erwiederte der Chan, ihr habt immer was wider mich zu sagen: und ging sie

vorbey. Sobald der Zarewitsch aufgewacht war, befahl der Chan ihn zu ihm zu bringen. Da das Kind sahe, daß man es tragen wollte, sagte es: bemüht euch nur nicht: ich kann gehen, und will schon selbst gehen. Als es in die chanische Kibitke eintrat, machte es allen eine Verbeugung; zuerst dem Chan, dann den Umstehenden, zur Rechten und zur Linken. Hierauf stellte es sich vor den Chan, mit einem so ehrerbietigen, höflichen und anständigen Wesen, daß es alle Kirgisen und den Chan selbst in Verwunderung sezte. Der Chan bedachte sich indessen, und sprach: Zarewitsch Chlor, man sagt von dir, daß du ein kluges Kind bist; ich bitte, suche mir die Rose ohne

Dor-

Dornen die nicht ſticht. Dein Wärter wird dir ein weites Feld zeigen: ich gebe dir drey Tage Friſt. Das Kind neigte ſich wieder vor dem Chan, und ſprach: gahz gut; hierauf gings aus der chaniſchen in ſeine Kibitke zurück.

Unterweges begegnete ihm des Chans Tochter, die mit dem Sauer-Sultan verheirathet war. Dieſer hatte nie gelacht, und ward über jedes Lächeln bey andern, verdrüßlich; die chaniſche Prinzeßin aber war von vergnügter Gemüthsart und ſehr liebenswürdig. Sobald ſie Chloren gewahr ward, rief ſie ihm zu: willkommen Zarewitſch! wie gehts dir? wo gehſt du hin? Der Zarewitſch erwiederte, daß er auf ihres

Vaters des Chans Befehl ausgehe, die Rose ohne Dornen zu suchen, die nicht sticht. Die Prinzeßin Feliza, dies war ihr Name, wunderte sich, daß man ein Kind ausschicke, eine so schwer zu findende Sache zu suchen. Sie liebte Chloren von Herzen und sprach zu ihm: warte ein wenig Zarewitsch, ich will mit dir gehen, zu suchen die Rose ohne Dornen die nicht sticht, wenn mein Vater es erlaubt. Chlor ging in seine Kibitke zum Mittagsessen; denn es war Essenszeit; die Prinzeßin aber ging zu ihrem Vater, und bat um Erlaubniß, mit dem Zarewitsch zu gehen, die Rose ohne Dornen zu suchen die nicht sticht. Der Chan versagte nicht nur

seine

ſeine Erlaubniß, ſondern verbot ihr aufs ſtrengſte mit dem Kinde zu gehen, um die Roſe ohne Dornen zu ſuchen die nicht ſticht.

Feliza beredete ihren Mann Sauer-Sultan, beym Chan, ihrem Vater, zu bleiben, und ging ſogleich von ihm zum Zarewitſch. Dieſer freuete ſich ſehr, als er ſie ſahe, und bat ſie, ſich neben ihm zu ſezen. Sie that dieſes gerne, und ſagte zu ihm: der Chan erlaubt mir nicht, mein lieber Zarewitſch, mit dir zu gehen, um die Roſe ohne Dornen zu ſuchen die nicht ſticht: ich will dir aber guten Rath geben, und bitte dich vergiß ihn nicht; höre mein Kind, vergiß nicht was ich dir ſagen werde. Der Zarewitſch

verſprach, alles wohl zu behalten. Wenn du ausgehen wirſt, ſagte die Prinzeßin, die Roſe ohne Dornen zu ſuchen die nicht ſticht, ſo wirſt du nicht weit von hier Leute von ſehr angenehmen Umgange begegnen, welche ſich bemühen werden, dich zu bereden, mit ihnen zu gehen; ſie werden dir viel luſtiges vorſagen, und dich verſichern, daß ſie ihre Zeit in unzähligen Freuden hinbringen; glaube ihnen nicht, ſie lügen, ihre Freuden ſind Scheinfreuden, und mit vielem Mißvergnügen verbunden. Nach dieſen werden andre Leute kommen und dich noch dringender einladen; ſchlage ihnen ihre Bitte ſtandhaft ab, ſo werden ſie dich in Ruhe laſſen. Dann

wirſt

wirſt du in einen Wald kommen, wo du Schmeichler finden wirſt, die dich durch angenehme Reden von dem rechten Wege abzubringen ſuchen werden; du aber vergiß nicht, daß du nichts zu ſuchen haſt, als die Roſe ohne Dornen die nicht ſticht. Ich liebe dich, und werde dir meinen Sohn entgegen ſchicken; er wird dir behülflich ſeyn die Roſe ohne Dornen zu finden die nicht ſticht. Chlor hörte Felizen aufmerkſam zu, bis ſie ausgeredet hatte, und ſagte hierauf zu ihr: iſt dann die Roſe ohne Dornen die nicht ſticht, ſo ſchwer zu finden? Nein, antwortete die Prinzeßin, es iſt ſo außerordentlich ſchwer nicht, wenn man nur rechtes Herzens

iſt, und auf ſeinem guten Vorſaz feſt beharret. Chlor fragte weiter; hat dann ſchon iemand dieſe Blume gefunden? Ich habe Bürger und Bauern geſehen, erwiederte Feliza, die hierin nicht minder glücklich geweſen ſind, als groſſe Herren und Zaren und Zarinnen. Bey dieſen Worten nahm die Prinzeſſin von dem Zarewitſch Abſchied, und ſein Wärter der Aelteſte führte dies Kind auf den Weg, zum Suchen der Roſe ohne Dornen die nicht ſticht. Er eröfnete ihm in dieſer Abſicht eine kleine Pforte, und lieſs ihn dadurch in einen groſſen Thiergarten ein.

Hier ſahe Chlor viele Wege vor ſich, von welchen einige gerade, andre gekrümmt, und

andre

andre ſehr verwirrt waren. Das Kind wuß-
te anfangs nicht, welchen es wählen ſollte,
da es aber einen Jüngling gewahr ward, der
ihm entgegen kam, eilte es zu ihm und frag-
te ihn, wer er wäre? Ich heiße Ueberle-
gung, ſagt: der Jüngling, und bin Felizens
Sohn; meine Mutter ſchickte mich, mit dir
zu gehen, um die Roſe ohne Dornen zu ſu-
chen die nicht ſticht. Der Zarewitſch dankte
Felizen mit Herz und Mund, faßte den Jüng-
ling bey der Hand, und erkundigte ſich bey
ihm, welchen Weg er gehen müßte. Ueber-
legung erwiederte mit vergnügter und ent-
ſchloſſener Miene: fürchte dich nicht, Zare-
witſch, laß uns den geraden Weg nehmen,

den

den nicht alle gehen, obgleich er ſchöner als die andern iſt. Warum gehen ſie dann dieſen Weg nicht? fragte der Zarewitſch; darum, antwortete der Jüngling, weil ſie ſich auf den andern Wegen aufhalten, oder irre gehen. Im Gehen zeigte der Jüngling Chloren einen ſehr reizenden Fußſteig, und ſagte zu ihm: ſieh Zarewitſch, dieſer Weg heißt der Weg wohlgearteter Seelen der Jugend; er iſt ſchön und kurz.

Sie gingen nun durch einen Wald und kamen in ein reizendes Thal, wo ſie einen Bach mit klarem Waſſer und neben dem Bach verſchiedene junge Leute ſahen, von welchen einige ſaßen, andre auf dem Graſe

und unter den Bäumen lagen. Sobald ſie den Zarewitſch gewahr wurden, ſtanden ſie auf und kamen ihm entgegen. Einer von ihnen redete ihn mit vieler Höflichkeit und Freundlichkeit an und ſagte: Erlauben Sie mein Herr, Sie zu fragen, wohin ſie gehen? Sind ſie durch einen Zufall in dieſe Gegend gekommen? und können wir nicht das Vergnügen haben Ihnen worin zu dienen; ihr bloßes Anſehen erfüllet uns mit Ehrerbietung und Freundſchaft für Sie; und wir ſind auſſer uns für Freuden, da wir an ihnen ſo viele glänzende Eigenſchaften bemerken. Der Zarewitſch erinnerte ſich hier an Felizens Reden, und antwortete ihnen lächelnd:

ich

ich habe nicht die Ehre ſie zu kennen, auch kennen ſie mich nicht: ich kann alſo ihre Worte bloß der gewöhnlichen Höflichkeit der feinen Welt und nicht meinen Verdienſten zuſchreiben, ich muß mich aber von ihnen entfernen, um die Roſe ohne Dornen zu ſuchen die nicht ſticht. Hier fieng ein anderer von den Anweſendsn an zu reden, und ſagte zum Zarewitſch. Ihr Vornehmen iſt ein Beweis ihrer großen Gaben, haben Sie aber die Gnade uns einige Tage mit ihrer Gegenwart zu beehren und an unſerer unausſprechlichen Freude Antheil zu nehmen. Chlor antwortete, daß ihm ſeine Zeit beſtimmt ſey, und daß er nicht Muſſe habe ſich irgendwo

auf-

aufzuhalten, weil er die Ungnade des Chans fürchte. Sie bemüheten ſich hierauf ihn zu überreden, daß er ſeiner Geſundheit wegen einige Tage ausruhen müßte, und daß er dazu nirgends einen beſſern und bequemern Ort, und ihm mehr ergebene Leute finden könne. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie ſehr ſie baten und ihn zu überreden ſuchten, einige Tage bey ihnen zu bleiben. Endlich nahmen ſich die Mannsperſonen und Frauenzimmer bey den Händen, ſchloſſen einen Kreis um Chloren und ſeinen Gefährten, tanzten und ſprangen um ſie herum, und ließen ſie nicht von der Stelle kommen. Indeſſen ergrif Chlor mitten im Taumel des

Tan-

Tanzes seinen Freund Ueberlegung bey der Hand, und beyde schlüpften geschwind aus dem Kreise, so daß die rundetanzenden sie nicht aufhalten konnten.

Nachdem sie hierauf etwas weiter gegangen waren, begegneten sie dem Befehlshaber des Orts, Faul-Mursa, welcher mit seinen Hausgenossen spazieren ging. Er empfing Chloren und seinen Gefährten freundlich, und bat sie, bey ihm einzutreten, wozu sie sich, da sie etwas ermüdet waren, bereden liessen. Sobald sie ins Zimmer traten, nöthigte er sie auf den Diwan zu sitzen; er selbst legte sich neben sie auf Daunen-Küssen, die mit altem Goldstoff überzogen wa-

ren; ſeine Hausgenoſſen aber ſetzten ſich um die Wände herum. Hierauf befahl Faul-Murſa Tobackspfeifen und Kaffee zu bringen; da er aber von den Fremden hörte, daß ſie weder Toback rauchten noch Kaffee tränken, befahl er den Teppich mit wohlriechendem Waſſer zu beſprengen; worauf er ſich bey Chloren um die Ankunft in dieſem Thiergarten erkundigte. Der Zarewitſch antwortete: daß er auf Befehl des Chans die Roſe ohne Dornen ſuche, die nicht ſticht. Faul-Murſa wunderte ſich, daß man bey ſo jungen Jahren eine ſolche beſchwerliche Sache unternehmen wolle, und ſagte: auch älteren als du wirds kaum glücken, ruhet aus, und

geht nicht weiter: ich habe hier Leute bey mir, die auch gesucht haben, sie sind's aber überdrüßig geworden, und haben's aufgegeben.

Nun stand einer von den Anwesenden auf, und sagte: ich bin selbst mehr als einmal darauf ausgegangen, ward's aber müde; da bin ich dann lieber bei meinem Gönner Faul-Mursa geblieben, der mir zu essen und zu trinken giebt. Unter diesen Gesprächen wühlte Faul-Mursa seinen Kopf ins Kissen, und schlief sanft ein. Als die um die Wände herum sitzende Leute Faul-Mursa schnarchen hörten, standen sie alle sachte auf. Einige giengen hin sich zu kleiden und zu putzen,

zen, einige legten ſich ſchlafen, andere ſchwatzten allerhand müßiges Zeug, andere griffen zu den Karten und Würfeln. Bey allen dieſen Geſchäften waren einige verdrüßlich, andre vergnügt, und bey allen konnte man die verſchiedene Bewegungen des Gemüths auf ihren Geſichtern leſen. Als Faul-Murſa aufwachte, verſammelten ſich alle bey ihm, und es ward ein Tiſch mit Früchten ins Zimmer gebracht. Faul-Murſa blieb in ſeinem Küſſen liegen und bewirthete von da den Zarewitſch, welcher alles was vorging ſehr aufmerkſam beobachtete. Er wollte eben die ihm von Faul-Murſa vorgelegte Früchte koſten, als ihn ſein Gefährte Ueberlegung ſanft

beym Ermel zupfte; hiedurch fiel dem Zarewitsch eine sehr schöne Weintraube aus der Hand, deren Beeren sich auf den Boden zerstreuten. Dies brachte ihn zum Nachdenken, er stand sogleich auf, und verließ, von seinem Gefährten begleitet, Faul-Mursa's altes Schloß.

Nicht weit von hier wurden sie eine Bauerhütte und einige Morgen sehr gut bearbeitetes Land gewahr, welches mit allerhand Getreide, als Roggen, Haber, Gersten, Buchweizen u. d. gl. besäet war, von welchen einiges reifte, anderes erst aufgieng. Weiterhin sahen sie eine Wiese, auf welcher Schafe, Kühe und Pferde weideten. Den Wirth fan-

den

den ſie mit der Gießkanne in der Hand, wie er die von ſeiner Frau verpflanzten Gurken- und Kohlpflanzen begoß; die Kinder waren an einer andern Stelle beſchäftiget, das Unkraut aus den Küchenkräutern auszujäten. Helf Gott, gute Leute, ſagte Ueberlegung. Großen Dank, junge Herren, antworteten die Landleute. Sie neigten ſich vor dem Zarewitſch als vor einem Unbekannten, zu Ueberlegung aber ſagten ſie treuherzig: wir bitten, ſey ſo gut Junker und tritt bei uns ein, deine Mutter die chaniſche Prinzeßin iſt uns gnädig, und beſucht uns, und verſchmäht uns nicht.

Ueberlegung nahm die Einladung an, und ging mit Chloren auf den Hof. Mitten auf diesem Hofe stand eine bejahrte und hohe Eiche: unter der Eiche eine breite, glatte und reine Bank, und vor der Bank ein Tisch. Die Gäste sezten sich auf die Bank, die Wirthin deckte mit ihrer Schwiegertochter den Tisch, und beyde trugen auf: eine große Schüssel saure Milch, einen Eyerkuchen, eine Schüssel warme Pfannkuchen, weichgekochte Eyer, und mitten auf dem Tisch einen guten Schinken; dann legten sie Roggenbrod auf, und sezten jedem ein Töpfchen süsse Milch vor. Hierauf brachten sie zum Nachtisch frischen Honig, frische Gur-

ken

ken und Kranichsbeeren in Honig. Der Wirth bat: nehmt vorlieb meine Herren, und unſre Reiſende, die Hunger hatten, verſchmähten nichts. Während dem Eſſen unterredeten ſie ſich mit dem Wirth und der Wirthin, die ihnen erzählten, wie geſund, vergnügt und ruhig ſie lebten, und nach ihrem Stande mit allem reichlich verſorgt wären; wie ſie ihr Leben in beſtändiger ländlicher Arbeit zubrächten, und durch ihren Fleiß, Mangel und Noth überwunden hätten. Nach dem Abendeſſen bedeckte man dieſelbe Bank mit kleinen Filzdecken, Chlor und Ueberlegung legten ihre Mäntel darauf, die Wirthin brachte jedem ein Kopfküſſen mit

einem weiſſen Ueberzuge; ſie legten ſich beide ſchlafen, und ſchliefen feſt ein, weil ſie müde waren.

Des Morgens ſtanden ſie frühe auf und dankten ihrem Wirth, der keine Bezahlung für's Nachtlager annehmen wollte, hierauf ſezten ſie ihre Reiſe fort. Als ſie etwa eine halbe Werſte gegangen waren, hörten ſie von weiten den Dudelſack ſpielen; Chlor wollte näher hinzu gehen, Ueberlegung ſagte ihm aber, daß man ſie mit dieſer Muſik vom Wege abführen würde. Chlor ließ ſich durch ſeine Neugierde verführen, näher zu gehen; als er aber die Thorheiten der trunkenen Leute ſahe, die in widerlicher Geſtalt um den

Spiel-

Spielmann herumtaumelten, erſchrack er, und warf ſich ſeinem Geführten Ueberlegung in die Arme, der ihn wieder auf den rechten Weg brachte; auf welchem ſie durch ein Gebüſche giengen und hierauf einen ſteilen Berg gewahr wurden. Dort, ſagte Ueberlegung zum Zarewitſch, dort wächſt die Roſe ohne Dornen die nicht ſticht. Hier fühlte Chlor die Hitze der Sonne, und ward müde, und fieng an mißmüthig zu werden, und ſagte: der Weg nimmt ja kein Ende; wirds noch lange ſo währen? Kann man denn keinen andern Weg gehen? Ueberlegung antwortete: daß er ihn den nächſten Weg führe, und daß Geduld alle Mühe überwinde. Der Zarewitſch ſagte mit

Mißvergnügen: nun, vielleicht finde ich selbst einen Weg. Er fächelte mit der Hand, verdoppelte seine Schritte, und entfernte sich von seinem Begleiter. Ueberlegung blieb hinter ihm zurück, und folgte ihm stillschweigend mit langsamem Schritt. Das Kind verirrte sich in einen Flecken, wo niemand auf selbiges achten mochte; denn es war Markttag, und alle Leute waren auf dem Markte, mit ihrem Kauf und Tausch beschäftiget. Der Zarewitsch ging zwischen den Fuhrwagen, mitten unter dem Marktgewühl und Geräusch herum, und fing an zu weinen. Ein Mann, der bey ihm vorüber ging, und ihn nicht kannte, sagte zu ihm: hör auf zu wei-

nen, junger Hund, es iſt ohne dich Lerm genug. Eben um dieſe Zeit kam Ueberlegung zu ihm, der Zarewiſch beklagte ſich bey ihm, daß der Mann ihn einen jungen Hund genannt habe; Ueberlegung ſagte kein Wort, und führte ihn von da weg. Als nun Chlor fragte, warum er nicht wie zuvor mit ihm ſpreche, antwortete Ueberlegung; du frägſt mich nicht um Rath, und haſt dich ſelbſt an einen unanſtändigen Ort verlaufen, laß dir's nun nicht verdrießen, wenn du Leute und Reden angetroffen haſt, die nicht nach deinem Sinn ſind. Ueberlegung wollte weiter reden, als ihnen ein Mann von Jahren, aber von gefälligem Anſehen begegnete, der von vielen jun-

gen

gen Leuten umgeben war. Chloe war immer neugierig alles zu wiſſen, er wendete ſich an einen von ihnen, und erkundigte ſich, wer er wäre. Dieſer Mann iſt unſer Lehrer, ſagte der Jüngling, wir haben unſere Lektion geendiget, und gehen ſpazieren; aber wo geht ihr hin? Der Zarewitſch antwortete: wir ſuchen die Roſe ohne Dornen, die nicht ſticht. Ich habe von unſerm Lehrer die Deutung der Roſe ohne Dornen die nicht ſticht, gehöret, ſagte der Jüngling: dieſe Blume bedeutet nichts anders als die Tugend; einige glauben ſie auf krummen Wegen zu erreichen, niemand aber erreicht ſie anders, als auf dem geraden Wege; glücklich iſt, der mit reinem

und

Herzen und Standhaftigkeit alle Beſchwerden dieſer Reiſe überwindet. Seht dort den Berg vor euch, da wächſt die Roſe ohne Dornen die nicht ſticht; aber der Weg iſt ſteil und felſicht. Nach dieſen Worten nahm der Jüngling von ihnen Abſchied, und gieng ſeinem Lehrer nach.

Chlor und ſein Begleiter gingen gerade auf den Berg zu, und fanden einen engen ſteinigten Fußſteig, auf welchem ſie mit Mühe fortgingen. Hier begegnete ihnen ein alter Mann und eine alte Frau in weiſſen Kleidern, beide von gleich ehrwürdigem Anſehen, die ihnen ihre Stäbe darboten, und ſagten,: ſtüzt euch nur darauf, ſo werdet ihr nicht ſtraucheln.

Die

Die daſigen Leute ſagten, daß die erſte Rechtſchaffenheit, die andre Wahrheit heiſſen. Als ſie auf ihre Stäbe geſtüzt, bis an den Fuß dieſes Berges gekommen waren, ſahen ſie ſich gezwungen, ſich vom Fußſteige an einen Zweig, und von einem Zweige zum andern, in die Höhe zu ſchwingen, bis ſie den Gipfel des Berges erreichten, wo ſie fanden die Roſe ohne Dornen, die nicht ſticht. Kaum hatten ſie ſelbige abgepflückt, als man in dem daſigen Tempel Pauken und Trompeten erſchallen hörte, und ſich überall das Gerücht verbreitete, daß der Zarewitſch Chlor in ſo jungen Jahren die Roſe ohne Dornen gefunden habe, die nicht ſticht. Er eilte mit

ſeiner Blume zum Chan, der Chan aber ſand-
te Chloren mit ſeiner Blume dem Zaren zu.
Dieſer erfreute ſich ſo ſehr über die Ankunft
und erlangte Vollkommenheiten des Zare-
wirſch, daß er alles Leid und Trauren ver-
gaß. Der Zar, die Zarin und alle Leute,
liebten den Zarewitſch von Tage zu Tage
mehr, weil er von Tage zu Tage feſter in der
Tugend ward. Hier hat mein Mährchen ein
Ende, wer mehr weiß, erzähle ein anderes.

Der Verblendete,

ein Luſtſpiel.

Aus dem Rußiſchen überſezt.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

1786.

St. Petersburg,
gedruckt in der Breitkopfſchen Buchdruckerey.

Spielende Personen:

Radotow.
Rgdotowin, dessen Frau.
Radotows Mutter.
Britägin, Radotows Frauen Bruder.
Taiſsa, Radotows Tochter.
Sophia Kratkowin, Nichte der Frau Dotow.
Praskowia, Dienstmädchen der Frau Rado
Gribin, Sophiens Bräutigam.
Bragin, Gribins Freund.
Tratow, Wokitows Freund.
Wokitow, Taiſsa's Bräutigam.
Protolk.
Barmotin.
Böblin.
Dadákin.
Tef, Bragins Diener.
Ein Kind.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Radotow, Britägin.

Frau Radotow.

Mir iſt bange, Bruder, daß mein Mann ſeinen Verſtand verliert.

Britägin.

Wie ſo, Schweſter, bemerkſt Du etwa, daß ſeine Reden nicht wohl zuſammen hängen?

Frau Radotow.

Ach Bruder, er ſpricht faſt kein Wort ſo, wie man gewöhnlich zu ſprechen pflegt.

Britägin.

Iſt aber doch in ſeinen Gedanken Zuſammenhang?

Frau Radotow.

Es iſt wohl Zuſammenhang, aber ſeine Gedanken ſind ſo ſonderbar.

Britägin.

Klagt er über etwas? iſt er nicht vielleicht krank?

Frau Radotow.

Du wirst Dich wundern, Bruder, wenn Du hörst wie er darüber urtheilt. Jeder Schmerz ist ihm sehr angenehm, sowohl sein eigener, als anderer Leute.

Britälgin.

Das ist ja ein ganz neuer Geschmack!

Frau Radotow.

Während deiner lezten Krankheit, kam ich ihn zu sagen, daß die Hitze zunähme und daß die Ärzte dei netwegen besorgt wären. Das freut mich recht sehr war seine Antwort. Ich fieng an zu weinen, er abe suchte mich zu überreden, daß die Krankheit ein rech seliger Zustand sey.

Britälgin.

Wie? ist er etwa böse auf mich? Wir waren sonst so gute Freunde. . . .

Frau Radotow.

Ich bin gewiß, daß er Dich sonst so geliebt h wie mich und seine Kinder; aber jezt weis ich nich er flieht uns alle.

Britälgin.

Was bewegt ihn aber zu diesem sonderbaren B tragen?

Frau Radotow.

Das ist es eben, Bruder, was ich selbst so ger herausbringen möchte; warum er sich jezt über all

B

Böse freut. In der vorigen Woche kam uns unsere Uhr vom Tische und mir meine Tabatiere weg: man sagte es ihm, er antwortete aber lächelnd nichts weiter als: schon gut; es wird immer jemanden dienen.

Britägin.

So weit man sich im gemeinen Leben von den überall angenommenen Regeln entfernt, so sehr nähert man sich einer verkehrten Einbildung. Wenn dein Mann sich über das Böse freut, was für einen Eindruck macht denn das Gute auf ihn? macht ihm das nicht vielleicht gar Verdruß oder Kummer?

Frau Radotow.

Er entzieht sich allem was uns gut, angenehm und lustig scheinet, so wie allem Umgange und Geschäften.

Britägin.

Das nenn' ich wohlangenommene gute Sitten fliehen. Was thut er denn aber, wenn er allein ist?

Frau Radotow.

Er sitzt auf einem Stuhl in tiefen Gedanken; vor ihm auf dem Tische liegt ein aufgeschlagenes Buch; ob er darin lieſt oder nicht, weiß ich nicht, wenn ich aber ins Zimmer komme, so sieht und hört er mich nicht. Gewöhnlich finde ich ihn mit niedergeschlegenen Augen unbeweglich auf einer Stelle, recht so als ein gemahltes Bild.

Britägin.

Iſt er ſchon lange in dieſem Zuſtande?

Frau Radotow.

Seitdem er das leztemal auf Urlaub war; da hatte er unterweges einen gewiſſen Menſchen angetroffen, den er mit ſich hieher brachte. Mit dieſem ſizt er oft lange eingeſchloſſen. Zuweilen bringt man auch noch verſchiedene andere Leute zu ihm, deren Nahmen und Stand faſt niemanden bekannt iſt. Sie ſind ſchlecht gekleidet, ſprechen eine unverſtändliche Sprache und ſind ſehr blaß im Geſicht; ob das vom Hunger kömmt, weiß ich nicht, aber ſo viel weiß ich wohl, daß wenn ſie mit ihm ſpeiſen, man für ſie doppelten Vorrath von Eſſen und Trinken auftiſchen muß.

Britägin.

Was ſagt denn aber deine Schwiegermutter dazu?

Frau Radotow.

Du weißt, Bruder, ſie iſt eine bejahrte Perſon und ſowohl in ihrer Denkungsart als ihren Sitten . . .

Zweyter Auftritt.

Frau Radotow, Britägin, Praskowia.

Praskowia.

Die Großmama kömmt und iſt ganz erſtaunend aufgebracht.

Frau

Frau Radotow.

Worüber?

Praskowia.

Unſer Fräulein Taiſſa hat ihr was nicht recht gemacht. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Radotows Mutter, Frau Radotow, Britägin.

Radotows Mutter.

Nun, Frau Schwiegertochter, ich komme Dir zu ſagen, daß ich nicht länger in eurem Hauſe wohnen will.

Frau Radotow.

Worüber ſind Sie denn ſo böſe, Mamachen?

Radotows Mutter.

Hier im Hauſe geht alles ins Kreuz und in die Quere! niemand hört mich, niemand ehrt mich mehr.

Frau Radotow.

Wer unterſteht ſich denn daran zu denken . . .

Radotows Mutter.

Du wirſt ſelbſt froh ſeyn, wenn ich nur erſt aus dem Hauſe bin. Du magſt doch gern mit deinem Bru-

der und deinen Verwandten zusammen sitzen, und mich nur selten ansehen, oder wenigstens immer ein sauer Gesicht dazu machen. Ich aber kann das nicht leiden; ich hab' in meiner Jugend wohl Kummer genug gehabt, möcht aber in meinen alten Tagen gern lauter frohe Gesichter sehen.

Frau Radotow.

Es thut mir leid, Mamachen, daß ich Ihnen nichts zu Dank machen kann. Ich und mein Mann geben uns doch, wie mich dünkt, alle Mühe . . . .

Radotows Mutter.

Das ist alles nur zum Schein . . . Lebt wohl, Du und dein liebes Männchen . . . wenn er noch nicht närrisch ist, so wird er doch bald auch das Bischen übrigen Verstand verlieren . . . . Was hier alle Tage vorgeht, das können meine Augen nicht länger vertragen.

Peregrin.

Was ist denn das?

Radotows Mutter.

Was ist da lange zu erzählen? . . . Einer geht und träumt im Wachen . . und trägt sich mit allerhand närrischem Zeug; der andere flistert und will mit Geistern reden . . . Wenn sie nur nicht gar das Haus mit Teufeln vollgefüllt haben. (steht aus) Selbst den Kindern setzt man solche häßliche Sachen in den Kopf . . .

Frau

Frau Radotow.

Den Kindern?

Radotows Mutter.

Nun ja, den Kindern . . . Da kömmt mein Enkelchen Taiſſa zu mir ins Zimmer, ſie ſieht vor mir auf dem Tiſche ein Glas mit Blumen ſtehen, und fängt an die Blätterchen zu küſſen. Ich frage, wozu das? da ſagt ſie mir, daß auf jedem Blatt ein Seelchen wohnt . . . und daß dergleichen auf einer Nadelſpitze einige tauſend Plaz haben ſollen . . . Ich ſtarb faſt vor Schrecken . . . Wovor wir lebenslang bange geweſen ſind . . . was unſern Verfahren Angſt und Schrecken machte . . . wovor ſie ausſpieen . . . wovon ſie nicht hören wollten, und ihre Ohren verſchloſſen . . . das ſucht man jezt freywillig um und an ſich zu haben . . . Auch die kleinen Äffchen die, die ſchleppen ſich ſchon damit herum. Nun, das ſag ich, das iſt ein wahres Verderbniß! . . .

Brigägin (zur Frau Radotow).

In meinem Hauſe, Schweſter, iſt den Wärterinnen und Ammen ernſtlich verboten, meine Kinder mit dergleichen Märchen zu ſchrecken, oder mit ihnen von nie geweſenen Ungeheuern zu ſprechen.

Radotows Mutter.

Da iſt ja von keinen luſtigen Märchen der Wär-

terinnen und Ammen die Rede . . . der Vater selbst ist hier Anführer und Lehrer . . . und deshalb verlang' ich nicht länger hier im Hause zu leben.

Frau Radotow.

Bleiben Sie doch wenigstens bey uns bis zur Hochzeit meiner Nichte.

Radotows Mutter.

Was geht mich das an! wenn ich nur Ruhe hätte, und nicht beständig anderer Leute Thorheiten mit ansehen müßte.

Frau Radotow.

Ach! die, von der ich im Nothfalle Hülfe erwartete, die wirft noch dazu ihren Zorn auf mich.

Radotows Mutter.

Hülfe? . . . Hülfe? . . . worin? . . . worin? . . . was ist das denn für ein Nothfall?

Frau Radotow.

Ach, Mamachen! es schickt sich für mich nicht, so von meinem Mann' zu reden. . . .

Radotows Mutter.

Nun was wärs denn?

Frau Radotow.

Ich bemerke selbst bey ihm . . . große Veränderung. . . .

Rado-

Radotows Mutter.

Veränderung! . . . was für Veränderung?

Frau Radotow.

Er iſt immer ſo ſehr in Gedanken.

Radotows Mutter.

Laß ihn denken . . . das könnteſt Du auch unbemerkt laſſen. . . .

Frau Radotow.

Er ſpricht oft ſolche Sachen, die ich gar nicht verſtehen kann. . . .

Radotows Mutter.

Eine gute Frau verſteht ihren Mann allezeit.

Frau Radotow.

Er ſizt immer allein in ſeinem Zimmer.

Radotows Mutter.

Ein jeder iſt da am liebſten, wo es ihm am beſten gefällt.

Frau Radotow.

Ich beſorge eben ſo wie Sie . . . daß er nicht gar den Verſtand . . .

Radotows Mutter.

In unſerer Familie, mein Kind, iſt bis jezt noch kein Wahnſinniger geweſen.

Frau

Frau Radotow.

Sie sagten doch selbst vorher . . .

Radotows Mutter.

Das hab ich bemerkt . . . und kein anderer nicht . . . Ich bin meines Sohnes ächte Mutter . . . und keine Stiefmutter . . . Übrigens ist das so meine Art: wenn ich was sage, so mag ich nicht, daß mir andere Leute alles nachsprechen.

Britägin.

Es wäre besser für Sie, und für ihren Sohn, und für Ihres Sohnes Frau, wenn Sie sich in dem gegenwärtigen Falle lieber mit einander vereinigen möchten . . .

Radotows Mutter.

Vereinigen? . . . vereinigen? . . . Ein jeder, mein Herr, nimmt sich seiner eigenen Verwandten an. Und worin sollen wir uns denn vereinigen?

Britägin.

Ihren Sohn so viel möglich von seinen angenommenen Vorurtheilen abzubringen.

Radotows Mutter.

Gut, ich will sehen. . . .

Vierter Auftritt.

Radotow, Radotows Mutter, Frau Radotow, Britägin.

Radotows Mutter (zu Radotow).

Leb' wohl, mein Sohn . . . leb' wohl . . . ich reiſe.

Radotow.

Wir befinden uns zu aller Zeit und Stunde auf der Reiſe.

Radotows Mutter.

Was für albern Zeug! Wenn ich zu Hauſe bin, ſo bin ich ja nicht auf dem Wege.

Radotow. (auf die Stirne zeigend)

Die Zahlen ſind hier; (auf den Leib zeigend) das Maas des Daſeyns iſt da; (auf die Füße zeigend) das Gewicht iſt ſicherlich da; alles hängt davon ab.

Radotows Mutter.

Noch mehr aber davon, wie jemand faſelt.

Radotow.

Ich habe mich mit einem Harniſche umkleidet . .

Radotows Mutter.

Nicht ein Wort wahr; du haſt nur einen bloßen Rock an.

Rado-

Radotow.

Ich wickele mich in den Mantel der Unempfindlichkeit. . .

Radotows Mutter.

Besinn dich doch, besinn dich, gegen wen Du deine Unempfindlichkeit zeigst! Ich, deine Mutter red't mit dir.

Radotow.

Bring die Leidenschaften nicht in Bewegung, laß mich in Ruhe!

Radotows Mutter.

Du unbewegliche Puppe Du! weißt Du wohl, daß ich mütterliche Gewalt über Dich habe, und wenn ich will, Dich nach alter Art ohne Umstände in Bewegung bringen werde?

Radotow.

Dieser Ausdruck schließt, wie ich's begreife, ein gewisses Wollen und Begehren in sich.

Radotows Mutter.

Hör auf, ich bitte Dich . . .

Britägin (zu Radotow).

Denk doch selbst daran, wie sehr Du vor einigen Jahren über unsere Muhme, die Frau Tschudichin, *) gelacht

*) Dieser Character einer sehr abergläubischen oder albernen Frau Tschudichin, befindet sich in einer in russischer Sprache gedruckten und mit vielem Beyfalle aufgeführten Komödie: O vremja! (O Zeit!)

gelacht haſt; jezt biſt Du ihr, durch deine Vorurtheile vollkommen ähnlich . . . Sie hatte ihre beſondere Art zu denken, ihre beſondere Ausdrücke . . . Jezt kann man Dich eben ſo wenig verſtehen als ſie.

Radotows Mutter (zu Radotow.)

Nimm, wenn du willſt, ihren Nahmen und Zunahmen an; mich aber wirſt Du nicht mehr in deinem Hauſe ſehen, bis Du deinem Haſeliren ein Ende machſt.

(geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Radotow, Frau Radotow, Britägin.

Frau Radotow.

Ich will ihr nachgehen, und ſie zu erbitten ſuchen. — Da haſt Du die Mama erzürnt, was wird daraus gutes werden?

Radotow.

Standhaftigkeit überwindet alle Verſuchungen . . . Geh, ich bitte dich, laß mich.

Frau Radotow.

Das kann ich wohl leicht thun; aber bedenke doch ſelbſt, wie es mir ums Herz ſeyn muß, wenn ich Dich für alle ſo verſteinert ſehe.

(geht ab.)

Sech-

Sechster Auftritt.

Radotow, Britägin.

Britägin.

Erlaube mir, Dir aus alter Freundschaft zu sagen, daß Du dein ganzes Haus in Trauren und Kummer versezest.

Radotow.

Kann wohl seyn.

Britägin.

Ich begreife es nicht, was Dich in eine so sonderbare Lage gebracht hat.

Radotow.

Ich bin in einem sehr glücklichen Zustande . . . ich bin in der besten Gesellschaft . . . meinetwegen mögen jezt . . . Weib, Kinder, Verwandte, Freund . . . umkommen; alles dieses rührt mich nun nicht mehr, als das. (schnellt mit den Fingern.)

Britägin.

Für uns ist wenigstens deine Art zu denken nicht sehr tröstlich; aber sage mir doch, was hat bey Dir auf einmal alle natürliche Verbindungen und Gefühle ausrotten können?

Radotow.

Das Wohlbehagen der Seele ist allen andern Gefühlen und Verbindungen vorzuziehen.

Brita

Britägin.

Worein ſeheſt Du denn aber dieſes Wohlbehagen?

Radotow.

In innere Ruhe, um das zu erfahren, was vor unſern Augen verborgen iſt.

Britägin.

Das heißt: ſein ſelbſtſüchtiges Wollen allen übrigen Betrachtungen vorziehen; ſeine Augen von der ganzen Welt abwenden, und ſeinen Blick nur blos auf ſich ſelbſt richten. Alle deine Hausgenoſſen ſind mit Recht über deinen Zuſtand in Unruhe verſetzt, weil Du dich von ihnen ſo wohl innerlich als äußerlich ſo ſehr entfernſt. Erlaube mir, Dir zu ſagen, daß ich deine neue Denkungsart nicht ohne Abſcheu betrachten kann; ſie zerſtöhrt bey Dir alle natürliche Verbindungen und alle angebohrne menſchliche Gefühle.

Radotow.

Hör doch auf mit deinen Erläuterungen! Gehorſamer Diener. (geht ab.)

Britägin.

Ich will ihm nachgehen, und ihm die Augen zu öfnen ſuchen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Praskovia, Tef.

Praskovia.

Geh mir doch vom Halse, ich bitte Dich, und lauf mir nicht auf den Hacken nach; ich kanns nicht mehr ausstehen, daß Du immer so an mir hängst.

Tef.

Das ist sehr leicht gesagt; du solltest aber nur wissen, wie mir zu Muthe ist, wenn ich dein Schnäuzchen sehe. Ich weiß alsdenn nicht was ich thue und laufe Dir auf der Spur nach, wie ein Jagdhund dem Hasen oder Fuchs nachjagt.

Praskovia.

Dein Beispiel ist für mich weder gut noch von Gewicht . . .

Tef. (nachspottend)

Weder gut, noch von Gewicht . . . noch von Gewicht . . . ich möchte doch gerne wissen, wo Du solche auserlesene Wörter hernimmst . . .

Pras-

Praskowia.

Wohn' nur ein Bißchen in unſerm Hauſe, ſo wirſt Du bey uns viel Wunderdinge ſehen und hören: bey uns hat jeder ſeine eigene Sprache . . .

Tef.

Wie iſt das zu verſtehen? haſt Du vielleicht verſchiedene Sprachen gelernt?

Praskowia.

Nein, ich verſteh' blos meine Mutterſprache, und niemand bey uns ſpricht eine andere; man gebraucht aber oft ſo hohe und künſtliche Wörter, daß einer zwar hört, wie ſie ſprechen, aber nichts davon verſtehen kann. Unſer Herr hat ſich jezt ganz verändert; er war ſonſt luſtig und umgänglich, er ging gern zu Gaſt' oder hatte das Haus voll Leute; ſeit einiger Zeit aber iſt er ganz tiefſinnig geworden, und fliehe vor allen Leuten...

Tef.

Was ſagt denn die Frau dazu?

Praskowia.

Unſre Frau war anfangs, die Wahrheit zu ſagen, ein wenig vergnügt darüber. Er ſaß mehr als ſonſt zu Hauſe, und ſie hoffte ihn ſo unter dem Daumen zu haben . . . verſtehſt du? . . .

Tef.

So . . . ſo . . . .

Praskowia.

Sie glaubte, er würde nun nach ihrem Willen leben.

Tef.

War's denn vorher nicht so?

Praskowia.

Da acht' er die Frau für nichts . . .

Tef.

Aber jezt?

Praskowia.

Die Freunde haben sich entfernt . . .

Tef.

Und die Frau?

Praskowia.

Er kümmert sich wenig um sie, und sie hat den Kopf voll Sorgen . . .

Tef.

Weswegen denn?

Praskowia.

Sie hat unter andern ihre Tochter und ihre Nichte auf dem Halse; beyde mannbare Mädchen.

Tef.

Sie sollt' ihnen Freyer suchen . . .

Praskowia.

Ja, sieh nur; die eine hat wohl einen Bräutigam . . . aber beide Mädchen sind so ein bischen sonderbar . . . Die Nichte hat sich in übermäßigen Puz

und

und Staat verliebt, die träumt im Schlaf und Wachen von nichts als neuen Moden.

Tef.

Und die andere?

Praskowia.

Die Tochter vertieft sich in langweilige Grübeleyen . . . die schwazt Tag und Nacht von Sachen, die weit über meinen Verstand sind . . . heute ist die Großmama deshalb über sie böse geworden . . .

Tef.

Halt! . . da kommen unsre Junker. Leb wohl mein Schäzchen, bis zum Wiedersehn.

(Praskowia geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Gribin, Bragin, Tef.

Gribin.

Ich möchte doch gerne wissen, was das für ein Ende nehmen wird.

Bragin.

Für ein Ende nehmen wird? . .

Tef. (leise zu beiden)

Still . . . da kömmt die Schöne . . . so geschmückt als ihr nur der Puz erlaubt . . . Die hohen

ſpitzigen Abſätzchen hindern ſie im Gehen . . . Sehen Sie doch zu . . . ihre Schuh'chen ſind ſo klein, daß von den Füßchen kaum die Zeh'chen darin ſtecken.

(Teſ ſpottet ihr im Gange nach, und geht Gribin und Dragin vorbey, ab.)

Dritter Auftritt.

Gribin, Dragin, Sophia Kratkow.

Sophia. (ohne Gribin und Dragin zu ſehen)

Werd' ich wohl jemals ſo glücklich ſeyn!

Dragin. (zu Gribin)

Hörſt du?

Gribin.

Ja, ja.

Sophia.

Werd' ich wohl jemals ein ſolches Glück erleben?

Dragin. (zu Sophien)

Darf ich wohl fragen, worein Sie dieſes Ihr großes Glück ſetzen?

Sophia.

Ach . . . ich ſah' nicht, daß Sie hier waren.

(Macht einen tiefen Knicks zur Rechten und zur Linken, die Hände an die Bruſt gedrückt und mit niedergeſchlagenen Augen.)

Gribin.

Gribin. (zu Sophien)

Es ſchien uns, daß Sie in ſehr angenehme Betrachtungen vertieft waren.

Sophia.

Die Wahrheit zu ſagen, mein Wunſch beſteht darin, ein neues Kleid mit einem ſo breiten (zeigt auf die ganze Seite) und ſo dicken (zeigt auf eine halbe Elle) Beſaz zu haben, und um mich herum recht viel Blumen, Perlen, Frangen, Quäſtchen, Bänder, Federn und andere ſolche Sachen.

Gribin.

Wozu ſo viel Puz, wo angebohrene Schönheit glänzt?

Bragin.

Und wo von Natur keine Schönheit iſt, da vermehren Blumen, Perlen, Frangen und Federn nur die Häßlichkeit.

Sophia.

Ey, mein Herr! . . der Puz ſoll alſo nicht die Schönheit vermehren? . . hah! hah! hah! (macht einen Knicks) das hab' ich noch nie gehört. . . Man ſagt uns ja ſchon in der Wiege vor, daß das hübſch, daß das ſchön ſey, und daß man ohne Puz (macht einen Knicks) nicht wohl in der Welt leben könne.

(Macht wieder einen tiefen Knicks zur Rechten und zur Linken, die Hände an die Bruſt geſchloſſen und mit niedergeſchlagenen Augen; ſie zieht im Abgehen ein Tuch aus der Taſche, wodurch drey Stückchen Papier auf die Erde fallen.)

Vierter Auftritt.

Bragin, Gribin.

Bragin.

Ihr Sinn und Verstand ist nur für Puz . . . (nimmt die Stückchen Papier auf) Was hat sie da für Stückchen Papier fallen lassen?

Gribin.

Zeig her, zeig doch, was sind das für Zettelchen?

Bragin.

Ich will sie ihr unbesehen wiedergeben.

Gribin.

Ich bitte Dich, zeig her. (reißt ihm die Stückchen Papier aus den Händen, macht eins auf und liest) „Wie er seyn soll.„

Bragin.

Was ist das?

Gribin.

Das scheint der Titel zu seyn! (liest) „Es wird „erlaubt, schwarzes Haar; blondes Haar nicht ver„boten . . . ausgeschlossen, rothe Augenbraunen und „Augenwimpern . . . auch kalmückische Gestalt und „Anstand; . . . wegen der Augen, keine Ausnahme, „nur müssen sie Feuer haben . . . Wuchs, nicht unter

„dem

„dem mittlern, auch nicht über zwey Arſchinen zehn „Werſchock . . . auſſerordentlicher Verſtand und groſſe „Gelehrſamkeit wird nicht verlangt . . .

Bragin.

Wie? . . wie heißt der Titel?

Gribin. (lieſt)

Wie er ſeyn ſoll.

Bragin.

Er? . . . wer iſt denn der er?

Gribin.

Er, der Herr er! Die Mädchen nennen gewöhnlich den ſo, von dem ſie öffentlich am wenigſten ſprechen.

Bragin.

Ich weiß nicht auf wen ich denken ſoll.

Gribin.

Siehſt Du denn nicht, was da geſchrieben ſtehe? „Wie er ſeyn ſoll.„ Die Rede iſt von ihrem Künftigen; ſie hat ſich ein Muſter vorgezeichnet . . . . und will ſich darnach einen ausſuchen, nicht ſo?

Bragin.

Das kann wohl ſeyn . . . . vielleicht aber hat ſie ihn auch ſchon gefunden.

Gribin.

Wir wollen weiter sehen, was die Zettelchen sagen. (macht das andre Stückchen Papier auf und liest) „Zu „entsagen: dem Kartenspiel . . . . . und anderer „Verschwendung . . . . . wie auch der gar zu großen „Liebe zur Jagd.

Bragin.

Was ist denn das?

Gribin.

Ich weiß nicht . . . . . laß sehen ob dies dreyeckigte Papierchen, das schon zur Papillote zugeschnitten war, uns die Sache näher aufklären wird. (liest) „Was „zu versprechen ist: . . . . . Keine Schulden zu ma„chen, ... die Handwerker zu rechter Zeit zu „bezahlen . . . . .

Bragin.

Sieh doch zu! kehr' das erste Zettelchen um, da steht noch etwas auf der andern Seite.

Gribin.

Das hatt' ich nicht bemerkt. (liest) „Auch wird er„laubt: mit den Augen zu sehen . . . . aber nicht zu „starren . . . . ferner, spazieren zu gehen, ... mit „einem raschen Pferde zu rennen . . . . aber doch „nicht über drey Minuten vom schnellen Pferde zu „reden, ... nur selten zum Essen zu Gast' zu „gehen.

Fünfter Auftritt.

Sophia Kratkow, Bragin, Chibin.

Sophia.

(ſieht ſich im Hereintreten nach ihren Papieren um, macht hierauf einen Knicks vor Bragin und Chibin, mit niedergeſchlagenen Augen, die Hände an die Bruſt gedrückt)

Haben Sie, meine Herren . . . hier nicht einige Papierchen geſehen, die ich im Gehen habe fallen laſſen? . . . ich habe ſie ſehr nöthig.

Bragin.

Ihre Papiere ſind nicht verlohren.

Sophia. (macht einen Knicks)

Wo ſind ſie denn?

Bragin.

Ich habe ſie gefunden . . .

Sophia.

So geben Sie mir ſie geſchwind wieder.

Chibin.

Jeder Fund gehört gewöhnlich dem zu, dem ihn das Glück gegönnt hat.

Bragin.

Nach dieſer Regel gehören die Papiere mir, weil ich ſie gefunden habe, und niemand anders.

Chibin.

Gribin.

Ich will doch ſehen, wie Du das einem andern geben willſt, was nach dem Recht der Eroberung mir allein zugehört.

Sophia. (weinend)

Die Papiere ſind ja für niemanden wichtig als blos für mich . . . Wenn . . . ſie . . . der . . . Tan . . . te . . . in die Hände . . . fallen . . . ſo werd ich gewiß ge . . . ſcholten . . . obgleich nichts Böſes . . . darin . . . iſt. Ich fraßte geſtern . . . mit meiner . . . Couſine . . . und ſchrieb das . . . aus einem Buch' . . . ab . . . um die . . . Feder . . . zu verſuchen.

Bragin.

Die Feder zu verſuchen? . . . ſoll man das wirklich glauben?

Gribin.

Wenigſtens war die Feder nicht neu; . . . die Buchſtaben haben einen ſo ziemlich dicken Strich.

Sophia.

Sie haben es alſo geſehen? . . . (macht einen Knicks) Ich hatt' es doch nicht für Sie geſchrieben . . .

Gribin.

Das iſt uns deutlich geſagt.

Bragin.

Wer ſoll aber der er ſeyn?

Sophia.

Sophia. (macht einen Knicks)

Er? .... er ſoll ſo ſeyn .... wie da geſchrieben ſteht.

Britin.

Aber für wen ſind die Entſagungen entworfen?

Sophia. (macht einen Knicks.)

Für .... auch für ihn.

Bragin.

Aber die Verſprechungen, die Erlaubniß? auch für ihn?

Sophia. (macht einen Knicks)

Nun ja ... auch für ihn: ſo wie es im Buche ſteht, aus dem ichs ausgeſchrieben habe. (macht einen Knicks) Ich bitte, geben Sie mir doch die Papiere wieder .... ich fürchte daß die Tante herkömmt; ſie ſchilt mich ohnedem alle Tage.

Britin.

Weswegen denn?

Sophia.

Das weiß ich ſelbſt nicht recht. (macht einen Knicks) Es heißt Ihretwegen, weil ich mit Ihnen nicht ſo umgehe ... Sie ſehen aber doch ſelbſt, daß ich Ihnen jederzeit einen recht tiefen Knicks mache (knickt) und dabey die Hände an die Bruſt drücke und die Augen niederſchlage, wie mich meine Madame gelehrt hat ....

Die

Die liebe Madame! es thut mir recht leid, daß sie uns verlassen hat; . . . sie hat sich in die Bürgerschaft einschreiben lassen, um mit neumodischen Hüten zu handeln.

Bragin.

Es thut mir leid, daß Sie so oft gescholten werden.

Gribin.

Wir beschweren uns doch über Sie nicht . . . .

Sophia. (mit einem Knicks)

Ich gebe auch nicht Ihnen die Schuld . . . . Ich weiß schon lange, daß meine Tante nur blos Gelegenheit suche, mich auf irgend eine Art los zu werden.

Sechster Auftritt.

Frau Radetew, Sophia Krakow, Bragin, Gribin.

Frau Radetew. (zu Sophien)

Was machst Du da?

Sophia. (mit einem Knicks)

Ich . . . . ich . . . . spreche . . . .

Frau Radetew.

Du wirst, glaub' ich, recht viel Schönes gesagt haben.

Bragin.

Pragin.

Wir haben ſie mit vielem Vergnügen ſprechen gehört.

Frau Radotow.

Das wäre für ſie zu wünſchen.

Gribin. (leiſe zur Frau Radotow)

Sie iſt in Ihrer Gegenwart blöde, ich habe aber Beweiſe in Händen, daß ſie eben ſo viel Verſtand als Schönheit beſitzt.

Frau Radotow. (zu Sophien)

Geh' in dein Zimmer.

(Sophie knickſt im Abgehen zur Rechten und zur Linken, die Hände an die Bruſt gedrückt, und mit niedergeſchlagenen Augen.)

Frau Radotow. (zu Gribin)

Darf ich fragen, was das für Beweiſe ſind, die Sie in Händen haben?

Gribin. (zu Frau Radotow)

Wir ſind ganz von ungefähr dazu gekommen . . .

Pragin.

Ich habe ſie da von der Diele aufgenommen.

Frau Radotow.

Was hat ſich denn da auf der Diele herumgetrieben?

Gribin. (zu Frau Radotow)

Ein gerechter Richter muß unpartheyisch seyn; also geben Sie uns zuerst die Versicherung, daß Sie auf keine Art und Weise, und über niemand, zürnen wollen.

Frau Radotow.

Es ist von jeher meine Art so, daß ich ohne Ursache niemals einen Augenblick böse seyn kann.

Bragin.

Es ist überhaupt sehr nöthig, daß wir alle gegen einander Nachsicht beweisen.

Frau Radotow.

Ich merke aus Ihren Reden, daß Sie mein Gemüth auf etwas vorbereiten wollen; ich liebe aber dergleichen Umschweife nicht; sagen Sie mir also nur lieber geradezu, was Sie mir sagen wollen.

Gribin. (indem er die Papiere aus der Tasche nimmt)

Ich habe hier einige Zeilen von einer reizenden Hand geschrieben. Die Schöne hat darin sehr deutlich ausgedrückt: wie er seyn soll; was für Dingen er zu entsagen habe, was er versprechen müsse, und was ihm erlaubt seyn soll .... dem nemlich, der das Glück haben soll, ihr zu gefallen.

Frau Radotow.

Zeigen Sie doch. (Liest sachte) Ist das möglich!... wenn man sie ansieht, so sollte man glauben, daß sie nicht fünf zählen könnte.

Gribin.

Nun, wenn ſie das wirklich ſelbſt geſchrieben hat . . . . . willigen Sie wohl ein, ſie denjenigen zu geben, der ſich blindlings allen dem unterwirft, was ſie in dieſen Zeilen fordert?

Frau Radotow.

Wer ſollte wohl ſo herablaſſend ſeyn? . . . .

Gribin.

Wenn ich nun ſelbſt Luſt hätte mich dazu zu entſchließen . . . . . Der Geſchmack iſt verſchieden . . . . und darüber muß man mit niemand ſtreiten . . . . . Unſchuld, Offenherzigkeit und geſunder Verſtand . . . . mit Schönheit verbunden . . . . haben viel Reize . . . . In einer jeden Sache kömmt einmal die Stunde der Entſcheidung . . . . . Mein Betragen muß Ihnen freylich ſonderbar vorkommen, ... ich geſtehe es . . . . . Wenn aber Ihre Nichte nichts dawider hat . . . . . und Sie Ihre Einwilligung geben, ſo wünſchte ich wohl . . . .

Frau Radotow.

Sie hat einen Bräutigam, mein Herr . . . . . dem mein Mann und ich unſer Wort gegeben haben. Wir erwarten ihn eheſtens hier, um die Heyrath zu Stande zu bringen.

Bragin.

Erlauben Sie mir hiebey auch ein nöthiges Wort zu sprechen. Ich wußte weder seine Absichten, (zeigt auf Gribin) noch Ihre Verbindungen. (zeigt auf Frau Radotow.)

Siebenter Auftritt.

Britägin, Radotow, Frau Radotow, Bragin, Gribin.

Radotow. (zu Britägin)

Du bemühst Dich umsonst, meinen Sinn von dem Wege abzuleiten, wo man schreibt ohne zu lesen.

Britägin.

Erlaub' mir doch eine Frage. Ist es für Dich und die Gesellschaft nicht nothwendig, daß wenn einer mit jemanden spricht, der andere seine Worte verstehen müsse?

Radotow.

Das war eine sehr eitle Frage.

Britägin.

Ich kann deine Reden durchaus nicht verstehen.

Ra-

Radotow.

Sammle ſie ſelbſt und mache daraus ein Ganzes.

Britägin.

Ich fange an zu glauben, daß Du ſpaßen willſt.

Radotow.

Das iſt jetzt meine Sache nicht . . . . Ich gehe, mich mit Nothwendigkeiten zu unterhalten, die mir gleichartig ſind.

(geht ab.)

Achter Auftritt.

Britägin, Frau Radotow, Bragin, Gribin.

Frau Radotow.

Nun Bruder, wie haſt Du ihn gefunden?

Britägin.

Er befindet ſich in einer beſondern Lage.

Bragin.

Wie ſo?

Britägin.

Ich glaube daß er betrogen iſt.

Gribin.

Auf welche Art?

Brigitta.

Er ſucht ſolche Dinge, die, wie es in der Welt ſchon lange bekannt iſt, nicht gefunden werden können, und ſtrebt nach allen dem, was man von Alters her unter dem Namen eitler Grübeleyen begriffen hat.

Frau Radotow.

Mir ſcheint's er fantaſirt.

Brigitta.

Es ſieht dem ähnlich. Er kocht nemlich Gold und Diamanten, verfertiget aus dem Thau Metalle, und aus Kräutern ich weiß nicht was. Ueberdem bemühe er ſich mit gewiſſen unſichtbaren Weſen Gemeinſchaft zu haben, und das alles durch allerhand Poſſen und wahre Kinderſpiele, worüber die kluge Welt ſchon vor Alters gelacht hat und noch lachen muß.

Bragin.

Iſt er denn ſchon lange in dieſem Zuſtande?

Brigitta.

Er hat ſich durch alte kabaliſtiſche Träume den Kopf verrücken laſſen; nun hat er zur Deutung gewiſſer, ich weiß nicht was für Zahlen, einen hebräiſchen Lehrer angenommen, den er für einen ſehr groſſen Kenner hält.

Bragin.

Wo hat er denn dieſen Menſchen her bekommen?

Brig

Brillgin

Woher! der arme Jude handelt hier heimlich auf dem Trödelmarkt.

Gribin.

Es iſt zu bedauern, daß er bis zu einem ſolchen Grade verblendet iſt.

Brillgin.

Vor allen Dingen, Schweſter, hat es meine Aufmerkſamkeit erregt, daß ich ein paar Mal bemerkte, als wenn ihm die Heyrath deiner Nichte nicht recht gefallen wollte.

Frau Radotow.

Wie kann das ſeyn? wir haben ja beide unſer Wort gegeben.

Brillgin.

Das weiß ich wohl, . . . ich argwöhne aber . . . vielleicht auch ohne Grund, . . . daß er zugleich irgend eine beſondere Abſicht mit ſeiner Tochter Taiſſa habe . . .

Frau Radotow.

Mit Taiſſa?

Brillgin.

Ja . . . mir däucht . . . mir däucht . . . er beſtimmt ſowohl ſeine Tochter als ſeine Nichte für irgend jemand von ſeinen neuen Bekannten.

Frau Radotow.

Ach! ſollt' das möglich ſeyn?

Briägin.

Von einem verblendeten Menſchen iſt eben ſo zu beſorgen, als von einem Blinden, daß er bey jedem Schritte ſtolpern werde. Eben deswegen eilte ich, Dir meine Bemerkungen bekannt zu machen, damit Ihr euch in Acht nehmen, und dagegen ſolche Maasregeln ergreifen könnt, die dem Wohl deiner Tochter und Nichte angemeſſen ſind.

Frau Radotow.

Ach Bruder! Du machſt mich angſt und bange!

Bragin.

Zur Beſtärkung meiner Muthmaßungen will ich Ihnen noch ſagen, was ich vorher nicht auserzählen konnte . . . Ich war geſtern bey einem Goldarbeiter in ſeiner Bude, und fand da einen Menſchen der zwey Ringe kaufen wollte. Wir fragten für wen, und erhielten zur Antwort: für Herrn Radotows Tochter und Nichte, die zuverläßig morgen verlobt werden ſollten.

Frau Radotow.

Morgen? . . .

Bragin.

Wir waren neugierig die Nahmen der Bräutigame zu wiſſen . . . man nannte uns aber ſolche Nahmen, von denen wir nie gehört hatten.

Frau

Frau Radotow.

Ich weiß nicht was ich denken ſoll. Indeſſen ... es ſey dem wie ihm wolle ... ich gehe ſogleich zu meiner Schwiegermutter, um ihr dieſes alles bekannt zu machen. (zu Britägin) Du Bruder, komm mit mir, ich habe Dich nöthig, um meine Schwiegermutter zu überreden, daß ſie bey uns bleibe, und mit ihr gemeinſchaftlich Abrede zu nehmen, wie wir uns bey dieſen Umſtänden zu verhalten haben. (geht mit Britägin ab).

Neunter Auftritt.

Bragin, Gribin.

Gribin.

Sonderbarer Vorfall!

Bragin.

Wenn Du willſt, ſo kann ich darüber umſtändlichere Nachricht einziehen.

Gribin.

Wie denn?

Bragin.

Sieh' ſo: ich will mit dem Menſchen Bekanntſchaft machen, der, in der Bude die Ringe kaufte.

Ich weiß wo er wohne, und werd' mich bemühen alles genauer auszuforschen; vielleicht auch gar, in Radetows und seiner Mitbrüder vertraute Bekanntschaft zu kommen.

Eribin.

Ich bitt' Dich, thu das; die Sache fängt an auch für mich wichtig zu werden.

(geht ab.)

Ende des zweiten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Tratow, Wokitow.

Wokitow.

Wozu solche Heucheley?

Tratow. (leise)

Wozu? dazu, um deine Sache glücklich zu Stande zu bringen.

Wokitow.

Ich hasse die Verstellung.

Tratow.

Höre Freund! Du hast zwey Wege vor Dir; wähle nun selbst den, der Dir am besten scheint. Der eine ist gerade, wird Dir aber fast unübersteigliche Hindernisse darbieten; der andere hat seine Krümmungen, ist aber so beschaffen, daß Du, eh' man sich's versieht, an Ort und Stelle seyn wirst.

Wokitow.

Du spaßest mit mir zur Unzeit.

Tratow.

Werd' nun böse oder nicht, ich sage die Wahrheit. Es ist aus der Erfahrung bekannt, wie sehr schwache Köpfe ..... unsre Einbildungskraft .... unsre Neugierde .... durch aufgedunsene Reden hingerissen werden.

Wokitow.

Urtheile nicht so schnell von ihr .... Taißa hat einen so durchdringenden Verstand, daß sie sich in das Lesen solcher Bücher vertieft hat, die jetzt viele blos der Mode zu Gefallen kaufen. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so finde ich zwar selbst keinen rechten Sinn, noch gesunden Verstand darinn; Taißa erklärt sie aber so, daß ich erstaune ....

Tratow.

Weißt Du auch wohl, wer hierin größtentheils ihr Anführer und Lehrer ist, und wer ihr zu diesen so wichtigen Sachen den Schlüssel gegeben hat?

Wokitow.

Nein, das weiß ich nicht.

Tratow. (setzt die Hände in die Seite)

Dieser Weise .... bin ... ich.

Wokitow.

Du?

Tratow.

Ja, ich.

Wokitow.

Weſſen Lehrer biſt Du?

Tratow.

Der Fräulein Taiſſa, Herrn Radotows Tochter.

Wokitow.

Das kann nicht ſeyn. Du biſt viel zu ſehr mit Gelddurchbringen .... und Luſtbarkeiten beſchäftigt.

Tratow.

O Du! den ich heute weder überreden noch überzeugen kann, Du ſollſt ſelbſt ſehen und ſelbſt hören, daß meine Reden wahr und nicht falſch ſind.

Wokitow.

Und wozu haſt Du denn dieſe Mühe übernommen?

Tratow.

O, was für eine Laſt .... ungehirnte Köpfe klug zu machen! Alle meine Mühe war deinetwegen. Ich bin ihr Lehrer .... und wenn Du nicht alles verderben willſt, ſo mußt Du durchaus ein wenig heucheln; hörſt Du? .... ohne das gelangſt Du in Ewigkeit nicht zum Ziele. Halt, Sie kömmt hieher; geh, verbirg Dich im andern Zimmer und zeig

Dich

Dich durchaus nicht eher, als bis ich Dich selbst rufen werde.

Woskitow.

Gut .... das will ich thun .... Ich will selbst sehen und hören, ob Du die Wahrheit sagst, um daraus zu lernen, wie ich mich zu verhalten habe.

(geht nach der unrechten Seite.)

Tratow.

Nicht dahin!

Woskitow.

So zeige mir denn, wo ich mich verstecken soll.

(gehen beyde nach einer Seite ab, während daß Taißa und Praskowia von der andern Seite hereintreten.)

Zweiter Auftritt.

Taißa, Praskowia.

Praskowia.

Sie tragen ja immer einen und denselben Gürtel: geschieht das blos weil's Ihnen so gefällt, oder steckt darin eine mir unbekannte Kraft verborgen?

Taißa.

Du verstehst nichts; Du wirst kaum die damit verbundenen Gründe und Eigenschaften einsehen, und

nicht

nicht ohne Mühe begreifen, was die blaue Farbe in sich schließt.

Praskowia.

Ich wäre doch neugierig zu wissen, was das wohl seyn möchte.

Taisia.

Wißbegierde ist der erste Schwung zum Wissen. Es ist nicht unmöglich, daß Du dereinst würdig seyn könntest eines Lichtstrahls der mit den sieben Gürteln verbundenen Eigenschaften theilhaftig zu werden.

Praskowia.

Strahl! wo soll ich aber den suchen? . . . Der Schneider schneidet keine Strahlen zu und macht sie nicht, auf dem Markt sind bis jetzt keine zu Kauf, und werden auch keine zu den Feyertagen vom Lande hereingebracht. (während daß Praskowia dieses spricht, macht sie das auf dem Tische brennende Licht zurecht)

Taisia.

Was machst Du da mit dem Lichte?

Praskowia.

Ich mach' das Licht zurecht . . . Es war ein kleiner Schmetterling hineingeflogen, der hätt's mit seinen Flügeln bald ausgelöscht.

Taisia.

Ach! was hast Du gemacht!

Pras-

Praskowia.

Nichts . . . ich habe das Sommervögelchen gerett, daß es sich nicht die Flügel verbrennte.

Taisa.

Du begreifst gar nicht, was Du da für ein Unglück angerichtet hast. Der Schmetterling war ein Seelchen, welches sich durch die Flamme reinigen sollte.

Praskowia.

Ey, Fräulein! was für ein Seelchen?

Taisa.

Irgend eines aus unserer Familie, oder auch ein fremdes.

Praskowia.

Hören sie, Fräulein! schlecht und recht nach unserer alten Art zu reden: daß sind Possen . . . Mich jammerte das arme Sommervögelchen, und ich half ihm . . . Ich weiß aus eigner Erfahrung . . . es thut weh, wenn man sich verbrennt.

Dritter Auftritt.

Tratow, Taisa, Praskowia.

Tratow. (mit einer Verbeugung)

Befinden Sie sich auf dem Wege?

Taisa.

Ja.

Pras-

Praskowia.

Wir ſind durch zwey Zimmer durch bis hieher gekommen.

Tratow. (zu Taiſa)

Sind Sie in gehöriger Gleichmüthigkeit?

Taiſa.

Ganz vollkommen.

Praskowia.

Darf ich wohl auch ein Wörtchen mitreden?

Tratow.

Rede, meine Freundin, ſage . . . ohne dazu um Erlaubniß zu bitten; denn wir Menſchen ſind alle gleich.

Praskowia.

Wenn das ſo wahr iſt, ſo kann ich frey heraus reden . . . Sagen Sie mir doch, fantaſiren Sie nicht alle beyde?

Taiſa. (zu Praskowia)

Vor Dir, mein Schatz, ſind bis jezt noch die Triebfedern verborgen, die uns in Bewegung ſetzen; was Du heute Fantaſiren nennſt, wird ſich morgen ſo ſehr deines Sinnes bemächtigen, daß Du von nichts anderm wirſt reden noch denken wollen. Höre nur öfterer dieſen Lehrer an, und merke auf ſeine Reden.

Pras-

Praskowia.

Was denn für Triebfedern? . . . Wenn ich im Garten herum laufe und schäkere, so hab ich Bewegung genug; was brauch ich dazu für Wissenschaft? Ich bin ein junges Mädchen: ich möchte gern in der Welt ohne Sorgen leben, Ihnen treu dienen, und wenn ich meine Geschäfte verrichtet habe, immer singen, tanzen und lustig seyn, soweit es schicklich und artig ist.

Taissa.

Ich dachte und sprach vorhero auch so wie Du; jezt aber urtheile ich ganz anders. Ich verachte alles, was unter meinen Füßen ist, und erhebe meinen Geist zum Betrachten der Dinge, die über mir sind. Ich labe mich in Gedanken am Anblick der Sterne, der Planeten, der Sonne und des Mondes, und wünsche hienächst mit Ungeduld die Stimme der in den Elementen lebenden Wesen zu hören. Ich bitte, Herr Tratow, sagen Sie mir, wenn werde ich selbige zu vernehmen gewürdiget werden?

Tratow.

Dieses hängt von Ihnen selbst und von der Lage Ihres Geistes ab. Setzen Sie sich selbst gleichsam zum Mittelpunkt der Welt, dann schwingen sich immerdar um Sie, mit einem in Ihre Ohren dringenden starken harmonischen Geräusche, alle Wesen und Größen und Sphären . . . .

Taissa.

Taiſia. (läßt beym Zuhören in Gedanken den Fächer fallen und bückt ſich ihn aufzuheben)

Mir . . . mir, war nicht anders . . . als wenn jemand . . . mir . . . eben jetzt den Fächer aus der Hand nähm.

Tratow.

Das kann auch gar wohl ſeyn . . . Als Sie ſich niederbückten, was für ein Gedanke fiel Ihnen da zuerſt ein?

Taiſia.

O, mein Herr! . . . ich wollte Sie fragen, wo Ihr Freund Wokitow geblieben iſt, der, wie es mir ſchien, mit Ihnen zuſammen hieher gefahren kam.

Tratow.

Das iſt zuverläßlich eine Eingebung derjenigen Bewohner dieſes Orts, mit denen Sie ſich zu unterhalten wünſchen. Sie haben Ihnen den Namen meines Freundes Wokitow in Ihre Seele geſprochen . . . Merken Sie ſich das . . . Er ſcheint jenen Weſen nöthig oder nützlich zu ſeyn; bemühen Sie ſich alſo, ihn auf den Weg zu leiten, auf dem er ſelbigen gefallen kann.

Taiſia.

Wo iſt er denn?

Praskowia.

(die während des ganzen Geſprächs mit über einander geſchlagenen Händen ſteht, und die Redenden mit ſpöttiſchem Staunen anſieht)

Er hat ſich da hinter den Gardinen verſteckt.

Vierter Auftritt.

Taißa, Tratow, Praskowia, Wokitow.

Tratow.

Dieſes dienet zum Beweiſe deſſen, was ich vorher geſagt habe. (zu Wokitow) Komm näher, mein Freund! Du ward'ſt durch eine bekannte Macht geführt . . . Dein Weg iſt ſchon gebahnt . . . Verſtehe nur auf alle Reden zu merken.

Wokitow.

Ich werde mir's angelegen ſeyn laſſen.

Taißa.

Wir befinden uns, wie mich dünkt . . . hier in der vollkommenen Zahl. . .

Tratow.

Ja . . . in dem Vierecke nemlich, wo drey vier ſind.

Wokitow.

Das iſt für mich ganz was neues. Ich habe immer gehört, es wäre eine ganz abgemachte Sache, das zwey mal zwey vier machen.

Tratow.

Das war wohl vor Zeiten ſo, jetzt aber iſt's anders beſchloſſen.

Wokitow.

Das iſt ein ander Ding.

Praskowia.

Was ich doch allemal froh bin, wenn ich jemand finde, der dieſe Grillen nicht beſſer verſteht als ich.

Taiſia.

Das Helle ſehen nur die nicht, die in der Zahl der Zweyhunderte ſind.

Tratow. (zu Taiſa auf Wokitow zeigend)

Bringen Sie ihn doch, je eher je lieber, aus dieſer Zahl; er wird Ihnen gern folgen; ſprechen Sie ihm nur fürs erſte etwas Muth ein.

Taiſia.

Es ſchickt ſich für mich nicht in Gegenwart meines Lehrers zu reden. . . .

Tratow.

Wenn Sie befehlen, ſo will ich weggehen, und Ihnen Zeit geben, ihn mit den Anfangsgründen von den ſechzehn Wurzeln und den vierhundert Zweigen bekannt zu machen.

Praskowia.

Sind das nicht Märchen? Ich habe auch eins und das andere geleſen, als: . . . von dem goldnen

Zweig . . . von der schlafenden Schönen . . . vom Kater in Stiefeln . . . vom schönen Knaben . . . vom Prinzen Vow, und noch viel andre.

Tratow. (zu Praskowia)

Wir reden hier von keinen dergleichen Mährchen.

Praskowia. (spöttisch)

Das werden also wohl ganz andere seyn.

Taista.

Fall' uns doch nicht ins Wort; es ist hier von keinen Mährchen die Rede.

Tratow. (zu Talsa)

Aus Ihrem Munde wird ihm gewiß alles klar und deutlich werden.

Talsta.

Wird's nicht besser seyn, wenn er dieses alles von meinem Papa hört?

Tratow.

Von Ihrem Papa?

Taista.

Ja, von meinem Papa.

Tratow.

Ich wünschte wohl, daß dieser Ruhm meiner Schülerin aufbehalten wäre.

Taiſia. (zu Tratow)

Ich bin bey Ihrem Freunde ein wenig verlegen.

Tratow.

Das iſt ein ſehr gutes Zeichen.

Taiſia.

Das Herz ſchlägt mir ſo.

Tratow.

Deſto beſſer.

Taiſia.

Ich kann gar nicht reden. . . .

Tratow. (zu Wokitow)

So iſts Zeit daß du red'ſt, ſonſt möchte hier eine völlige Stille entſtehen.

Wokitow. (zu Tratow)

Ich bin gar nicht mit eurem Stil bekannt.

Tratow. (zu Wokitow)

Nun ſo red' doch irgend ein Wort, wie du willſt. . . .

Wokitow. (zu Taiſa)

Die Wahrheit zu ſagen, ich befinde mich hier in einer nicht geringen Verlegenheit. Ich bin über alles, was ich höre und ſehe, erſtaunt. Wenn ich aber meinen Empfindungen folgen dürfte, ſo würden ſie mich

ohne weitere Ueberlegung zu den Füßen derjenigen hinwerfen, von der ich die Entſcheidung meines Schickſals erwarte. . . .

Taiſſa.

Ihr Schickſal iſt . . . in Ihren Händen.

Tratow. (zu Taiſſa)

Verſäumen Sie eine ſo gute Gelegenheit nicht, dieſen Schüler zu gewinnen.

Wokitow. (zu Taiſſa)

Lehren . . . lehren Sie mich vor allen Dingen, wie ich Ihnen gefallen kann. . . .

Taiſſa. (zu Tratow)

Was will er damit ſagen?

Tratow.

Er ſpricht nach ſeinem Gefühl; laſſen Sie ihn nicht ohne Antwort, wenn Sie anders wollen, daß er mit zu unſerer Geſellſchaft gehören ſoll.

Taiſſa.

Ich, mein Herr . . . ich . . . kann Ihnen jetzt . . . keinen Unterricht geben.

(will weggehen.)

Wokitow. (indem er vor ihr auf die Knie fällt)

Ich laſſe Sie nicht von hier, ohne eine entſcheidende Antwort zu haben; ſagen Sie mir wenigſtens,

daß

daß Sie mich haſſen; ich litt' ſchon lange im Stillen, jetzt ſehen Sie meine Zärtlichkeit: ein Wort von Ihnen giebt mir Leben oder Tod.

Tratow. (zu Taiſſa)

Bringen Sie meinen Freund nicht vor der Zeit um.

Taiſſa. (zu Wokitow)

Leben Sie denn! . . .

Wokitow.

Lieben Sie . . .

(Taiſſa reicht Wokitowen die Hand ihn aufzuheben und er ſteht auf)

Tratow.

Es kömmt jemand.

Fünfter Auftritt.

Radotow, Taiſſa, Praskowia, Tratow, Wokitow.

Radotow. (zu Taiſſa)

Wenn mir nicht die von Dir angenommenen ſtrengen Regeln bekannt wären, ſo möcht' ich jezt argwöhnen. . .

Taiſa.

Ich . . . Papachen . . . ich weiß ſelbſt nicht . . wie das zugegangen iſt.

Tratow.

Mein Freund bat mit dem ernſtlichſten Eifer um Unterricht.

Radotow.

Ich will das nicht unterſuchen. Vor dieſem würd' ich bey ſolchem Verdacht in Zorn gerathen ſeyn; jezt aber verſtehe ich, mich ſelbſt zu beherrſchen.

Taiſa.

Lieber Papa . . . eine gewiſſe mir unbekannte Gewalt bemächtigte ſich meiner in dieſem Augenblicke ſo . . .

Praskowia. (für ſich)

Dieſe Gewal. heißt, wie ich glaube, nach unſerer gemeinen Art zu reden, Lie . . . Lie . . . Liebe.

Radotow. (zu Taiſa)

Hätt'ſt Du dich wohl gar durch ſinnliche Reize blenden laſſen, zu einer Zeit, da dein Sinn ſchon vom Anblick des Irdiſchen gereiniget iſt? Sollte dieſes Verfahren deine Gedanken ſo ſehr herabgewürdiget haben . . . Das ſollteſt Du deiner Couſine überlaſſen. . . Geh in dein Zimmer.

(Taiſa und Praskowia gehen ab.)

Sechſter

Sechster Auftritt.

Radotow, Wokitow, Tratow.

Wokitow.

Mein Betragen ist, wenn Sie mir zu sagen erlauben, ganz unverstellt. . .

Radotow.

Die Offenherzigkeit ist in vielen Fällen sehr löblich; hier aber möcht sie wohl kaum am rechten Ort angebracht seyn.

Wokitow.

Ich gedenke mich damit allein zu entschuldigen.

Radotow.

Gewöhnlich entschuldigen sich die, die Unrecht haben. . .

Wokitow.

Nach meiner Empfindung scheint's mir, daß ich völlig unschuldig bin.

Radotow.

Unsere Empfindungen betrügen uns. . .

Wokitow.

Ich will Sie selbst zum Richter wählen; meine Absichten sind rein und unsträflich.

Radotow.

Der gröſte Fehler derſelben beſteht indeſſen darin, daß ſie mit den meinigen nicht übereinſtimmen. . . Wenn ich Sie ins künftige nicht ſelbſt zu mir bitten laſſe, ſo wird Ihr Beſuch hier in meinem Hauſe überflüſſig ſeyn.

Tratow.

Sie verſtoſſen einen Menſchen . . .

Radotow.

Ich habe jezt nicht Zeit, mich mit Ihnen länger zu unterhalten; entſchuldigen Sie mich.

(Wekitow und Tratow gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Radotow, Barmotin.

Barmotin.

Ich wartete bis ſie herauskamen. Hier ſind die Ringe; ich hab' ſie nur mit genauer Noth geborgt erhalten.

Radotow.

Wo ſind ſie?

Barmotin.

Da, nehmen Sie.

Rado-

Radotow. (nimmt die Ringe)

Dieſer kann morgen zur Verlobung meiner Taiſſa dienen; der andere iſt gut für Sophie.

Barmotin.

Beym Erhandeln der Ringe machte ich mit einem, wie mich dünkt, guten Menſchen Bekanntſchaft: ich hab' ihn überred't in unſere Geſellſchaft zu treten, wozu er ſehr geneigt zu ſeyn ſcheint.

Radotow.

Wer iſt es?

Barmotin.

Ein gewiſſer Bragin.

Radotow.

Ich kenne ihn.

Barmotin.

Man kann ſich nicht genug freuen, wie der von uns gepflanzte Weinberg ſich ausbreitet .... Da iſt unſer Mann!

Achter Auftritt.

Bragin, Radotow, Barmotin.

Barmotin.

Sehen Sie, Herr Radotow, das iſt mir ein Mann! ....

Bra-

Bragin.

Ich bitte gehorſamſt um die Aufnahme.

Radotow.

Ohne Prüfung kann dieſes nicht wohl geſchehen.

Bragin.

Ich unterwerfe mich derſelben.

Radotow.

Kommen Sie alſo nur zu mir.

(Radotow geht ab.)

Neunter Auftritt.

Barmotin, Bragin.

Bragin.

Sage mir doch ein wenig, wie ich mich zu verhalten habe; denn wenn ich das nicht weiß, ſo kann ich auch mit der beſten Abſicht fehlen.

Barmotin.

Fürs erſte, laß es Dir angelegen ſeyn, Dich äuſſerlich ſtill, ſanftmüthig, und geſetzt zu zeigen.

Bragin.

Da ich aber von Natur etwas lebhaft bin, wird mir dieſes nicht zuweilen ein heuchleriſches Anſehen geben?

Barmotin.

Da haſt Du nicht darüber zu urtheilen! . . . . Bey uns iſt's ſo der Gebrauch . . . Ferner, muſt Du Dich von nun an gewöhnen, mit den Augen nicht ſo herum zu ſehen.

Bragin.

Ich denk' aber doch, daß die Augen zum Sehen gemacht ſind.

Barmotin.

Wozu ſolche Anmerkungen? . . . . Du läßt mich nicht ausreden . . . . Du kannſt die Augen zuweilen hinauf gegen den Boden erheben, oder beſcheiden zur Erde herabblicken laſſen.

Bragin.

Aber zur Rechten und Linken zu ſehen geht nicht an?

Barmotin.

Nein.

Bragin.

Warum denn das nicht?

Barmotin.

Damit Du kein Aergerniß nimmſt.

Bragin.

Iſt denn dem Aergerniß blos zu beyden Seiten Platz angewieſen?

Barmotin.

Der Seitenblick iſt vorzüglich argliſtig.

Bra-

Bragin.

Das iſt wahr . . . . Ein verſtohlener Seiten
blick aus dem Auge einer Schönen trift zuweilen ge
rade ins Herz.

Barmotin.

Dergleichen Beyſpiele ſchicken ſich hier gar nicht . .
Du wirſt bald mehr hören, komm nur mit.

Bragin.

Was wird denn da vergehen?

Barmotin.

lauter Bedeutungsvolles.

Bragin. (ſpöttiſch)

A!

Barmotin.

lauter Ueberſchwengliches.

Bragin.

J, i.

Barmotin.

lauter Wunderbares.

Bragin.

O! o! o!

Barmotin.

Gehen wir! Radotop erwartet uns.

(gehen beyde ab.)

Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Tef.

Man ſagt daß mein Herr hier iſt. (geht nach der Thüre) Ha! die Thüre iſt verſchloſſen.

Zweiter Auftritt.

Praskowia, Tef.

Praskowia.

Was machſt Du hier?

Tef.

Ich warte auf meinen Herrn, er iſt hier.'

Praskowia.

Iſt er hier! . . .

Tef.

So ſagt man; was haſt Du aber hier zu hohlen?

Pras-

Praskowia.

Die gnädige Frau ſchickt mich her zu fragen, ob ihr Mann bald abgeſpeiſ't hat. Was denkſt Du dazu?

Tef.

Ich weiß es nicht.

Praskowia.

Biſt du dann nicht drinnen geweſen?

Tef.

Wer kann da hinein kommen? die Thüre iſt zugeſchloſſen.

Praskowia.

Das iſt eſt ſo.

Tef.

Was machen ſie denn da?

Praskowia.

Zuweilen ſitzen ſie ganz ſtille, dann klopfen ſie wider mit großem Geräuſch auf den Tiſch.

Tef.

Ich will 'nmal hier durch die Ritze zuſehen.

Praskowia.

Das hab' ich auch nicht längſt gethan.

Tef.

Was ging denn da vor?

Pras-

Praskowia.

Sie ſpielten, wie mich dünkt, blinde Kuh.

Tef.

War mein Herr auch darunter?

Praskowia.

Er war's eben, der mit verbundenen Augen ging. . . Sie trieben mit ihm allerhand Spaß, und unter andern auch ſolche Poſſen, daß ich mich darüber nicht ſatt lachen konnte . . . Wart' nur bis Weynachten, und komm dann, ich bitt' dich, zu uns, zu ſpielen. . . Dann will ich euch eine ganz neue Art blinde Kuh zu ſpielen zeigen . . . und da ſolls' bey uns recht luſtig hergehen.

Tef.

Gut, gut . . . Wenn ich nur bey Dir ſeyn kann, ſo bin ich gern zu allem bereit.

Dritter Auftritt.

Praskowia, Tef, Bragin, Barmotin.

(Bragin und Barmotin kommen mit um einander geſchlungenen Armen herein, der letztere ein wenig, der erſtere weit mehr betrunken; einer von ihnen hat noch die Serviette um.)

Tef.

Mein Herr ſcheint ein Räuſchchen zu haben.

Praskovia.

Nun haben ſie wohl abgeſpeiſ't, ich muß nur ge-hen es unſerer Frau zu ſagen. (geht ab)

Vierter Auftritt.

Bragin, Barmotin, Teſ.

Bragin. (betrunken, zu Teſ)

Was . . . tau . . . meiſt . . . Du . . . hier herum? (taumelt.)

Teſ. (für ſich)

Ich taumele nicht allein . . . Ich habe auf Sie gewartet.

Bragin.

Du . . . ſollſt . . . auf mich . . . anders wo war-ten . . . und nicht hier . . . Du biſt ein rechter Gaudieb . . . Du. (Teſ geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Bragin, Barmotin.

Barmotin. (betrunken)

Enthalt' Dich, Bruder . . . ich bitte Dich . . . enthalt' Dich doch . . . des Zorns . . . ſo viel möglich . . . verſteht ſich.

Bragin.

Schon gut . . . ins künftige . . . wie's ſich treffen wird . . . Aber, Du biſt doch mein Herzensfreund . . . Du allein verlieſſeſt mich nicht . . . Die Uebrigen alle . . . die kümmerten ſich nichts . . . um mich.

Barmotin.

Sie werden . . . auch . . . gleich kommen.

Bragin.

Wo ſind ſie . . . denn?

Barmotin.

Sie . . . machen . . . einige . . . kleine . Zu . . . Zubereitungen.

Bragin.

Wo . . . zu?

Barmotin.

Du haſt's ja ſchon gehört . . . . das Bedeutungsvolle.

Bragin.

Ich . . . ich . . . . Willſt mich zum Narren haben? . . . ich habe nichts gehört.

Barmotin.

Aber Du haſt doch . . . gehört, was man geſprochen hat?

Bragin.

Die Wahrheit zu ſagen . . . ich ſag' die Wahrheit . . . ich hab' nichts verſtanden, . . . Da haſt Du mein Ehrenwort!

Bar-

Barmotin.

Du haſt aber doch geleſen . . . im Buch.

Brägin.

Geleſen? . . ja das hab' ich . . und leſ' auch da (ſchlägt Barmotin ſachte mit der Hand vor die Stirne) daß Du nicht geſcheid biſt . . . Bruder. Aus euren Büchern da, . . kann weder ich . . . bey meiner Treu . . noch ſonſt jemand . . . ein Wort verſtehen.

Barmotin.

Das iſt eben . . . das Gute darin . . . was wär' ſonſt zu leſen? . . . Was jeder verſteht . . ſiehſt Du, . . . das begreift auch ein jeder . . . und behält's auch; . . . was aber niemand verſteht . . . das iſt eben . . . das Bedeutungsvolle . . . und Wundetbare.

Brägin.

Du biſt betrunken, Bruder . . . ſehr betrunken . . . und weißt nicht was du ſchwaz'ſt . . .

Barmotin.

Aber Bruder . . . zum wenigſten . . . haſt Du doch geſehen . . . das Ueberſchwengliche.

Bragin.

Nicht doch . . . davon weiß ich . . . wahrhaftig nichts . . . ich hab' nichts geſehen . . . und weiß nichts. . . .

Barmotin.

Eh, . . . ey Bruder . . . wo bleibt die Wahrheit? Gesteh' nur selbst . . . Du hast doch die Töpfe . . . auf dem Feuer stehen gesehen?

Bragin.

Nun ja . . . da kocht Suppe darin . . . nicht so?

Barmotin.

Was für . . . für Suppe! . . . In dem einen Topf' ist Gold, . . . in dem andern . . . Edel- . . st . . . steine, . . in dem dritten . . . eine Un . . . Universal-Medizin . . . für alle Krankheiten. . .

Bragin.

O! hohl' mir doch . . . ein Bischen . . . von dieser Mixtur . . . Der Kopf, . . wahrhaftig . . . er wackelt mir so.

Barmotin.

Geh fort . . . Du bist betrunken . . . ganz voll betrunken.

Bragin.

Was wird denn nun . . . geschehen?

Barmotin.

Nun . . . . nun?

Bragin.

Sag . . . geschwinde . . .

Barmotin.

Du . . . Du . . . biſt zu haſtig . . . aber das iſt nicht gut, gar nicht gut.

Bragin.

Wenn Du . . . nicht geſchwind ſagſt . . . ſo will ich Dir einen . . . freundſchaftlichen Naſenſtüber geben . . . ſieh' ſo!

Barmotin.

Hör auf! . . . Du ſollſt noch ſehen . . . das Wunderbare.

Bragin.

Wo iſt denn das? gieb her . . . geſchwind.

Barmotin.

Wart' nur . . . wart nur ein wenig . . . ſieh! da kommen ſie ſchon.

Sechſter Auftritt.

Bragin, Barmotin, Radotow, Pretolk, Wöbin, Dadäkin, ein Kind (von ſieben oder acht Jahren.)

Radotow. (zu Pretolk)

Herr Pretolk, haben Sie nicht noch etwas zur Ausführung dieſer wichtigen Sache nöthig?

Pro-

Protokk.

Dieſen äuſſerſt ſchweren Verſuch machen meine Brüder und Kunſtgenoſſen niemals in Gegenwart der Zuſchauer; ſondern entweder in einem andern Zimmer, oder wenigſtens hinter einem Schirme. Ich habe es aber ſchon zu einem ſolchen Grade . . . der Vollkommenheit gebracht, daß ich vor aller Leute Angeſicht und Augen würken kann, welches endlich auch überhaupt den allen Unwiſſenden allen Zweifel heben muß. Dieſes unſchuldige Kind, welches Sie hier ſehen, ſoll Ihnen mit lauter Stimme alles ſagen, was es ſehen und hören wird. (zum Kinde) Ich befehle Dir ernſtlich, alles zu thun, was ich Dir ſagen werde.

Das Kind.

Gut.

Bragin. (zu Barmotin)

Was iſt denn da für . . . Wunderbares? . . .

Barmotin.

Wart' nur noch ein wenig . . . wart' nur.

Protokk. (zum Kinde)

Da haſt Du ein Licht, nimm's zwiſchen die Finger der rechten Hand. Sieh ſteif auf deine Hand, und antworte mir laut.

Kind.

Gut.

Protokk. (zum Kinde)

Was ſiehſt Du?

Kind.

Nichts.

Protokk. (zum Kinde)

Stoß' mit dem Fuße!

Kind. (ſtößt mit dem Fuße)

Protokk. (zum Kinde)

Was ſieh'ſt Du?

Kind.

Nichts?

Protokk. (zum Kinde)

Stoß' ſtärker mit dem Fuße!

Kind. (ſtößt ſtärker mit dem Fuße)

Protokk. (zum Kinde)

Wen ſieh'ſt Du?

Kind.

Niemand.

Protokk. (zum Kinde)

Stoß' noch ſtärker, mit beyden Füßen.

Kind. (ſtößt ſtärker, mit beyden Füßen.)

Protokk.

Was ſiehſt Du nun?

Kind.

Gar nichts.

Protokk.

Da iſt jemand von den Umſtehenden ſchuld daran.

Radotow.

Wer ſollte wohl dieſer Unwürdige ſeyn?

Protokk.

Das muß er ſelbſt am beſten wiſſen.

Dadákin.

Ach! das bin ich, (weint) ich bin ſchuld . . .

Protokk.

Wie?

Radotow.

Was haſt Du denn gethan?

Bákin.

Sag' geſchwinde.

Barmotin.

Verhehle deine Schuld nicht.

Bragin.

Er . . . er hat nichts gethan; . . . ich hab' ihn immer . . . vor Augen . . . gehabt.

Dadákin.

Ich . . . ich . . . habe mich kurz vorher bey Tiſche . . . reizen laſſen . . . (weint)

Radotow.

Bey Tiſche? . . .

Bobkin.

Ich ward mitten auf dem Tisch gewahr . . . ein gebratenes Spanferkel . . . Es schien mir . . . so saftig und fett, daß mir fast das Wasser im Munde zusammen lief . . . Ich beneidete Sie daher alle, daß Sie alles auffaßen, und mir auch nicht ein Stückchen davon gaben: ich zürnte also über meine Brüder, über meine Mitgenossen . . . ich bin schuld . . . ich bekenne es.

Protelk.

(wischt sich mit einem Tuche den Schweiß vom Gesicht).

Das ist ein sehr schwerer Versuch: ich bin über und über naß.

Radotow.

Kleide dich um, Freund, erkälte dich ja nicht.

Bobin.

Wunderbar! wie unser Freund Protelk gleich wußte . . . wer schuld war.

Radotow.

Dieses dient zum Beweise seiner ganz ungewöhnlichen, hohen Wissenschaft.

Barmotin. (zu Dragin)

Nun hast Du . . . selbst . . . gesehen . . . mit Deinen eignen Augen . . . das erstaunende Wunderwerk.

Dra-

Bragin.

Ich . . . ich hab' eben ſo viel geſehen . . . als das Kind . . . Der alte . . . Schuft . . . kann immer ſagen . . . daß ihm die Freß . . . Freßluſt . . . angekommen ſey.

(Braginſetzt ſich in einen Lehnſtuhl, und ſchläft ein)

Radotow. (zu Protolk)

Geht's nicht an, jetzt zum zweiten Male zu Stande zu bringen, was Du uns verſprochen haſt?

Protolk.

Nein, daß geht nun nicht mehr an.

Radotow.

Aber, warum denn nicht?

Protolk.

Sie ſind ſchon von meinen Brüdern anders wohin gerufen.

Radotow.

Das iſt was anders . . . ſchade! ſchade!

Bobin. (zu Radotow)

Nach einem ſolchen Verſuch, kann man nicht läugnen, daß Protolk alle Belohnung verdient.

Radotow.

Du weißt meinen Entſchluß. Morgen, nicht ſpäter als morgen, geb' ich ihm meine Tochter Taiſſa, und Dir meine Nichte Sophie. Beyden gebe ich zum Heirathsgut

rathegut die Wechſel, die ich Euch heute zeigte; ſie liegen da in meinem mit rothem Leder beſchlagenen Kaſten verſchloſſen.

Bäbin.

In dem großen Kaſten?

Radotow.

Ja!

Barmotin. (zu Radotow)

Unſer neue Mitbruder . . . liegt da im Stuhle in tiefem Schlaf.

Radotow.

Laß den ſchwachen Leib ein wenig der Ruhe genieſſen. Wenn er aufwacht, wird er ſchon zu uns kommen. Wir wollen indeſſen ins andere Zimmer gehen, um unſere Arbeit fortzuſetzen.

(gehen alle ab.)

Siebenter Auftritt.

Bragin. (im Lehnſtuhl ſchlafend)

(ſpricht im Traume)

Bar . . . mo . . . tin, biſt'n Spasvogel . . . die Seelchen . . . die . . . wie Du ſagſt . . . bey Protokk . . . im Buſen . . . ſitzen . . . zu hunderten . . . einige . . . ſchnarchen . . . andere ſtammeln . . . oder reden . . . durch die Naſe . . . Ha! ha! ha! was für Him . . . geſpinſte . . . lauter Poſſen! . . .

Ach-

Achter Auftritt.

Bragin (im Lehnſtuhle ſchlafend), Gribin.

Gribin. (indem er Bragin gewahr wird.)

Er ſchläft ſo feſt, als wenn er im Bette läge. (tritt zu ihm, und weckt ihn.) Hör' auf zu ſchlafen, Bruder.

Bragin.

Geh . . . fort.

Gribin.

Wer wird denn um dieſe Zeit ſchlafen?

Bragin.

Stöhr mich nicht!

Gribin.

Steh' auf!

Bragin.

Laß mich doch ausſchlafen. (greift mit der Hand, als wenn er die Vorhänge zuziehen wollte)

Gribin.

Er denkt gewiß, daß er im Bette ſchläft. (ſchüttelt ihn)

Bragin.

Ah! ah! (wiſcht ſich die Augen) Wie kommſt Du denn ſo früh?

Gribin.

Was früh! Du biſt hier im Lehnſtuhle eingeſchlafen.

Brag

Bragin.

(ſteht ſich um und ſteht auf)

Gribin.

Ich ſuch' Dich überall, und konnt' Dich nirgends finden.

Bragin. (gähnend)

Und ich, dein gehorſamer Diener, hab' Deinetwegen viel Mühe ausgeſtanden . . . Bin in den Abgrund gefallen . . .

Gribin.

Haſt doch nicht Schaden genommen?

Bragin.

Nein . . . Bin in die Höhe geſtiegen . . .

Gribin.

Wo denn?

Bragin.

Hier . . . Hernach, hab' ich bis an den Hals im Waſſer geſeſſen.

Gribin.

Iſt Dir das alles etwa im Traume vorgekommen?

Bragin.

Nein . . . im Wachen . . . Und endlich hab' ich mich gar . . . vom Verſtande getrunken.

Gribin.

Du fantaſierſt, Bruder.

Bragin.

In meinem Leben nicht ... Und alle diese Possen habe ich blos deinetwegen ausgestanden. Ich bin deinetwegen in Radotows Gesellschaft getreten, und habe da alles erfahren, was uns zu wissen nöthig war: für wen er seine Taißa bestimmt, wer Sophien haben soll, und daß die Verlobung wirklich auf morgen festgesezt ist.

Gribin.

Auf morgen! Komm, laß uns geschwind zur Frau Radotow und ihren Verwandten gehen, um ihnen dieses bekannt zu machen; sie sind alle in der äußersten Unruhe.

(gehen beyde ab)

Ende des vierten Aufzuges.

Fünf-

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Britägin, Bragin.

Bragin.

Wir kamen in ein Zimmer, wo sie durchs Feuer unermeßliche Schätze hervorbringen wollten. Hier suchte Protolk uns, besonders aber den Radotow zu überreden, daß sich von allen dem, was er ihm eingebildet hat, glückliche Anzeigen spüren ließen, und daß man beym nächsten Neumonde das Werk in seiner Vollkommenheit sehen werde.

Britägin.

Und Radotow glaubt das auch?

Bragin.

Ja, steif und fest . . .

Britägin.

Er wird's, leider, zu spät einsehen, wie sehr er betrogen ist.

Bragin.

Sie haben sich vorgenommen, heimlich verschiedene wohlthätige Stiftungen zu errichten, als: Schulen, Krankenhäuser, und dergleichen; weshalb sie besonders reiche Leute in ihre Gesellschaft zu ziehen suchen.

Britägin.

Warum ſollen denn dergleichen Sachen heimlich geſchehen, da doch bey uns ſolche Stiftungen, durch wohlthätige Geſetze, auf alle mögliche Art begünſtiget werden?

Bragin.

Außer dieſem ſetzen ſie eine ganz beſondere Kraft in das Wort ſehen, und nehmen es in einem ſehr weiten Verſtande.

Britägin.

Aus allem, was ich von Ihnen höre, verſtehe ich ſoviel, daß ein jeder von ihnen nach eigener Luſt und Belieben neue Regeln und Wörtchen ausdenkt und in Gebrauch zu bringen ſucht. Warum aber alles dieſes den alten wohlhergebrachten, und durch eine ruhmvolle Geſetzgebung zum allgemeinen und beſondern Wohl beſtätigten Einrichtungen vorzuziehen ſey? das ſoll mir niemand beweiſen.

(Bragin geht ab)

Zweiter Auftritt.

Radotow, Taiſſa, Sophia, Britägin.

Radotow.

Alles Zeitliche iſt vergänglich! Sophia, es iſt mir ein Brief zu Händen gekommen, der Dich betrifft.

Sophia. (macht einen Knicks)

Mich?

Radotow.

Dein bestimmter Bräutigam schreibt mir, daß seine Verwandten, verschiedener angegebener Ursachen wegen, oder wie's mir vorkömmt, weil sie sich anders bedacht haben, seine Heyrath nicht genehmigen wollen, und uns also unser gegebenes Wort zurück geben.

Sophia.

Lieber Herr Oheim, (macht einen Knicks) das ist mir sehr lieb.

Radotow.

Die Gleichmüthigkeit stärke den Menschen in allen Fällen.

Sophia.

Lieber Herr Oheim, (macht einen Knicks) ich thät's blos aus Gehorsam.

Radotow.

Der Gehorsam schickt sich sehr wohl für dein Alter und dein Geschlecht. Ich kündige Dir also, im Vertrauen auf selbigen, an, daß ich für Dich, Sophie, einen Bräutigam ausgesucht habe, der dem vorigen weit vorzuziehen ist, besonders in wesentlichen Eigenschaften.

Sophia. (macht einen Knicks)

Wer sollte das wohl seyn?

Rado-

Radotow.

Auch für Dich, Taiſia, hab' ich einen Bräutigam.

Taiſia.

Auch für mich, Papa?

Radotow.

Ich vergeſſe gern, was für ein Mißverſtändniß zwiſchen uns beyden entſtanden iſt, und' komme dadurch allen weitern Erläuterungen zuvor.

Bridgin.

Darf ich fragen, auf wen deine Wahl gefallen iſt?

Radotow.

Auf meine beſten Freunde, auf diejenigen, die ich vor allen für die würdigſten erkannt habe.

Bridgin.

Da ich lange nicht in deinem Hauſe geweſen bin, und Du indeſſen die Art deines Umganges verändert haſt, ſo ſind mir dieſe Herren auch wenig bekannt.

Radotow.

Sie ſind beyde Leute von groſſen Kenntniſſen und Einſichten; Leute, die aus der Zahl der gewöhnlichen ausgegangen ſind, und ſich in dem höchſten Grade befinden, vor allem aber der Tugend ergeben ſind.

Bridgin.

Als wenn es Dir ſchwer würde, die Nahmen dei-

ner Freunde auszusprechen. Wir wissen nun schon alles, nur die Zunahmen fehlen uns noch.

Radotow.

Es ist bey mir unverbrüchlich festgesetzt. Meine Taissa gebe ich dem berühmten Protolk.

Taissa.

Ach, mein Vater, was sagen Sie!

Radotow.

Und Sophia dem lobwürdigen Bobin.

Sophia.

I, i Herr Oheim, (macht einen Knicks) wie sollte das möglich seyn!

Britägin.

Eine so unanständige Wahl wird Dir eben so wenig Ehre, als deinem ganzen Hause Glück bringen . . . Schämst Du dich nicht? . . in deinen Jahren? . . deine Tochter und Nichte dem ersten dem besten von der Straße zu geben? Wenn man dieses deinen Verwandten und Freunden bekannt machen sollte, was möchten die wohl sagen, wenn sie die Nahmen Protolk und Bobin hören würden?

Radotow.

Die auf der Straße sind auch Leute. Ich habe all' das Geschrey und Geheul vorhergesehen, und mich dagegen gewapnet; gestützt auf den Spieß der Unüberwindlichkeit, dem alle, und selbst die unbeseelten Geschöpfe gehorchen müssen.

Bri-

Britägin.

Mit ſolchen unverſtändlichen Reden biſt Du, mein guter Freund, ſo ausgeſtopft, wie ein Kopfküſſen mit Daunen; mir iſt aber ſchon lange bekannt, daß ein Schlauch, der nur mit Wind gefüllt iſt, gewöhnlich nichts als Staub in die Augen ſtreut.

Dritter Auftritt.

Radotows Mutter (von Wokitow geführt), Radotow, Britägin, Taiſſa, Sophia.

Radotows Mutter.

Ich komme ausdrücklich her, um Dir zu ſagen, daß ich in deinem Hauſe bleibe und ſo lange darin wohnen will, als . . . als mir's gefallen wird.

Radotow. (zu Wokitow.)

Es dünkt mich, mein Herr, daß ich Sie gebeten habe, Ihre ferneren Beſuche einzuſtellen.

Radotows Mutter. (zu Radotow.)

Wenn Du ihn nicht brauchſt, ſo iſt er doch mir jezt unumgänglich nöthig; ich ſtütze mich auf ihn; ich bin bang auf der glatten Diele auszugliſchen. Ich bin eine alte Frau, mir thun die Füße weh, wenn's ſchlecht Wetter werden will . . . (zu Taiſſa und Sophia)

Was habt ihr für rothe Augen? worüber? . . worüber habt ihr zu weinen? hört gleich auf . . . ich bin hier.

Sophia. (mit einem Knicks)

Ich habe ja schon aufgehört.

Taiſſa. (ſteckt das Tuch in die Taſche)

Ich werde nicht mehr weinen, Großmama!

Brigazin.

Sie fingen beyde an zu weinen, als ſie das erfreuliche Schickſal erfuhren, das ihnen durch die zärtliche Fürſorge . . .

Radotowa Mutter.

Es iſt alles in der Welt leichter geſagt, als gethan . . . Was ohne Vernunft angeſponnen wird . . . nimmt ſelten ein glückliches Ende. Wir leben auch ſchon lange in der Welt . . . haben auch dieſes und jenes geſehen . . . Grillen und Poſſen ohne Ende . . . Einer ſtiftet ich weiß nicht was, und hat keinen Groſchen dazu . . . (zu Taiſſa und Sophia) Geht in Euer Zimmer, Ihr habt hier nichts zu thun; man wird Euch nicht ohne meinen Willen weggeben . . .

(Taiſſa und Sophia gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Frau Radotow, Radotows Mutter, Wokitow, Radotow, Britägin.

Frau Radotow.

(zu Radotow, indem ſie ihm einen Zettel überreicht.)

Erbarm dich doch, ſieh einmal ſelbſt, wie viel deine Gäſte alle Tage bloß an Wein austrinken . . . Nein, das iſt zu koſtbar . . . auf ſolche Art werden deine Schulden endlich alles Maaß überſchreiten.

Radotows Mutter. (zu Radotow.)

Anſtatt Dich mit allerhand Grillen abzugeben, mein Schatz . . . ſollſt Du lieber deine Gläubiger bezahlen . . . damit wirſt Du Dir ſelbſt und deinem Nächſten wahren Nutzen ſchaffen.

Fünfter Auftritt.

Radotows Mutter, Frau Radotow, Radotow, Wokitow, Britägin, Bragin, das Kind.

Bragin. (zu Radotow)

Ich fand dieſes bewußte Kind weinend auf der Treppe ſtehen, ich erkundigte mich, warum es ſo ängſtlich that, und habe mit vieler Mühe die Urſache erfah-

fahren. Dieſe Urſache iſt für Sie von nicht geringer Erheblichkeit. Ich habe alſo das Kind hergebracht, damit Sie von ihm ſelbſt hören, was bey Ihnen vorgefallen iſt.

Das Kind. (weinend)

Ich muß ſterben, ich muß ſterben; gewiß, noch heute.

Frau Radotow.

Warum denn?

Bragin.

Man hat das arme Kind damit geſchrecke.

Britägin.

Wer?

Bragin.

Protolk und Böbin.

Radotow. (zum Kinde)

Wann denn? ſag! was iſt das?

Kind. (zu Radotow)

Wie Sie aus Ihrem Zimmer gingen, ſaß ich hinter'm Ofen und ſpielte mit der Katze.

Radotows Mutter.

Davon wirſt Du nicht ſterben, mein Engelchen, ſey nicht bang!

Kind. (zu Radotow)

Da kam Protolk und machte die Thür auf, und kam mit Böbin herein.

Britägin.

Wozu das?

Kind. (weinend)

Wenn ichs ſage, ſo ſterb' ich gewiß.

Britägin.

Wirſt nicht ſterben, glaub mir.

Bragin.

Red' nur, ſag' alles, fürchte nichts.

Kind.

Ich ſahe ihnen hinterm Ofen zu.

Frau Radotow.

Was machten ſie denn?

Kind.

Sie . . . ſie brachen den rothen Kaſten auf, und nahmen Geld und Papiere heraus, und gingen damit fort.

Radotow.

Aus dem mit rothem Leder beſchlagenen Kaſten?

Kind.

Ja, aus dem rothen Kaſten.

Radotow.

Sprichſt Du aber auch die Wahrheit?

Kind.

Sehen Sie ſelbſt, . . . ich will Ihnen zeigen.

Radotow.

Dann bin ich verlohren! In dieſem Kaſten lagen

nicht nur meine Wechsel und mein Geld, sondern auch das zusammengeschossene Geld zu vielen Stiftungen.

Britägin. (zu Radotow.)

Kommt geschwinde, an Ort und Stelle nachzusehen, ob sie alles mit genommen haben, und ob nicht noch etwas übrig ist.

(Radotow, Britägin und das Kind gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Frau Radotow, Radotows Mutter, Wokitow, Bragin.

Frau Radotow.

Wie sie das Kind erschreckt haben! . . .

Radotows Mutter.

Das ist keine Kunst, ein Kind zu erschrecken.

Bragin.

Als sie aus der Stube gingen, haben sie ihm eingebildet; so bald es jemanden sagen würde, daß sie hereingekommen wären, und was sie gemacht hätten, so würde es noch an demselben Tage sterben.

Wokitow.

Sie haben sich gewiß davon gemacht; man müßte dieses sogleich auf irgend eine Art gehörigen Orts anzeigen.

Bragin.

Ich kam mit Gribin, der iſt ſchon hingegangen es der Regierung zu melden.

Radetows Mutter.

So geht's wenn man ſich mit Landſtreichern abgiebt; ſo bald du mit ihnen Bekanntſchaft machſt, ſo gieb nur Acht, wie ſie dich auf irgend eine Art beſtehlen werden. . . . Und Du, Frau Schwiegertochter, Du ſollt'ſt deine Taißa nach und nach von den Geiſtern abgewöhnen . . . und zu Sophien weniger Trödelweiber gehen laſſen . . . Ich ſehe nur immer zu, wie man ſie beyde zum Beſten hat.

Wolkow.

Mich dünkt, daß Protolk mit Tratow in einem Hauſe wohnt, vielleicht kann der uns einige Nachricht geben; ich will geſchwinde zu ihm gehen.

(geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Britägin, Frau Radetow, Radetows Mutter, Bragin.

Britägin.

Sie haben rein Haus gemacht, und nichts nachgelaſſen. Wir fanden beym Kaſten nichts als einen Meißel und Hammer. Radetow ſagt, daß der Hammer zuverläßig dem Protolk gehöre.

Frau Radotow.

Wo iſt denn mein Mann?

Achter Auftritt.

Radotow, Frau Radotow, Radotows Mutter, Britägin, Bragin.

Radotow.

Wo ſoll ich hin! ich bin ganz und gar verlohren . . . Ich hatte fremde Gelder in Verwahrung . . . ich werde ein Dieb, ein Schelm heißen müſſen.

Britägin.

Wo iſt nun deine Gleichmüthigkeit?

Radotow.

Red't mir doch nicht mehr . . . von dieſer . . . Verſtellung . . .

Britägin.

Beruhige Dich . . . ich habe überall Leute ausgeſchickt . . . vielleicht find't man ſie noch.

Bragin.

Das hab ich auch gethan, noch ehe ich zu Ihnen kam.

Britägin.

O! welchen Spizbuben haſt Du deine Tochter und Nichte geben wollen!

Rado-

Radotow.

Ich war durch den äußern Schein verblendet ... Beyde predigten mir ohne Unterlaß vor, wie sehr man tugendhaft seyn müsse, wenn man ihre Art zu denken annehmen wolle.

Britägin.

Sollt's wohl noch mehr und größere Tugenden geben, als die, welche unsere vor Alters eingeführte Religion erfordert? sollte wohl irgend ein verkehrtes Lehrgebäude andere und bessere Tugenden in sich schließen?

Radotow.

Du redest die Wahrheit, da kann niemand dawiderstreiten ... Ich bin gar nicht zu entschuldigen ... das bekenn' ich ... aber zu spät ... Ich will fort ... mich vor den Leuten ... mich vor der ganzen Welt verbergen.

Frau Radotow.

Du magst Dich verbergen wo Du willst; ... so nimm mich mit, ich verlasse ... Dich nicht ...

(Radotow umarmt seine Frau)

Radotows Mutter.

So recht ... recht meine Tochter ... auch ich will mit euch gehen.

Britägin.

Denken Sie doch daran, daß Sie eine Tochter und Nichte bey sich haben; was soll aus deren werden? Sie hatten Bräutigame, (zu Radotow) die

haben aber einem Protolk . . . einem Bobin . . . Plaz gemacht.

Radotows Mutter.

Für Laißen werd ich wohl mit der Zeit einen Bräutigam finden . . . Das iſt jezt die Sache nicht.

Neunter Auftritt.

Radotow, Radotows Mutter, Frau Radotow, Britägin, Bragin, Wokitow.

Wokitow.

Ich war kaum zur Pforte heraus, da begegnet mir Tratow und erzählt mir als eine Neuigkeit, daß Protolk und Bobin, die mit ihm in einem Hauſe wohnen, in Verhaft genommen ſind.

Zehnter Auftritt.

Radotow, Radotows Mutter, Frau Radotow, Britägin, Bragin, Wokitow, Dribin.

Dribin.

Es iſt mir lieb, Sie alle hier beyſammen zu finden. Ich komme von der Stadtobrigkeit, mit dem ausdrück-

drücklichen Auftrage, Sie, als ein Augen-Zeuge, aus Ihrer Unruhe zu reißen, und Ihnen zu melden, daß Protolk, Bobin, Barmotin und Dadákin gefänglich eingezogen ſind.

Radotow.

Auch Barmotin und Dadákin?

Gribin.

Ja. Man hat aber zwiſchen ihnen und den andern einen Unterſchied gemacht. Bey Protolk und Bobin hat man die geſtohlenen Sachen, nemlich, Ihr Geld und Ihre Wechſel, in den Taſchen gefunden; auf die andern beide, aber fällt nur einiger Verdacht, wegen ihres nahen und genauen Umganges mit jenen.

Wokitow.

Das heißt, wie ich glaube, die erſtere ſind Diebe, und die andere Diebsgenoſſen.

Gribin.

Wegen der erſtern iſt kein Zweifel, daß ſie den Diebſtal begangen haben; da ſie aber dabey auch Betrüger ſind, ſo können die beyden andern vielleicht unter die Zahl der Betrogenen gehören, und dieſes mag ihnen denn doch ein beſſeres, obgleich immer nicht ſehr angenehmes Los verſchaffen.

Britágin.

Das iſt billig.

Bra-

Bragin.

Wenn Barmotin weder am Diebſtale noch Betruge Antheil hat, ſo nehm' ich ihn auf meine Bürgſchaft zu mir.

Gribin.

Wird er Dir aber nicht zuweilen läſtig werden?

Bragin.

Er! . . . er iſt für mich ein ſehr ſpaßhafter Kerl, und taugt vortreflich zu einem guten Hausnarren.

Radotows Mutter:

Wenn nur das Geld und die Wechſel nicht verlohren gehen . . . . Das iſt wohl zuweilen ſo, mit dem einen und andern, geſchehen . . . Ein ähnlicher Fall . . .

Gribin.

Es iſt alles in Sicherheit, und wird bald hergebracht werden.

Eilfter Auftritt.

Trätow, Radotow, Radotows Mutter, Frau Radotow, Britägin, Bragin, Wokitow, Gribin, Praskowia.

Trätow. (zu Radotow)

Hier iſt jemand von der Obrigkeit mit dem bey Protokk und Bübin gefundenen Sachen zu Ihnen geſchickt; er erwartet Sie im andern Zimmer.

(Radotow geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, ausser Radotow.

Tratow. (sagt dem Britägin etwas ins Ohr)

Britägin. (zu Tratow)

Richtig . . . richtig . . .

Radotows Mutter.

Nun, liebe Tochter, nun ist alle unsre Angst vorbey . . . Jezt soll unsre erste Sache seyn, Taißen zu versorgen. Ich habe für sie (blickt auf Wokitow) einen guten Bräutigam im Sinn . . . Zur Noth (blickt auf Gribin) werde ich auch wohl in einer guten Stunde einen andern für Sophien finden.

Frau Radotow.

Ist das wohl heute eine Sache für uns?

Britägin.

Ey, Schwesterchen! je eher, je besser, glaub mir; mannbare Mädchen sind eine Waare, die man aus der Hand losschlagen muß.

Radotows Mutter.

Praskowia, sag Taißen und Sophien, daß sie herkommen sollen . . . ich habe mit ihnen eine Kleinigkeit abzumachen. (Praskowia geht ab.)

Frau Radotow.

Was soll denn das werden, Mamachen?

Dreyzehnter Auftritt.

Radotow, Frau Radotow, Radotows Mutter, Britägin, Bragin, Wokitow, Gribin, Tratow, Sophia, Taißa, Praskowia.

Britägin. (zu Radotow)

Iſt alles da?

Radotow.

Alles, was mir gehört; das zuſammengelegte Geld aber hat man der Entſcheidung des Gerichts überlaſſen . . . Morgen reiſ' ich aufs Land.

Britägin.

Da thuſt Du klug daran, damit ſich das Gerede verliere; laß aber doch, ich bitte Dich, deine Grillenfängereyen in der Stadt zurück.

Radotow.

Daran zweifle nicht.

Britägin.

Aber ſag' mir doch, wie hat man Dich dazu gebracht?

Radotow.

Wie? ſo wie die andern . . . Anfangs ward ich durch Neugierde angelockt . . . dann riß mich der Eifer zweyer, oder dreyer Bekannten mit ſich fort . . . Hierauf fand meine Eigenliebe ein Vergnügen darin,

ſich

ſich von andern zu unterſcheiden; anders zu denken als meine Hausgenoſſen, als meine Bekannte. Dabey ſchmeichelte ich mir leichtgläubig: . . . vielleicht werde ich etwas ſehen und hören, was andere für unmöglich halten. Indeſſen empfand ich doch, die Wahrheit zu ſagen, innerlich eine unſäglich lange Weile.

Radotows Mutter.

Nun, genug davon . . . Ehe wir aber abreiſen, müſſen noch verſchiedene Sachen in Ordnung gebracht werden. (nimmt Wokitow bey der Hand) Wir wollen zuſammen gehen, und aus dem, was uns Gutes oder Böſes entgegen kömmt, ſehen, was wir für Glück haben werden. (Radotows Mutter führet den Wokitow Taißen entgegen) Da kömmt uns was Gutes entgegen; was meinen Sie?

Wokitow.

Ich weiß nichts beſſers zu wünſchen . . .

Radotows Mutter.

Und Du Taißa, was denkſt Du dazu?

Taißa.

Mir, Großmamachen . . . mir iſt verboten . . .

Radotows Mutter.

Was? . . . was iſt Dir verboten?

Taißa.

Mein Vater hat . . . .

Radotows Mutter. (zu Radotow)

Du haſt ihr doch wohl nicht verboten, mit uns leuten zu begegnen?

Radotow. (zu seiner Mutter)

Ihnen zu Gefallen, heb' ich alles Verbot auf.

Radotows Mutter.

Das ist aber noch nicht genug für uns; wir wollen auch deine und deiner Frauen Einwilligung.

Wolkitow.

Wenn ich meinen Wunsch bey Ihnen erneuern darf, so vereinige ich damit meine Bitte . . .

Radotow.

Wir wollen alles Vorige vergessen. Wenn Ihre Gesinnungen sich nicht geändert haben, und Taissa meinem Rathe folgt, so werden Sie weiter keine Hinderniße finden; ich hoffe, daß meine Frau mit mir einer Meynung seyn wird.

Frau Radotow. (zu Radotows Mutter)

Das ist alles sehr gut, Mahmahen, aber will auch Taissa ihn haben?

Radotows Mutter.

Taissa! . . . Taissa, sag' uns doch auch ein artiges Wörtchen; sag' nur ja . . . Du wirst doch wohl jetzt nicht aus Versehen, anstat ja, nein sagen!

Taissa.

Es ist meine Pflicht, liebe Großmama, Ihrem und meiner Eltern Willen gern gehorsam zu seyn.

Wolkow.

Gern! dieses unschätzbare Wort vollendet meine Glückseeligkeit.

Dreizin.

Eine gute Sache wär' also gethan! . . .

Radotows Mutter.

Nun wollen wir auch die andere angreifen . . . Sophie, komm Du her!

Sophia (tritt herzu und macht einen Knicks zur Rechten und zur Linken, die Hände an die Brust geschlossen.)

Radotows Mutter.

Hör' nun einmal auf, mit deinen deutschen Knicksechen, tritt näher!

Sophia.

Was befehlen Sie?

Radotows Mutter.

Hör' liebes Mädchen, jeder nimmt eine Frau und jede einen Mann für sich, und das geht niemanden anders etwas an.

Sophia.

Gut, Mamachen!

Radotows Mutter.

Deine Tante hat mir gesagt, daß sich für Dich ein anderer Bräutigam gefunden hat.

Sophia.

Ich kenne ihn aber nicht.

Frau Radotow.

Du kennst ihn, er ist hier unter uns.

Sophia.

Hier sind viele Leute . . .

Frau Radotow.

Ich fand Dich vorher mit ihm reden.

Sophia. (macht einen Knicks)

liebe Tante, da waren ja zwey.

Frau Radotow.

Das iſt wahr. Sag uns doch aber, nur ſo zum Beyſpiel, auf wen denkſt Du wohl?

Sophia.

Ich, liebe Tante?

Frau Radotow.

Einer ſteht näher, der andere weiter von Dir.

Sophia.

Wie ſoll ich's wiſſen . . . keiner von ihnen ſpricht ja ein Wort.

Gribin. (zu Sophien)

Ich wünſchte ſchon lange das Stillſchweigen zu unterbrechen, und wartete nur auf einen günſtigen Augenblick. Ich bin gern bereit, alles das zu erfüllen, was Sie vorher aus dem Buche ausgeſchrieben hatten. Ihre Geſinnungen ſind mir bekannt . . . und meine Neigung zu Ihnen iſt mit jedem Augenblicke ſtärker geworden.

Sophia. (macht einen Knikſ)

Liebe Tante, was befehlen Sie zu antworten?

Frau Radotow.

Was Du willſt.

Sophia. (macht einen Knikſ)

Ich, liebe Tante, ich bin geneigt und nicht geneigt.

Radotows Mutter.

Das iſt ein Spas; ſo was habe ich noch nie gehört; die Welt wird immer klüger.

Sophia. (zu Frau Radetow)

Ich bin nicht geneigt . . . Sie zu verlaſſen.

Frau Radotow.

Aber doch geneigt, dieſen Herrn zum Mann zu nehmen?

Sophia. (macht einen Knicks)

Ja, liebe Tante.

Gribin.

Dieſes Wort macht mein Glück vollkommen.

Brigadin. (zu Frau Radetow)

Nun haſt Du glücklich die gröſste Laſt vom Halſe.

Radotows Mutter.

Nun kommt . . . kommt, wir reiſen aufs Land, und wollen da zwey Hochzeiten machen.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Tef.

Tef.

Erlauben Sie mir, hier in Gegenwart aller zu bieten, daſs mir die Jungfer Praskowia zur Frau gegeben werde.

Radotow.

Das iſt ihre Sache; wenn ſie will.

Praskowia.

Ich will Dich wohl nehmen, wenn Du mir ſchriftlich verſprichſt, daſs Du Dich nicht unter die Meerkatzen mit dem traurigen Geſichte aufnehmen laſſen willſt.

Tef.

Das will ich gern unterſchreiben.

(gehen alle ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Britägin, Tratow.

Britägin.

Wenn's wirklich ſo iſt, daß über Protolk u
Pöbin eine Komödie zu machen befohlen iſt, ſo w
ich dazu gewiß vom Lande herein kommen; ſey ſo gu
und melde mir's zu rechter Zeit.

Tratow.

Gut.

Britägin.

Jedes Zeitalter wird von den folgenden nach ſe
ner Denkart gerichtet . . . Ueberhaupt aber ertheil
man nur denjenigen Jahrhunderten Lob, die ſich v
andern, nicht durch Träume, ſondern durch geſund
Verſtand, auszeichnen . . . Die Aufſicht hierüber iſt u
ſtreitig in den Händen der Obrigkeit. . . Wir hab
es der Vorſicht zu danken, daß wir zu einer Zeit
ben, da man zur Beſſerung gelinde Mittel erwählt.

Ende.

Memoiren

der

Kaiserin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben.

Nebst einer Vorrede von A. Herzen.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Hannover.
Carl Rümpler.
1859.

Memoiren

der Kaiserin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben.

Vorwort.

Einige Stunden nach dem Tode der Kaiserin Katharina befahl ihr Sohn, der Kaiser Paul, dem Grafen Rostopschin, die Papiere der Kaiserin zu versiegeln. Er war selbst bei der Ordnung dieser Papiere zugegen. Man fand darunter den berühmten Brief von Alexis Orloff *), in welchem er, mit cynischem Tone und trunkner Hand, der Kaiserin die Ermordung ihres Gemahls, Peter III., meldete; und ein ganz von Katharina's Hand geschriebenes Manuscript. Dieses letztere lag in einem versiegelten Umschlag, mit der Aufschrift in russischer Sprache (Für Seine Kaiserliche Hoheit, den Thronfolger und Großfürsten Paul, Meinen geliebten Sohn.) In diesem Umschlage befand sich das Manuscript der Memoiren, welche wir hier der Oeffentlichkeit übergeben.

Das Heft bricht plötzlich gegen das Ende des Jahres 1759 ab. Man sagt, es seien verstreute Notizen vorhanden gewesen, welche als Material zur Fort-

*) Siehe Memoirs of the Princess Daschkow. London. Trübner. 1858.

setzung hätten dienen sollen. Es giebt Leute, welche behaupten, daß Paul dieselben ins Feuer geworfen habe; doch ist hierüber mit Gewißheit Nichts zu ermitteln. Paul hielt das Manuscript seiner Mutter sehr geheim und vertraute es nie Jemandem an, außer seinem Jugendfreunde, dem Fürsten Alexander Kurakin. Dieser nahm eine Abschrift davon. Zwanzig Jahre nach Paul's Tode erhielten Alexander Turgeneff und Fürst Michael Woronzoff Abschriften von dem Exemplare Kurakin's. Als Kaiser Nikolaus hiervon hörte, befahl er der geheimen Polizei, sich aller Abschriften zu bemächtigen. Es existirte unter andern eine, welche in Odessa von der Hand des berühmten Dichters Puschkin geschrieben worden war. In der That circulirten die Memoiren der Kaiserin Katharina II. seit jener Zeit nicht mehr.

Der Kaiser Nikolaus ließ sich durch Graf D. Buboff das Original bringen, las es, verschloß es mit dem großen Staatssiegel und befahl, es in den kaiserlichen Archiven unter den geheimsten Documenten aufzubewahren.

Diesen Details, welche ich einer mir mitgetheilten Notiz entnehme, muß ich hinzufügen, daß der Erste, der mit mir davon sprach, der Lehrer des jetzigen Kaisers, Constantin Arsenieff, war. Er sagte mir im Jahre 1840, er habe die Erlaubniß erhalten, viele geheime Documente über die dem Tode Peter's I. folgenden Ereignisse, bis zu der Regierung Alexanders I., zu lesen. Unter diesen Documenten erlaubte man ihm die Lectüre der Memoiren Katharina's II. (Er unter-

richtete damals den Großfürsten, den präsumtiven Thronerben, in der neueren Geschichte Rußlands).

Während des Kriegs in der Krim brachte man die Archive nach Moskau. Im März 1855 ließ der jetzige Kaiser sich das Manuscript bringen, um es zu lesen. Seitdem circulirten wieder einige Abschriften in Moskau und Petersburg. Nach einer dieser Abschriften veröffentlichen wir diese Memoiren. Ueber ihre Authenticität kann nicht der geringste Zweifel obwalten. Es genügt außerdem zwei bis drei Seiten des Textes zu lesen, um sich davon zu überzeugen.

Wir haben uns jeder Correctur des Styls enthalten, außer in den Fällen, wo wir überzeugt waren, daß die Abschrift einen Transscriptionsfehler enthalte.

Indem wir uns zu den Memoiren selbst wenden, — was sollen wir über sie sagen?

Die ersten Jahre Katharina's II. — dieses weiblichen Kaisers, welche mehr als ein Vierteljahrhundert lang die Geister ihrer Zeitgenossen von Voltaire und Friedrich II. bis zum Khan der Krim und den Häuptlingen der Kirgbisen beschäftigte, — die Geschichte ihrer Jugendjahre von ihr selbst erzählt! .... Was kann der Herausgeber hinzufügen?

Indem man diese Blätter lies't, sieht man sie werden, sieht man sie sich zu dem heranbilden, was sie später gewesen. Ein lebhaftes Kind von vierzehn Jahren coiffirt à la „Moise", blond, muthwillig, verlobt mit einem kleinen Idioten — dem Großfürsten — leidet sie schon an der Krankheit des Winterpalastes, an dem Durst nach Herrschaft. Eines Tages, als sie

mit dem Großfürſten auf einer Fenſterbank ſitzt und mit ihm ſcherzt, ſieht ſie Graf Leſtocq kommen, der zu ihr ſagt: „Packen Sie Ihre Sachen ein — Sie werden nach Deutſchland zurückreiſen.“ Der junge Idiot ſcheint nicht ſehr betroffen von dieſer möglichen Trennung. „Auch mir war ſie ziemlich gleichgültig,“ ſagt die kleine Deutſche, „aber die ruſſiſche Krone war es mir nicht,“ fügt die Großfürſtin hinzu.

Das iſt im Keime die Katharina von 1762!

Von der Krone zu träumen war übrigens ſehr natürlich — in jener Atmoſphäre des Kaiſerlichen Hofes — nicht allein für die Braut des präſumtiven Thronerben, ſondern für Jedermann. Der Stallknecht Biren, der Sänger Raſumowsky, der Fürſt Dolgorucky, der Plebejer Menſchikoff, der Oligarch Wolynski — Alle verlangten nach einem Stücke des Kaiſermantels. Die ruſſiſche Krone war nach Peter I. eine res nullius, bis ſie nach längerem Umherwandern auf das Haupt Eliſabeth's gelangt, in der ſich die Legitimität wieder repräſentirt.

Der Bruch und das Zerreißen der Tradition, die vollkommene Trennung des Volks vom Staate durch die Reform Peter I., die Staatsſtreiche und Palaſtrevolutionen waren damals in Permanenz. Nichts war dauernd. Wenn die Einwohner Petersburgs zu Bette gingen, wußten ſie nie unter weſſen Regierung ſie erwachen würden. Auch bekümmerte man ſich ſehr wenig um dieſe Aenderungen, die im Grunde nur einige deutſche Intriguants betrafen, welche ruſſiſche Miniſter geworden waren, einige im Meineid und

Verbrechen ergraute große Herren und das Regiment Preobraschensky, welches, ähnlich wie die Prätorianer, über die Krone verfügte. Für alle Andere gab es keine Aenderung. Und wenn ich die Andern sage, so spreche ich nur vom Adel und von den Beamten; denn um die schweigende Masse des Volks — des niedergedrückten, traurigen, eingeschüchterten, stummen Volks — kümmerte sich Niemand. Das Volk blieb außerhalb des Gesetzes, nahm passiv die schreckliche Probe hin, auf die es dem lieben Gott gefiel, es zu stellen und kümmerte sich seinerseits nicht um die Gespenster, welche mit wankendem Schritt die Stufen des Thrones hinanstiegen, wie Schatten vorüberschwebten und in Sibirien oder in den Kasematten verschwanden. Das Volk konnte unter allen Umständen darauf rechnen, geplündert zu werden. Sein socialer Zustand lag also jenseits jedes Glückswechsels.

Was für eine seltsame Epoche! Der Kaiserliche Thron glich dem Bette der Kleopatra. Ein Haufe Oligarchen, Fremde, Panduren, Favoriten führten in nächtlicher Weile einen Unbekannten, ein Kind, eine Deutsche herbei, erhoben sie auf den Thron, beteten sie an und vertheilten in ihrem Namen Knutenhiebe an Alle, welche Widerspruch erregten. Kaum hatte der Erwählte Zeit gehabt, sich an allen Genüssen einer unmäßigen und absurden Macht zu berauschen und seine Feinde zur Zwangsarbeit oder zur Folter zu verurtheilen, als die nachfolgende Leere schon einen andern Prätendenten hervorbrachte und den gestern Erwählten

mit seiner ganzen Umgebung in den Abgrund stürzte. Die Minister und Generale von heute wanderten morgen, mit Ketten beladen, nach Sibirien.

Diese bufera infernale raffte die Leute mit so großer Schnelligkeit dahin, daß man keine Zeit hatte, sich an ihre Gesichter zu gewöhnen. Marschall Münnich, welcher Biren gestürzt hatte, begegnete ihm wieder, selbst ein Gefangener, mit Ketten an den Füßen, auf einem in der Wolga liegenden Floße. In dem Kampfe dieser beiden Deutschen, die sich um das russische Reich wie um einen Krug Bier stritten, kann man den wahrhaften Typus der Staatsstreiche der guten alten Zeit erkennen.

Die Kaiserin Anna stirbt, und hinterläßt die Krone einem wenige Monate alten Kinde, unter der Regentschaft ihres Liebhabers Biren. Der Herzog von Kurland war allmächtig. Von Verachtung gegen alles Russische erfüllt, suchte er uns mit dem Corporalstock zu civilisiren. In der Hoffnung, seine Stellung zu befestigen, ließ er mit kalter Grausamkeit hunderte von Menschen tödten und schickte mehr als 20,000 in die Verbannung. Er war ein ebenso harter als absoluter Herrscher. Dies ärgerte den Marschall Münnich. Auch er war ein Deutscher wie Biren, aber er war außerdem ein vortrefflicher Kriegsmann. Eines schönen Tags beklagt sich die Prinzessin von Braunschweig, die Mutter des kleinen Kaisers, bei Münnich über die Anmaßung Biren's. „Haben Sie schon mit irgend Jemand davon gesprochen?" fragt der Marschall. — „Mit Niemand." — „Sehr wohl; schweigen Sie

und laſſen Sie mich handeln.“ Es war der 7. September 1740.

Am 8. dinirt Münnich bei Biren. Nach dem Diner läßt er ſeine Familie bei dem Regenten und entfernt ſich einen Augenblick. Er geht gemächlich zu der Prinzeſſin von Braunſchweig, ſagt ihr, ſie ſoll ſich für die Nacht vorbereitet halten, und tritt wieder ein. Man ſetzt ſich zum Souper. Münnich erzählt von ſeinen Feldzügen, von den Schlachten die er gewonnen. „Haben Sie je nächtliche Expeditionen gemacht?“ fragt Graf Löwenhaupt. „Ich habe deren zu jeder Stunde gemacht,“ erwidert der Marſchall etwas unwillig. Der Regent, der nicht wohl war, und auf einem Sofa lag, richtet ſich bei dieſen Worten auf und wird nachdenklich.

Man nimmt auf freundſchaftliche Weiſe Abſchied.

Nach Hauſe zurückgekehrt, befiehlt Münnich ſeinem Adjutanten Manſtein, ſich um zwei Uhr bereit zu halten. Um zwei Uhr beſteigt er mit ihm einen Wagen und fährt direct nach dem Winterpalaſt. Dort läßt er die Prinzeſſin wecken. „Was giebt es?“ fragt der wackere Deutſche, Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, ſeine Frau. — „Eine kleine Unpäßlichkeit,“ erwiedert die Prinzeſſin. — Und Anton Ulrich ſchläft wieder wie ein Maulwurf.

Während er ſchläft, kleidet ſeine Gemahlin ſich an und der alte Krieger redet mit den am meiſten janitſcharisch-geſinnten Soldaten des Regiments Preobraſchensky. Er ſtellt ihnen die demüthigende Lage der Prinzeſſin vor, ſpricht von ihrer zukünftigen Erkennt-

lichkeit und läßt, während er spricht, die Gewehre laden.

Hierauf läßt er die Prinzessin unter dem Schutze von vierzig Grenadieren und entfernt sich mit achtzig Soldaten, um das Staatsoberhaupt, den schrecklichen Herzog von Kurland, zu verhaften.

Sie durchschreiten ruhig die Straßen von Petersburg, erreichen den Palast des Regenten, treten ein und Münnich schickt Manstein ab, um ihn, lebendig oder todt, in seinem Schlafzimmer zu arretiren. Die diensthuenden Officiere, Schildwachen, die Bedienten sehen schweigend zu. „Wäre ein einziger treuer Officier oder Soldat da gewesen," sagt Manstein in seinen Memoiren, „so wären wir verloren gewesen." Aber es fand sich kein einziger. Als Biren die Soldaten sieht, sucht er sich zu retten, indem er unter das Bett kriecht. Manstein läßt ihn hervorziehen. Biren wehrt sich. Man versetzt ihm einige Stöße mit den Flintenkolben und schleppt ihn in die Wachstube.

Der Staatsstreich war gemacht. Allein ein noch viel seltsameres Ereigniß bereitet sich vor.

Man verabscheute Biren; dies konnte seinen Sturz erklären. Die Regentin dagegen, ein gutes sanftes Wesen, die Niemandem Böses zufügte und dem Gesandten Linar viel Liebe erwies — war sogar, aus Haß gegen Biren, ein wenig beliebt. Ein Jahr geht vorüber. Alles ist ruhig. Doch der Französische Hof ist unzufrieden mit einer Oesterreichisch-Russischen Allianz, welche die Regentin mit Maria Theresia abgeschlossen hatte. Wie ist diese Allianz zu hindern? —

Auf die allerleichteſte Art: durch einen Staatsſtreich und die Vertreibung der Regentin. Hier erſcheint ſelbſt kein von den Soldaten verehrter Marſchall, ſelbſt kein Staatsmann: es genügt ein intriguanter Arzt, Leſtocq, und ein intriguanter Geſandter, La Chetardie, um Eliſabeth, die Tochter Peters I., auf den Thron zu heben.

Eliſabeth, abſorbirt in Vergnügungen und kleinen Intriguen, dachte wenig an einen Umſturz der Regierung. Man bringt ihr den Glauben bei, daß die Regentin die Abſicht habe, ſie in ein Kloſter zu ſtecken. Sie, Eliſabeth, die in den Kaſernen der Garde unter Orgien ihre Zeit verbringt . . . eher will ſie ſich zur Kaiſerin machen. Daſſelbe denkt La Chetardie und er denkt nicht allein, er gibt franzöſiſches Geld her, um eine Handvoll Soldaten zu beſolden.

Am 25. November 1741 kommt die Großfürſtin in prächtigem Gewande, die Bruſt von einem glänzenden Harniſch bedeckt, in die Wachſtube des Regiments Preobraſchensky. Sie erklärt den Soldaten ihre unglückliche Lage. Die Soldaten, trunken von Wein, rufen aus: „Befiehl, Mutter, befiehl und wir erwürgen ſie Alle.“ Die menſchenfreundliche Großfürſtin weicht entſetzt zurück und befiehlt nur die Verhaftung der Regentin, ihres Gemahls und ihres Sohnes des Bambino-Kaiſers.

Und wiederum dieſelbe Scene. Anton Ulrich von Braunſchweig wird aus dem tiefſten Schlafe erweckt; doch diesmal kann er nicht wieder einſchlafen, denn zwei Soldaten wickeln ihn in ein Betttuch und ſchleppen

ihn ins Gefängniß, welches er nur verlassen wird, um in der Verbannung zu sterben.

Der Staatsstreich ist gemacht.

Die neue Regierung geht wie auf Rädern. Nichts fehlt dieser seltsamen Krone wieder als — ein Erbe. Die Kaiserin, die von dem kleinen Iwan nichts wissen will, sucht einen in dem bischöflichen Palast des Fürstbischofs von Lübeck. Es war der Neffe des Bischofs und ein Enkel Peters I., ein Waise ohne Vater und Mutter, der Zukünftige der kleinen Sophie Auguste Friederike, Prinzessin von Anhalt-Zerbst-Bernburg, die so viele hochtönende und glänzende Titel verlor, um sich kurz zu nennen ... Katharina II.

Nun versetze man sich, nach dem was wir gesagt haben, in die Verhältnisse, in welche das Schicksal dies junge, zugleich mit viel Geist und einem biegsamen, aber ebenso stolzen und leidenschaftlichen Charakter begabte Mädchen hineinwarf.

Ihre Lage in Petersburg war fürchterlich. Auf der einen Seite ihre Mutter, eine zänkische, mürrische, habgierige, kleinliche, pedantische Deutsche, die ihr Ohrfeigen gibt und ihre neuen Kleider wegnimmt, um sich dieselben anzueignen; auf der andern die Kaiserin Elisabeth, ein rohes, zänkisches, eifersüchtiges, neidisches Weib, die jeden Schritt der jungen Prinzessin überwachen, jedes Wort berichten läßt, an Allem Anstoß nimmt, und das, nachdem sie ihr den Großfürsten Peter zum Gemahl gegeben hat.

Eine Gefangene in dem Palaste, wagt sie Nichts zu thun ohne Erlaubniß. Wenn sie den Tod ihres

Vaters beweint, läßt die Kaiserin ihr sagen, daß es genug sei; „daß ihr Vater kein König gewesen sei, um ihn länger als eine Woche zu beweinen.“ Wenn sie Freundschaft für eine der Ehrendamen, die man ihr gibt, blicken läßt, kann sie darauf rechnen, daß man sie entlassen, wenn sie sich an einen treuen Diener anschließt, kann sie noch sichrer darauf zählen, daß man ihn davonjagen wird.

Ihre Beziehungen zu dem Großfürsten sind in jedem Betracht erniedrigend. Er macht sie zu der Vertrauten seiner Liebesverhältnisse. Ein Trunkenbold seit dem Alter von zehn Jahren, kommt er einmal des Nachts in berauschtem Zustande, um seine Gemahlin von der Anmuth und den Reizen der Tochter Biren's zu unterhalten; und da Katharina sich stellt, als ob sie schliefe, versetzt er ihr einen Schlag mit der Faust, um sie zu erwecken. Er hält neben dem Schlafzimmer seiner Gemahlin eine Meute Hunde, welche die Luft verpestet, und hängt in seinem eigenen Ratten auf, um sie nach den Regeln der Kriegsgesetze zu bestrafen.

Doch das ist nicht Alles. Nachdem man allmälig alle zarten Gefühle der jungen Frau beleidigt und verletzt hat, beginnt man, sie systematisch zu verderben. Die Kaiserin sieht etwas Ungebührliches darin, daß sie keine Kinder hat. Madame Tschoglokoff spricht mit ihr darüber, gibt ihr zu verstehen, daß man seine Bedenken fahren lassen müsse, wenn es sich um das Wohl des Staates handle und schlägt ihr zuletzt vor, zwischen Soltikoff und Narischkin zu wählen . . .

Noch ein Wort ehe wir schließen.

Indem man dieſe Memoiren lieſt, iſt man erſtaunt, daß eins beſtändig vergeſſen wird, ja an keiner Stelle zum Vorſchein kommt — nämlich Rußland und das Volk. Und dies iſt ein charakteriſtiſcher Zug der Epoche.

Welches Intereſſe konnte die junge deutſche Prinzeſſin an dieſem magnum ignotum, dieſem außer Betracht ſtehenden, armen, halbwilden Volke nehmen, welches ſich in ſeinen Dörfern, hinter dem Schnee und ſchlechten Wegen verbarg und nur wie ein fremder Paria, mit ſeinem verfolgten Barte, ſeiner verbotenen Kleidung, in den Straßen von Petersburg erſchien — nur aus Verachtung geduldet wurde!

Katharina hörte erſt viel ſpäter auf ernſte Art von dem ruſſiſchen Volke reden, als der Koſack Pugatſcheff, an der Spitze einer Armee aufſtändiſcher Bauern, Moskau bedrohte.

Nach Pugatſcheff's Beſiegung vergaß der Winterpalaſt das Volk wieder. Und ich weiß nicht, wann man ſich ſeiner erinnert haben würde, hätte es nicht ſelbſt ſeinen Herren ſein Daſein ins Gedächtniß gerufen, indem es ſich im Jahre 1812 in Maſſe erhob, nach der einen Seite die auf der Spitze fremder Bajonette dargebotene Befreiung von der Leibeigenſchaft verwerfend und nach der andern in den Tod gehend.

London, 15. November 1858.

A. Herzen.

Erste Abtheilung.

Von 1729, ihrem Geburtsjahre, bis 1751.

Das Glück ist nicht so blind wie man es sich vorstellt. Es ist oft das Resultat wohlberechneter Maßregeln, die, vom großen Haufen nicht bemerkt, dem Ereignisse vorausgegangen sind. Es ist ebenso, und in noch bestimmterer Art, ein Resultat der persönlichen Eigenschaften, Charactere und Handlungen.

Um dieses einleuchtender zu machen, will ich die folgende Schlußreihe aufstellen:

Die Eigenschaften und die Character sollen den Obersatz; die Handlungsweise den Untersatz, das Glück oder das Unglück den Schluß bilden.

Zwei merkwürdige Beispiele davon sind:

Peter III.

Catharina II.

Peter III., sein Vater und seine Mutter.

Die Mutter des ersteren, eine Tochter Peters I., starb zwei Monate nach seiner Geburt an der Schwindsucht, in der kleinen Stadt Kiel in Holstein, aus Verdruß sich dorthin versetzt zu sehen und so unglücklich verheirathet zu sein. Karl Friedrich, Herzog von Holstein, Neffe Karls XII., Königs von Schweden, Vater Peters III., war ein schwacher, häßlicher, kleiner, kränklicher und armer Fürst. Er starb im Jahre 1739 und ließ seinen Sohn im Alter von etwa elf Jahren unter der Vormundschaft seines Vetters Adolph Friedrich, Bischofs von Lübeck, Herzogs von Holstein, später, in Folge des Friedens von Abo, auf die Empfehlung der Kaiserin Elisabeth, erwählten Königs von Schweden. Die oberste Leitung der Erziehung Peters III. war in den Händen seines Oberhofmarschalls Brummer, eines geborenen Schweden, und, unter ihm, in denen des Ober-Kammerherrn Berkholz, und von vier Kammerherren, von denen zwei, Adlerfeldt, (der Verfasser einer Geschichte Karls XII.,) und Wachmeister, Schweden; die beiden Anderen, Wolf und Madfeld, Holsteiner waren. Man erzog den Prinzen für den schwedischen Thron, an einem, für das Land in welchem er sich befand, zu großen Hofe, der in verschiedene Parteien gespalten war, welche sich gegenseitig haßten, und von denen eine jede sich des Geistes des Prinzen, den sie bilden sollten, zu bemächtigen suchte, und folglich ihm die Abneigung gegen die ihnen entgegenstehenden Persönlichkeiten einflößte. Der junge Prinz haßte Brummer von Herzen und liebte Keinen in seiner Umgebung, weil Alle ihm unbequem waren.

Seit seinem zehnten Jahre zeigte Peter III. eine Neigung zum Trunk. Man zwang ihn bei vielen Vorstellungen bei Hofe gegenwärtig zu sein und verlor ihn weder Tag noch Nacht aus dem Auge. Die Einzigen die er während seiner Kindheit und der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Rußland bevorzugte, waren zwei alte Kammerdiener: der eine, Kramer, ein Liefländer; der andere, Brumberg, ein Schwede. Der letztere war ihm der Angenehmste; er war ein ungebildeter und roher Mensch, welcher unter Karl XII. Dragoner gewesen war. Brummer und folglich auch Berkholz, der nur durch die Augen Brummer's sah, waren dem Prinz-Vormund und Administrator ergeben. Alle Anderen waren unzufrieden mit diesem Prinzen und mehr noch mit seinen Umgebungen.

Als die Kaiserin Elisabeth den russischen Thron bestiegen hatte, schickte sie den Kammerherrn Korf nach Holstein, ihren Neffen zu holen, den der Prinz-Administrator sofort in Begleitung des Obermarschalls Brummer, der Kammerherren Berkholz und Dycker, Neffen des ersteren, zur Abreise bestimmte. Die Freude der Kaiserin bei seiner Ankunft war groß. Bald nachher ging sie zu ihrer Krönung nach Moskau. Sie war entschlossen den Prinzen zu ihrem Erben zu erklären, aber vorher mußte er die griechische Religion annehmen. Die Feinde des Obermarschalls Brummer, und namentlich der Oberkammerherr Graf Bestuscheff und der Graf M. Panin, welcher lange russischer Gesandter in Schweden gewesen war, behaupteten überzeugende Beweise in Händen zu haben, daß Brummer, seitdem er die Kaiserin entschlossen sah, ihren Neffen zu ihrem Nachfolger zu erklären, sich ebenso sehr bemühte, Geist und

Herz seines Zöglings zu verderben, als er sich früher bemüht hatte, ihn der schwedischen Krone würdig zu machen. Aber ich habe immer an dieser Abscheulichkeit gezweifelt und geglaubt, daß die Erziehung Peters III. ein Widerstreit unglücklicher Verhältnisse gewesen ist. Ich werde erzählen was ich gesehn und gehört und schon hieraus werden viele Verhältnisse sich aufklären.

Ich sah Peter III. zum ersten Male als er elf Jahre alt war, in Eutin, bei seinem Erzieher, dem Fürst-Bischof von Lübeck, einige Monate nach dem Abscheiden seines Vaters, des Herzogs Karl Friedrich. Der Fürst-Bischof hatte im Jahre 1739 seine ganze Familie bei sich versammelt, um seinen Zögling dort einzuführen. Meine Großmutter, die Mutter des Fürst-Bischofs, meine Mutter, die Schwester des Fürsten, waren mit mir von Hamburg gekommen. Ich war damals zehn Jahre alt. Auch der Prinz August und die Prinzessin Anna, die Geschwister des Prinz-Erziehers und Administrators von Holstein waren dort, und bei dieser Gelegenheit hörte ich im Familienkreise davon reden, daß der junge Herzog zum Trunke neige, und daß seine Umgebung ihn nur mit Mühe verhindere, sich bei Tische zu betrinken; daß er starrköpfig und jähzornig sei; daß er seine Umgebung, und besonders Brummer, nicht liebe; daß es ihm übrigens nicht an Lebhaftigkeit fehle, aber daß er ein kränkliches und ungesundes Aussehn habe. In der That war seine Gesichtsfarbe blaß, und er schien mager und von einer schwächlichen Constitution. Diesem Kinde wünschte seine Umgebung das Ansehn eines fertigen Menschen zu geben und zu diesem Zweck belästigte man ihn und hielt ihn unter

einem Drucke, der ihm jene Falschheit einpflanzen mußte, welche seitdem den Kern seines Characters ausmachte.

Diesem Holsteinschen Hofe folgte, bald nach seiner Ankunft in Rußland, eine schwedische Gesandtschaft, um sich von der Kaiserin ihren Neffen zur Nachfolge auf den schwedischen Thron auszubitten. Aber Elisabeth, die schon, wie wir oben bemerkten, ihre Absichten durch die Präliminarien des Friedens von Abo erklärt hatte, antwortete dem schwedischen Reichstage: sie habe ihren Neffen zum Erben des russischen Thrones erklärt, und sie halte sich an die Präliminarien des Friedens von Abo, welche Schweden dem Prinz-Administrator von Holstein zum Kronerben gäben, (dieser Prinz hatte einen älteren Bruder, mit dem die Kaiserin Elisabeth beim Tode Peter I. verlobt gewesen war. Die Heirath wurde nicht abgeschlossen, weil der Prinz einige Wochen nach der Verlobung an den Pocken starb. Aber die Kaiserin Elisabeth hing mit großer Zuneigung an seinem Andenken, wovon sie der ganzen Familie des Prinzen Beweise gab).

Peter III. wurde also zum Erben der Elisabeth und zum Großfürsten von Rußland erklärt, nachdem er sein Glaubensbekenntniß, dem Ritus der griechischen Religion gemäß, abgelegt hatte. Man gab ihm Simon Theodorsky, nachmaligen Erzbischof von Pleskow, zum Lehrer. Der Prinz war getauft und erzogen in dem strengsten und intolerantesten Lutherischen Ritus. Da er seit seiner Kindheit immer sehr abgeneigt gegen jeden Unterricht gewesen war, habe ich von seiner Umgebung sagen hören, daß man in Kiel die größte Mühe gehabt, ihn an Sonn- und Festtagen in die Kirche zu bringen und ihn die Pflichten der Andachtsübung erfüllen

zu laſſen, denen man ihn unterwarf; ſowie daß er, gegenüber Simon Theodorsky, ſich meiſtentheils durch Mangel an religiöſem Gefühl auszeichnete. Seine Kaiſerliche Hoheit war darauf bedacht, über jeden Punkt zu ſtreiten; oft wurde ſeine Umgebung herbeigerufen, um den Zänkereien ein Ende zu machen und die Heftigkeit welche er hineinlegte, zu mindern. Endlich nach vielen Verdrießlichkeiten, unterwarf er ſich dem Willen der Kaiſerin, ſeiner Tante, obgleich er, ſei es aus Vorurtheil, aus Gewohnheit oder aus Widerſpruchsgeiſt, oft merken ließ, daß es ihm lieber geweſen ſein würde, nach Schweden zu gehn als in Rußland zu bleiben. Er behielt Brummer, Berkholz und ſeine holſteiniſche Umgebung bei ſich bis zu ſeiner Heirath. Man hatte ihnen, der Form wegen, einige Lehrer beigegeben: Herrn Iſaak Weſſelowsky für die ruſſiſche Sprache; dieſer kam zuerſt ſelten und ſpäter gar nicht; ferner Profeſſor Nehlein, der ihn Mathematik und Geſchichte lehren ſollte, aber im Grunde mit ihm ſpielte und ihm als Hanswurſt diente. Der fleißigſte Lehrer war der Balletmeiſter Landé, der ihn tanzen lehrte.

1744.

In ſeinen inneren Gemächern beſchäftigte ſich der Großfürſt anfangs mit nichts anderem, als ein paar Bedienten, die ihm als Kammerdiener gegeben waren, exerciren zu laſſen. Er gab ihnen Grad und Rang und degradirte ſie nach ſeiner Laune. Es waren wahrhafte Kinderſpiele und eine fortwährende Kinderei. Ueberhaupt war er ſehr kindiſch, obgleich er ſchon ſechszehn Jahre alt war. Im Jahre 1744,

als der ruſſiſche Hof in Moskau war, kam Catharina II. mit ihrer Mutter am neunten Februar dort an.

Der ruſſiſche Hof war damals in zwei große Fractionen oder Parteien geſpalten. An der Spitze der einen, die ſich aus ihrem Verfall zu erheben begann, war der Vice-Kanzler Graf Beſtuſcheff Rumin. Er wurde weit mehr gefürchtet als geliebt; ein äußerſt intriguanter und argwöhniſcher Menſch, feſt und unerſchrocken in ſeinen Grundſätzen, ziemlich tyranniſch, ein unverſöhnlicher Feind, aber Freund ſeiner Freunde, die er nur verließ, wenn ſie ſelbſt ihm den Rücken kehrten; übrigens ſchwierig im Umgang und oft kleinlich. Er ſtand an der Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. Da er die Umgebung der Kaiſerin zu bekämpfen hatte, war er vor der Reiſe nach Moskau im Nachtheile; aber er begann ſich zu erheben. Er ſtand auf der Seite der Höfe von Wien, von Sachſen und von England. Die Ankunft Catharina's II. und ihrer Mutter war ihm nicht angenehm: ſie war das geheime Werk der Partei, welche ihm entgegen war. Die Feinde des Grafen Beſtuſcheff waren ſehr zahlreich, aber alle zitterten vor ihm. Er hatte vor ihnen den Vortheil ſeiner Stellung und ſeines Charakters voraus, der ihn weit über die Politiker des Vorzimmers hinaushob.

Die Beſtuſcheff entgegengeſetzte Partei ſtand auf der Seite Frankreichs, ſeines Schützlings Schweden und des Königs von Preußen. Der Marquis de la Chétardie war ihre Seele. Die von Holſtein gekommenen Hofleute waren ihre Matadore. Sie hatten Leſtocq, einen der vornehmſten Urheber der Revolution, welche die Kaiſerin Eliſabeth auf den ruſſiſchen Thron gebracht hatte, für ſich gewonnen.

Dieſer war einer der erſten Vertrauten der Kaiſerin. Er war ſeit dem Abſcheiden der Kaiſerin Catharina I., der er vorher gedient hatte, ihr Leibarzt geweſen; er hatte der Mutter und der Tochter große Dienſte geleiſtet; es fehlte ihm weder an Geiſt noch an Schlauheit und Intrigue, aber er war ſchlecht und von finſterem und böſem Herzen. Alle dieſe Fremden griffen ihm unter die Arme und drängten den Grafen Michael Woronzow vor, der auch an der Revolution Theil genommen und Eliſabeth, in der Nacht als ſie den Thron beſtieg, begleitet hatte. Sie hatte ihn vermählt mit der Nichte der Kaiſerin Catharina I., Gräfin Anna Karlowna Skavronsky, welche in der Nähe der Kaiſerin Eliſabeth erzogen und ihr ſehr ergeben war. Auf die Seite dieſer Partei hatte ſich auch der Graf Alexander Romanzow, der Vater des Marſchalls, geſtellt, der den Frieden von Abo mit Schweden unterzeichnet hatte, ein Frieden, bei dem Beſtuſcheff wenig zu Rathe gezogen worden war. Sie zählten außerdem auf den Staats-Procurator Trubetzkoy, auf die ganze Familie Trubetzkoy und folglich auf den Prinzen von Heſſen-Homburg, welcher eine Prinzeſſin dieſes Hauſes geheirathet hatte. Der Prinz von Heſſen-Homburg, obgleich damals ſehr angeſehen, war an und für ſich Nichts; ſein Anſehn erlangte er durch die zahlreiche Familie ſeiner Frau, deren Vater und Mutter damals noch lebten und deren Macht von Bedeutung war.

Die übrige Umgebung der Kaiſerin beſtand damals in der Familie Schuwaloff. Dieſe hielt in jeder Beziehung dem Oberjägermeiſter Razumowsky das Gleichgewicht, der für den Augenblick der erklärte Günſtling war.

Der Graf Beſtuſcheff wußte von ihnen Nutzen zu ziehen;

aber ſeine Hauptſtütze war der Baron Tſcherkaſſow, Kabinets-Secretair der Kaiſerin, der ſchon im Kabinet Peter I. gedient hatte. Er war ein roher und ſtarrköpfiger Menſch, der Ordnung und Gerechtigkeit wollte, und Alles im gewohnten Gange zu halten wünſchte. Der ganze Reſt des Hofes ſtellte ſich auf die eine oder die andere Seite, nach ſeinen perſönlichen Intereſſen und Anſichten.

Der Großfürſt ſchien ſich der Ankunft meiner Mutter und der meinigen zu freuen. Ich war in meinem funfzehnten Jahre. Während der erſten Tage bewies er mir viel Aufmerkſamkeit. Seitdem und während dieſes kurzen Zeitraums, ſah und begriff ich, daß er ſich aus der Nation, über die er zu herrſchen beſtimmt war, wenig machte; daß er am Lutherthum feſthielt; daß er ſeine Umgebung nicht liebte und daß er ſehr kindiſch war. Ich ſchwieg und hörte zu, was mir ſein Vertrauen gewann. Ich erinnere mich, daß er mir unter anderem ſagte, was ihm am meiſten an mir gefalle, ſei, daß ich ſeine Couſine wäre und daß er mit mir, als ſeiner Verwandten, ohne Rückhalt ſprechen könne. Er erzählte mir dann, daß er in eine der Ehrendamen der Kaiſerin verliebt ſei, die, nach dem Unglücke ihrer Mutter, einer Madame Lapukin, welche nach Sibirien verbannt war, den Hof hatte verlaſſen müſſen; daß er ſehr gewünſcht habe ſie zu heirathen, aber daß er reſignirt habe, um ſich mit mir zu vermählen, weil ſeine Tante es wünſche. Ich hörte dieſe verwandtſchaftlichen Mittheilungen erröthend an und dankte ihm für ſein vorzeitiges Vertrauen; aber im Grunde meines Herzens betrachtete ich mit Erſtaunen ſeine Unvorſichtigkeit und den Mangel an Urtheil über viele Verhältniſſe.

Zehn Tage nach meiner Ankunft in Moskau, am

Sonnabend, ging die Kaiſerin in das Kloſter Troïtza. Der Großfürſt blieb bei uns in Moskau. Man hatte mir ſchon drei Lehrer gegeben: einen, Simon Theodorsky, um mich in der griechiſchen Religion zu unterrichten; einen anderen, Baſil Adaduroff, für die ruſſiſche Sprache, und den Balletmeiſter Landé für den Tanz. Um ſchnellere Fortſchritte in der ruſſiſchen Sprache zu machen, ſtand ich Nachts auf und lernte, während Alles ſchlief, die mir von Adaduroff gegebenen Hefte auswendig. Da mein Zimmer warm war und ich keine Erfahrung hinſichtlich des Klimas hatte, unterließ ich es, mir Schuhe und Strümpfe anzuziehen, und ſtudirte ſo wie ich aus dem Bette kam. In der That fing ich am funfzehnten Tage an, an Pleureſie zu leiden, die mich hinwegzuraffen drohte. Sie begann am Dienſtage nach der Abreiſe der Kaiſerin ins Kloſter Troïtza mit einem Schüttelfroſte, als ich mich eben angekleidet hatte, um mit meiner Mutter bei dem Großfürſten zu Mittag zu ſpeiſen. Mit Mühe erhielt ich von meiner Mutter die Erlaubniß mich zu Bette zu legen. Als ſie vom Diner zurückkehrte, fand ſie mich faſt beſinnungslos, fieberhaft heiß und mit einem unerträglichen Schmerz in der Seite. Sie dachte ich würde die Pocken bekommen, ſchickte nach den Aerzten und forderte, daß ſie mich demgemäß behandelten. Die Aerzte behaupteten, mir müſſe zur Ader gelaſſen werden. Sie verweigerte ihre Zuſtimmung, indem ſie ſagte, durch Aderlaß habe man ihren Bruder in Rußland an den Pocken ſterben laſſen, und ſie wolle nicht daß mir daſſelbe geſchehe. Die Aerzte und die Umgebung des Großfürſten, welche die Pocken nicht gehabt hatten, ſchickten einen genauen Bericht über den Stand der Dinge an die Kaiſerin und ich blieb im Bette, zwiſchen

meiner Mutter und den Aerzten, die miteinander ſtritten, bewußtlos in hitzigem Fieber und einem Schmerz in der Seite, der mir furchtbare Leiden verurſachte und Seufzer entriß, wofür meine Mutter mich ſchalt, indem ſie forderte, daß ich den Schmerz geduldig ertragen ſolle.

Endlich, Sonnabend Abend um ſieben Uhr, alſo am fünften Tage meiner Krankheit, kam die Kaiſerin aus dem Kloſter Troitza zurück, und ſo wie ſie ihren Wagen verlaſſen hatte, kam ſie in mein Zimmer und fand mich ohne Beſinnung. Sie hatte den Grafen Leſtocq und einen Wundarzt bei ſich, und nachdem ſie den Rath der Aerzte gehört hatte, ſetzte ſie ſich ſelbſt auf mein Bett, und befahl mir zur Ader zu laſſen. In dem Augenblick wo dies geſchah, kam ich zu mir und ſah mich, indem ich die Augen öffnete, in den Armen der Kaiſerin, welche mich ſtützte. Ich blieb 27 Tage lang zwiſchen Leben und Tod, während man mir ſechszehnmal zur Ader ließ, und zuweilen viermal an einem Tage. Meine Mutter durfte kaum noch mein Zimmer betreten. Sie erklärte ſich fortwährend gegen dieſe häufigen Aderläſſe und ſagte ganz laut, daß man mich umbrächte. Doch begann ſie ſich zu überzeugen, daß ich die Pocken nicht bekommen würde. Die Kaiſerin hatte die Gräfin Romanzow und mehrere andere Damen zu mir geſchickt, und es ſchien als ob ſie dem Urtheile meiner Mutter mißtraue. Endlich öffnete ſich das Geſchwür an meiner rechten Seite durch die Bemühungen eines portugieſiſchen Arztes Sanches. Es erfolgte Erbrechen und von dieſem Augenblick an kehrte mein Bewußtſein zurück. Ich bemerkte ſogleich, daß das Benehmen meiner Mutter während meiner Krankheit ihr die Mißbilligung Aller zugezogen hatte. Als ſie mich ſehr

krank sah, wollte sie einen lutherischen Pastor zu mir rufen lassen. Man hat mir gesagt, daß man mich zum Bewußtsein kommen ließ, oder daß man einen Augenblick wo ich zum Bewußtsein kam, benutzte, mir den Vorschlag zu machen, und daß ich antwortete: „Wozu? schickt lieber nach Simon Theodorsky; mit diesem will ich gerne sprechen.“ Man holte ihn und er sprach mit mir in Gegenwart der Anwesenden auf eine Weise, mit der Alle zufrieden waren. Dies gewann mir die größte Zuneigung der Kaiserin und des ganzen Hofes. Meiner Mutter schadete noch ein anderer kleiner Umstand. Um Ostern ließ sie mir eines Morgens durch eine Kammerfrau sagen, ich möge ihr einen Stoff in Blau und Silber abtreten, den meines Vaters Bruder mir bei meiner Abreise nach Rußland geschenkt hatte, weil ich großes Gefallen daran bezeigte. Ich ließ ihr erwiedern, es stehe bei ihr ihn zu nehmen; es sei wahr daß ich ihn sehr liebe, weil mein Onkel, als er gesehn, daß er mir gefalle, ihn mir geschenkt habe. Da nun meine Umgebung bemerkte, daß ich meinen Stoff ungerne hergab und bedachte, wie lange ich zwischen Leben und Tod geschwebt, und seit wie wenigen Tagen ich etwas besser sei, besprachen sie unter einander die Unklugheit meiner Mutter, einem sterbenden Kinde das geringste Mißvergnügen zu verursachen, während sie, statt diesen Stoff an sich zu reißen, ihn lieber gar nicht hätte erwähnen sollen. Man erzählte den Vorgang der Kaiserin, welche mir auf der Stelle mehrere reiche prächtige Stoffe schickte, unter anderen einen in Blau und Silber; aber meiner Mutter schadete dies bei ihr. Man klagte die Letztere an, weder Zärtlichkeit noch Schonung für mich zu haben. Ich hatte mich während

meiner Krankheit gewöhnt, die Augen geschlossen zu halten; man dachte ich schliefe, und dann sprachen die Gräfin Romanzew und die anderen Damen unter sich, was sie auf dem Herzen hatten, wodurch ich viele Dinge erfuhr.

Als ich besser zu werden anfing, brachte der Großfürst den Abend im Zimmer meiner Mutter zu, welches auch das meinige war. Er und alle Anderen schienen das größte Interesse an meinem Zustande zu nehmen. Die Kaiserin hatte oft Thränen darüber vergossen. Endlich, am 21. April 1744, meinem Geburtstage, dem Anfange meines funfzehnten Jahres, war ich im Stande, zum ersten Male nach dieser schrecklichen Krankheit in Gesellschaft zu erscheinen.

Ich glaube, daß Alle über meinen Anblick nicht sehr erbaut waren. Ich war mager geworden, wie ein Skelett, ich war gewachsen, aber mein Gesicht und meine Züge hatten sich verlängert, die Haare fielen mir aus, und ich war todtenblaß.

Ich fand mich zum Erschrecken häßlich und kannte meine Züge nicht wiedererkennen. Die Kaiserin schickte mir an diesem Tage einen Schminktopf und befahl mir Roth aufzulegen.

Mit dem Beginne des Frühlings und des schönen Wetters hörte die uns vom Großfürsten bewiesene Theilnahme auf. Er zog es vor spazieren zu gehen und in der Umgebung von Moskau umherzuschweifen. Zuweilen jedoch aß er mit uns zu Mittag oder zu Abend und setzte dann seine kindischen Geständnisse gegen mich fort, während seine Umgebung sich mit meiner Mutter unterhielt, die vielen Besuch empfing und bei der vielfache Unterredungen Statt fanden, welche den nicht daran Theilnehmenden mißfielen.

unter anderem dem Grafen Beſtuſcheff, deſſen Feinde ſich bei uns verſammelten, unter ihnen der Marquis de la Chétardie, welcher noch nicht in ſeinem officiellen Charakter aufgetreten war, aber ſeine Beglaubigungsſchreiben als Geſandter des franzöſiſchen Hofes in der Taſche hatte.

Im Mai ging die Kaiſerin wieder in das Kloſter Troïtza, wohin der Großfürſt, ich und meine Mutter ihr folgten. Die Kaiſerin fing ſeit einiger Zeit an, meine Mutter mit großer Kälte zu behandeln. Im Kloſter Troïtza klärte ſich die Urſache davon auf. Eines Nachmittags, als der Großfürſt in unſer Zimmer gekommen war, trat die Kaiſerin plötzlich ein und forderte meine Mutter auf ihr in das andere Zimmer zu folgen. Auch Graf Leſtocq ging mit ihnen. Der Großfürſt und ich ſetzten uns unterdeſſen ans Fenſter. Die Unterredung dauerte ſehr lange, bis wir den Grafen Leſtocq heraustreten ſahen, der im Vorübergehn ſich dem Großfürſten und mir näherte, und als er uns lachen ſah, ſagte: „Dieſe große Heiterkeit wird bald aufhören.“ Und dann gegen mich gewandt ſagte er: „Sie haben Ihr Gepäck in Ordnung zu bringen, Sie werden ſofort nach Hauſe zurückkehren.“ Der Großfürſt wollte wiſſen weshalb. Er antwortete: „Sie werden dies ſpäter erfahren;“ und ging hinaus um ſeinen mir unbekannten Auftrag auszurichten. Er ließ den Großfürſten und mich allein, nachdenkend über das was er uns geſagt hatte. Die Bemerkungen des erſteren waren in Worten, die meinigen in Gedanken. Er ſagte: „aber wenn Ihre Mutter Fehler begangen hat, ſo haben Sie es nicht.“ Ich erwiederte ihm: „meine Pflicht iſt, meiner Mutter zu folgen, und zu thun, was ſie mir befehlen wird.“ Ich ſah deutlich, daß er mich ohne Be-

dauern verlaſſen haben würde. Was mich anging, ſo war er mir bei ſeiner Sinnesart ziemlich gleichgültig; aber die Krone von Rußland war es mir nicht. Endlich öffnete ſich die Thür des Schlafzimmers und die Kaiſerin trat mit hochrothem Geſicht und erzürnter Miene heraus; meine Mutter folgte ihr mit gerötheten und von Thränen benetzten Augen. Als wir uns beeilten, von der Fenſterbank auf die wir uns geſetzt hatten und die ziemlich hoch war, hinabzuſteigen, machte dies die Kaiſerin lächeln; ſie umarmte uns Beide und ging. Nachdem ſie ſich entfernt hatte, erfuhren wir allmälig um was es ſich handele.

Der Marquis de la Chétardie, welcher früher, beſſer geſagt, bei ſeiner erſten Geſandtſchaftsreiſe nach Rußland die Gunſt und das Vertrauen der Kaiſerin im hohen Grade beſeſſen hatte, fand ſich bei ſeiner zweiten Reiſe in ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Seine Reden waren gemäßigter als ſeine Briefe: die letzteren waren voll der bitterſten Galle. Man hatte ſie geöffnet und entziffert; man hatte in ihnen die Einzelheiten ſeiner Unterhaltungen mit meiner Mutter und mit vielen anderen Perſonen über die Zeitverhältniſſe und zwar in einem der Kaiſerin ungünſtigen Sinne, aufgefunden; und da der Marquis de la Chétardie keinen diplomatiſchen Charakter gezeigt hatte, wurde der Befehl gegeben, ihn aus dem Reiche zu verweiſen. Man nahm ihm den St. Andreasorden und das Portrait der Kaiſerin, ließ ihm aber alle Koſtbarkeiten, die er von ihr zum Geſchenk erhalten. Ich weiß nicht, ob es meiner Mutter gelang, ſich vor der Kaiſerin zu rechtfertigen. Aus unſerer Abreiſe wurde Nichts; doch behandelte man meine Mutter fortwährend mit viel Zurückhaltung und Kälte. Es iſt mir unbe-

kannt, was zwiſchen ihr und de la Chétardie vorgefallen war. Aber ich erinnere mich, daß er ſich eines Tages an mich wandte und mich beglückwünſchte à la Moſes coiffirt zu ſein. Ich erwiederte ihm: um der Kaiſerin zu gefallen, würde ich mich auf jede mögliche Art coiffiren, die ihr gefallen könnte. Als er meine Antwort hörte, pirouettirte er links um, entfernte ſich nach einer andern Seite und ſprach nicht wieder mit mir.

Mit dem Großfürſten nach Moskau zurückgekehrt, iſolirte man meine Mutter und mich noch mehr als vorher. Wir erhielten weniger Beſuche und ich wurde zur Ablegung meines Glaubensbekenntniſſes vorbereitet. Man ſetzte den 28. Juni für dieſe Ceremonie und den Tag darauf, den Peterstag, für meine Verlobung mit dem Großfürſten feſt. Ich erinnere mich, daß Marſchall Brummer während dieſer Zeit wiederholt Klagen über ſeinen Zögling bei mir vorbrachte und mich benutzen wollte, ſeinen Großfürſten zu beſſern oder anzufeuern; aber ich ſagte ihm, dies ſei unmöglich für mich, denn dadurch werde ich ihm eben ſo verhaßt werden, als ſeine Umgebungen es ſchon wären. Damals ſchloß meine Mutter ſich eng an den Prinzen und die Prinzeſſin von Heſſen und mehr noch an den Bruder der letzteren, den Kammerherrn von Retzky, an. Dieſe Freundſchaft mißfiel der Gräfin Romanzow, dem Marſchall Brummer und Jedermann. Während ſie mit ihren Freunden in ihrem Zimmer war, beſchäftigten der Großfürſt und ich uns damit, im Vorzimmer, welches wir ganz für uns hatten, umherzulärmen; denn an jugendlicher Lebhaftigkeit fehlte es uns Beiden nicht.

Im Juli feierte die Kaiſerin das Feſt des mit Schweden

geſchloſſenen Friedens, bei welcher Gelegenheit für mich, als verlobte Großfürſtin von Rußland, ein Hofſtaat eingerichtet wurde. Gleich nach dieſem Feſte ließ uns die Kaiſerin nach Kiew abreiſen. Sie ſelbſt folgte uns einige Tage ſpäter. Wir reiſten in kurzen Strecken, meine Mutter und ich, die Gräfin Romanzow und eine Ehrendame meiner Mutter in einem, der Großfürſt, Brummer, Berkholz und Decken in einem andern Wagen. Eines Nachmittags wollte der Großfürſt, der ſich in Geſellſchaft ſeiner Erzieher langweilte, mit meiner Mutter und mir fahren. So wie er einen Sitz eingenommen, weigerte er ſich den Wagen wieder zu verlaſſen. Hierauf war meine Mutter, die es langweilte, Tag für Tag mit ihm und mir zu fahren, darauf bedacht, die Geſellſchaft zu vergrößern. Sie theilte ihren Gedanken den jungen Herren unſeres Gefolges mit, unter denen ſich Fürſt Galitzin (der nachmalige Marſchall dieſes Namens) und Graf Zacharias Czernitſcheff befanden. Man nahm einen der Wagen, welche unſre Betten trugen, ſtellte rund herum Bänke und den Tag darauf beſtiegen wir ihn, der Großfürſt, meine Mutter und ich, Fürſt Galitzin, Graf Czernitſcheff und ein bis zwei andere junge Herren unſeres Gefolges. Auf dieſe Weiſe legte die Geſellſchaft in unſerm Wagen den Reſt der Reiſe ſehr vergnügt zurück. Aber Alle die nicht mit uns fuhren, empörten ſich gegen dieſe Einrichtung, welche dem Ober-Hofmarſchall Brummer, dem Ober-Kammerherrn Berkholz, der Gräfin Romanzow, der Ehrendame meiner Mutter und dem ganzen übrigen Gefolge auf's Höchſte mißfiel, weil ſie nicht mit dabei waren und während wir unterwegs lachten, langweilten und ärgerten ſie ſich.

So kamen wir nach drei Wochen in Koſelsk an, wo

wir weitere drei Wochen auf die Kaiſerin warteten, deren Reiſe unterwegs durch verſchiedene Zwiſchenfälle verzögert worden war. Wir erfuhren in Koſelsk, daß die Kaiſerin unterwegs mehrere Perſonen ihres Gefolges verbannt habe und in ſehr übler Laune ſei. Mitte Auguſt kam ſie endlich in Koſelsk an und wir blieben dort mit ihr bis Ende Auguſt. Man ſpielte dort in einem großen Saale in der Mitte des Hauſes vom Morgen bis zum Abend Pharo und zwar ſehr hoch. Uebrigens wohnten wir dort ſehr enge. Meine Mutter und ich ſchliefen in demſelben Zimmer, die Gräfin Romanzow und die Ehrendame meiner Mutter im Vorzimmer und ſo alle Andern. Eines Tages kam der Großfürſt in meiner Mutter Zimmer, als ſie eben mit Schreiben beſchäftigt war. Ihr Geldkaſten ſtand offen neben ihr und er wollte aus Neugier darin herumſuchen. Meine Mutter ſagte ihm, er ſolle nicht daran rühren und er entfernte ſich in der That, um im Zimmer hin und her zu ſpringen. Aber indem er ſo, um mich zum Lachen zu bringen, bald nach dieſer bald nach jener Seite ſprang, ſtieß er an den Deckel des offenen Geldkaſtens und warf dieſen um. Hierauf wurde meine Mutter böſe und es erhob ſich zwiſchen ihnen ein heftiger Wortwechſel. Meine Mutter beſchuldigte ihn, den Geldkaſten abſichtlich umgeſtoßen zu haben, er beklagte ſich über ihre Ungerechtigkeit; beide wandten ſich an mich und beriefen ſich auf mein Zeugniß. Da ich die Gemüthsart meiner Mutter kannte, fürchtete ich, Ohrfeigen zu bekommen wenn ich nicht ihrer Meinung wäre; und da ich eben ſo wenig lügen als dem Großfürſten mißfallen wollte, ſo befand ich mich zwiſchen zwei Feuern. Dennoch ſagte ich meiner Mutter: ich glaubte nicht, daß

Absichtlichkeit bei dem Großfürsten stattgefunden, sondern daß sein Rock im Springen sich an den Deckel des Geldkastens angehängt habe, der auf einem schmalen Tabouret stand. Nun wandte sich meine Mutter gegen mich, denn wenn sie erzürnt war, mußte sie irgend Jemand haben, gegen den sie ihren Zorn auslassen konnte. Ich schwieg und fing an zu weinen. Als der Großfürst sah, wie der ganze Zorn meiner Mutter mich traf, weil ich ein Zeugniß zu seinen Gunsten gegeben, und daß ich weinte, klagte er meine Mutter der Ungerechtigkeit an und erwiederte ihren Zorn mit Wuth. Sie ihrerseits sagte ihm: er sei ein schlecht erzogener kleiner Junge. Kurz man kann einen Zank kaum weiter treiben, ohne sich zu schlagen, was sie allerdings Beide nicht thaten.

Seitdem war der Großfürst meiner Mutter gram und nie vergaß er ihr diesen Streit. Meine Mutter ließ es auch an Bitterkeit gegen ihn nicht fehlen und ihre Art mit einander zu verkehren zog Unannehmlichkeiten, Mißtrauen und gereizte Stimmung nach sich. Sie wußten dies selbst in meiner Gegenwart nicht zu verbergen. Es half wenig, daß ich mich bemühte sie zu besänftigen; dies gelang mir höchstens in einzelnen Augenblicken. Sie hatten immer Sarcasmen gegen einander zur Hand. Meine Lage wurde dadurch von Tage zu Tage peinlicher. Ich suchte der Einen zu gehorchen, dem Andern zu gefallen und wirklich öffnete der Großfürst mir damals sein Herz mehr als allen Andern; denn er sah, daß meine Mutter häufig gegen mich losfuhr wenn sie mit ihm nicht anbinden konnte. Natürlich schadete mir dies in seinen Augen nicht, weil er sich meiner dadurch versichert hielt.

Am 29. August zogen wir endlich in Kiew ein. Wir blieben zehn Tage dort und kehrten darauf nach Moskau zurück, ganz und gar in derselben Weise wie wir gekommen waren.

In Moskau verging dann der ganze Herbst mit Theater, Ballet und Hofmaskeraden. Dennoch bemerkte man, daß die Kaiserin häufig verstimmt war. Eines Tages, als meine Mutter und ich mit dem Großfürsten in einer der kaiserlichen gegenüber liegenden Loge im Theater saßen, bemerkte ich, daß die Kaiserin sehr heftig und aufgebracht mit dem Grafen Lestocq redete. Als sie zu Ende war, verließ Lestocq sie, kam in unsere Loge, näherte sich mir und sagte: „Haben Sie gesehn wie die Kaiserin mit mir gesprochen hat?“ Ich antwortete bejahend. „Nun,“ fuhr er fort, „sie ist sehr böse auf Sie.“ — „Auf mich? und weßhalb?“ erwiederte ich. „Weil“, sagte er, „Sie viel Schulden gemacht haben. Sie sagt, daß man Brunnen ausleeren kann und als sie Prinzessin gewesen, habe sie keine größere Einnahme gehabt und noch dazu für ein ganzes Haus sorgen müssen, aber sie habe sich gehütet Schulden zu machen, weil sie gewußt, daß Niemand dieselben für sie bezahlen werde.“ Er sagte dies Alles in einem ärgerlichen trocknen Ton, wahrscheinlich damit die Kaiserin aus ihrer Loge sehen solle, wie er sich seines Auftrages entledige. Die Thränen kamen mir in die Augen und ich schwieg. Nachdem er ausgeredet, entfernte er sich. Der Großfürst, welcher neben mir saß und den größten Theil unserer Unterhaltung gehört hatte, fragte mich nach dem, was er nicht verstanden, und gab mir dann mehr durch Mienen als durch Worte zu verstehen, daß er der

Meinung ſeiner Frau Tante ſei und es ganz recht finde, daß man mich geſcholten habe. Dies entſprach durchaus ſeiner Art und Weiſe: er glaubte ſich der Kaiſerin angenehm zu machen, indem er auf ihre Anſicht einging wenn ſie Jemandem zürnte. Als meine Mutter hörte, um was es ſich handle, erklärte ſie, man habe alle möglichen Mittel angewandt mich ihrer Autorität zu entziehen und da man mich nun in den Stand geſetzt, ohne ihren Rath zu thun was ich wollte, waſche ſie ihre Hände in Unſchuld. So nahmen ſie Beide gegen mich Partei.

Ich ſelbſt wünſchte Nichts mehr als meine Angelegenheiten ſofort in Ordnung zu bringen und forderte den Tag darauf meine Rechnungen. Aus dieſen ſah ich, daß meine Schulden ſich auf 17,000 Rubel beliefen. Vor der Abreiſe von Moskau nach Kiew hatte die Kaiſerin mir 15,000 Rubel und eine große Kiſte mit einfachen Kleidungsſtoffen gegeben. Doch ſollte ich mich reich kleiden. So betrug denn am Ende meine ganze Schuld 2000 Rubel, was mir keine unmäßige Summe ſchien. Verſchiedene Urſachen hatten mich in Koſten geſtürzt.

Erſtens war ich mit einer ſehr unvollſtändigen Ausſtattung nach Rußland gekommen. Wenn ich drei oder vier Kleider hatte, ſo war dies das höchſte und das an einem Hofe, wo man den Anzug täglich dreimal täglich wechſelte. Meine ganze Wäſche beſtand aus einem Dutzend Hemden; ich gebrauchte die Betttücher meiner Mutter.

Zweitens hatte man mir geſagt, daß man in Rußland gerne Geſchenke empfange und daß man ſich durch Großmuth Freunde erwerbe und ſich gern geſehen mache.

Drittens hatte man mir die verſchwenderiſchſte Frau in

ganz Rußland beigegeben, die Gräfin Romanzow, die immer von Kaufleuten umgeben war, und mir täglich eine Menge Sachen zeigte, die sie mich aufforderte zu nehmen und die ich häufig nur nahm um sie ihr zu schenken, weil sie großes Verlangen darnach hatte.

Dazu kostete mich der Großfürst viel, weil er so gierig nach Geschenken war.

Die Verstimmung meiner Mutter hob sich übrigens leicht sobald etwas geschah was ihr gefiel und da sie sich damals häufig besonders gegen mich verstimmt zeigte, vernachlässigte ich nicht, dies von mir entdeckte Mittel in Anwendung zu bringen. Die Verstimmung meiner Mutter rührte theilweise daher, daß sie bei der Kaiserin in vollkommener Ungnade stand und daß diese sie oft kränkte und demüthigte. Außerdem sah sie nicht ohne Mißfallen, daß ich, die immer hinter ihr her gegangen war, jetzt den Vortritt vor ihr hatte, was ich so oft es möglich war, vermied; aber bei öffentlichen Gelegenheiten ließ sich Nichts daran ändern. Ueberhaupt hatte ich mir zur Regel gemacht, ihr die größtmögliche Achtung und Ergebenheit zu beweisen; doch half mir dies wenig. Denn bei jeder Veranlassung entschlüpfte ihr wieder ein Ausdruck der Bitterkeit, welcher ihre Lage nicht besserte und die Menschen nicht zu ihren Gunsten einnahm.

Außer manchem Andern trug die Gräfin Romanzow durch Hin- und Herreden und Klatschereien viel dazu bei, meine Mutter bei der Kaiserin in ein schlechtes Licht zu setzen. Jener achtsitzige Wagen auf der Reise nach Kiew spielte dabei eine große Rolle. Alle Alten waren davon ausgeschlossen, alle Jungen zugelassen worden. Der Himmel

weiß welche Bedeutung man dieſem an ſich ſo unſchuldigen Arrangement gegeben hatte. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß Alle Diejenigen, denen ihr Rang Zulaſſung hätte ſichern ſollen, ſich darüber geärgert hatten, daß man ihnen Andere, welche unterhaltender waren als ſie, vorgezogen. Im Grunde rührte die Sache daher, daß man Petzky und die Trubetzkoys, in welche meine Mutter ein größeres Vertrauen ſetzte, nicht an der Reiſe nach Kiew hatte theilnehmen laſſen. Hieran waren Brummer und die Gräfin Romanzow ſicherlich Schuld und der achtſitzige Wagen, in den ſie nicht zugelaſſen wurden, war eine Art Rache.

Im November bekam der Großfürſt in Moskau die Maſern. Da ich dieſelben noch nicht gehabt, wandte man Vorſichtsmaßregeln an, um mich vor Anſteckung zu bewahren. Die Umgebung des Prinzen kam nicht mehr zu uns und alle Vergnügungen hörten auf. Nach der Geneſung des Prinzen und nach dem Eintritt des Winters reiſten wir in Schlitten von Moskau nach Petersburg, meine Mutter und ich in einem, der Großfürſt und Brummer in einem andern. Wir feierten den 18. December, den Geburtstag der Kaiſerin, in Twer und ſetzten Tags darauf unſere Reiſe fort. Auf der Mitte des Weges, in dem Flecken Chotilowo, wurde der Großfürſt Abends, als er in meinem Zimmer war, unwohl. Man brachte ihn in ſeinem Zimmer zu Bett. Während der Nacht litt er an heftigem Fieber. Den folgenden Morgen, um Mittag, begaben meine Mutter und ich uns in ſein Zimmer, um ihn zu beſuchen. Allein kaum hatte ich die Thürſchwelle überſchritten, als Graf Brummer mir entgegen kam und mir unterſagte weiter zu gehn. Ich verlangte die Urſache zu wiſſen, worauf er mir ſagte, daß

Pockenflecken beim Großfürſten zum Vorſchein gekommen wären. Da ich die Pocken nicht gehabt hatte, brachte meine Mutter mich ſchnell aus dem Zimmer und es wurde beſchloſſen, daß meine Mutter und ich noch denſelben Tag nach Petersburg abreiſen ſollten, indeß der Großfürſt und ſeine Umgebung in Chotilowo zurückblieben. Auch die Gräfin Romanzow und die Ehrendame meiner Mutter blieben dort, um, wie man ſagte, den Kranken zu pflegen.

Man hatte einen Courier an die Kaiſerin abgeſchickt, die vor uns abgereiſt und ſchon in Petersburg angekommen war. Kurz vor Nowgorod trafen wir die Kaiſerin. Sie hatte auf die Nachricht, daß die Pocken bei dem Großfürſten ausgebrochen ſeien, Petersburg verlaſſen, um ſich zu ihm nach Chotilowo zu begeben und hielt ſich wirklich dort ſo lange auf, als die Krankheit währte. So wie die Kaiſerin uns ſah, ließ ſie, obgleich es mitten in der Nacht war, ihren und unſern Schlitten halten, und fragte uns, wie ſich der Großfürſt befinde. Meine Mutter ſagte ihr Alles was ſie wußte, worauf die Kaiſerin dem Kutſcher weiterzufahren befahl und auch wir unſere Fahrt nach Nowgorod fortſetzten, wo wir gegen Morgen eintrafen.

Es war Sonntag und ich ging zur Meſſe. Dann dinirten wir. Eben als wir abfahren wollten, kamen der Kammerherr Fürſt Galitzin und der Kammercavalier Zacharias Czernitſcheff an, die ſich ebenfalls von Moskau nach Petersburg begaben. Meine Mutter erzürnte ſich gegen den Fürſten Galitzin, weil er mit Graf Czernitſcheff reiſte und dieſer ich weiß nicht welche Lüge geſagt hatte. Sie ſagte man müſſe ihn fliehn als einen gefährlichen Menſchen, der nach Belieben Geſchichten erdichte. Sie ſchmollte mit

Beiden. Aber da man ſich bei dieſem Schmollen ſterblich langweilte, da man außerdem keine Wahl hatte, da ſie viel unterrichteter waren und beſſer converſirten als die Andern, ſo ſtimmte ich nicht darin ein, was mir von Seiten meiner Mutter mehrere bittre Bemerkungen zuzog.

Endlich kamen wir in Petersburg an und wurden in einem der zum Hofe gehörenden Häuſer einquartirt. In dem Palaſte war damals auch für den Großfürſten noch kein Raum, ſo daß er ein zwiſchen dem Palaſte und dem unſern liegendes Haus bewohnte. Meine Zimmer befanden ſich zur Linken, die meiner Mutter zur Rechten des Palaſtes. So wie meine Mutter dieſe Anordnung bemerkte, wurde ſie böſe darüber: erſtens weil es ihr ſchien als ſeien meine Zimmer beſſer gelegen als die ihren; zweitens weil die ihren von den meinigen durch einen gemeinſamen Saal getrennt waren. In Wahrheit hatte jede von uns vier Zimmer, zwei nach vorn, und zwei nach dem Hofe des Hauſes; die Zimmer waren gleich und ohne Unterſchied mit blauen und rothen Stoffen meublirt. Aber was viel dazu beitrug meine Mutter aufzubringen, war, daß die Gräfin Romanzow mir in Moskau den Plan des Hauſes auf Befehl der Kaiſerin gezeigt, mir verboten davon zu ſprechen, und mich zu Rathe gezogen hatte, in welcher Art wir wohnen ſollten. Da die Zimmer gleich waren, konnte von einer Wahl nicht die Rede ſein. Ich ſagte dies der Gräfin, welche mich merken ließ, daß es der Kaiſerin angenehmer ſein würde, wenn ich für mich wohnte, ſtatt, wie in Moskau, mit meiner Mutter die Wohnung zu theilen. Dieſe Einrichtung gefiel auch mir, weil ich mich in den Zimmern meiner Mutter ſehr unbehaglich fühlte und wirklich ihre Geſellſchaft Niemandem

zusagte. Meine Mutter erfuhr, daß man mir jenen Plan gezeigt. Sie redete mich darauf an und ich erzählte ihr ganz einfach was vorgefallen war. Sie schalt mich, daß ich ihr die Sache verheimlicht habe. Ich erwiederte, man habe mir verboten davon zu reden; aber sie beruhigte sich bei diesem Grunde nicht und ich bemerkte überhaupt wie sie von Tage zu Tage gereizter gegen mich wurde und ziemlich mit Allen in gespanntem Verhältniß lebte, so daß sie weder mehr zum Diner noch zum Souper zur Tafel kam, sondern sich in ihren Zimmern serviren ließ. Ich besuchte sie drei bis viermal am Tage. Den Rest meiner Zeit benutzte ich die russische Sprache zu erlernen, Clavier zu spielen und Bücher zu lesen, die ich mir selbst gekauft; so war ich denn mit funfzehn Jahren für mein Alter einsam und fleißig genug.

Gegen das Ende unsres Aufenthalts in Moskau war eine schwedische Gesandtschaft angekommen, an deren Spitze der Senator Cederkreutz stand. Kurz darauf traf auch Graf Gyllenburg ein, um der Kaiserin von der Vermählung des Kronprinzen von Schweden, des Bruders meiner Mutter, mit einer schwedischen Prinzessin Anzeige zu machen. Wir kannten Graf Gyllenburg und viele andre Schweden seit der Abreise des Kronprinzen nach Schweden. Er war ein Mensch von vielem Geist, nicht mehr jung; und meine Mutter hielt große Stücke auf ihn. Ich meinerseits war ihm einigermaßen verpflichtet. Denn als er in Hamburg bemerkte, daß meine Mutter wenig oder gar nichts von mir halte, sagte er ihr, sie habe Unrecht, ich sei entschieden ein über mein Alter entwickeltes Kind. In Petersburg angelangt, kam er zu uns und da er in Hamburg gegen mich geäußert, ich

habe eine sehr philosophische Geistesrichtung, fragte er mich wie es in dem Strudel meines gegenwärtigen Lebens mit meiner Philosophie stehe. Ich erzählte ihm, womit ich mich in meinem Zimmer beschäftige. Er sagte: eine funfzehnjährige Philosophin könne sich nicht selbst kennen und ich sei von so vielen Klippen umgeben, daß er sehr fürchte, ich werde scheitern, wenn nicht mein Geist ganz überlegener Art wäre. Es sei nothwendig, ihn durch die beste Lectüre zu bilden; und zu diesem Zweck empfahl er mir „Plutarch's Lebensbeschreibungen berühmter Männer", das „Leben Cicero's" und die „Ursachen der Größe und des Verfall's des römischen Reichs" von Montesquieu. Ich ließ mir sogleich diese Bücher besorgen, die damals in Petersburg nur mit Mühe aufzutreiben waren; und sagte ihm, ich wolle eine Schilderung meiner selbst für ihn entwerfen, so wie ich mich kenne, damit er sehen möge, ob ich mich kenne oder nicht.

In der That entwarf ich ein Bild von mir in einem Aufsatz, mit dem Titel: „Portrait der funfzehnjährigen Philosophin" — und händigte ihm denselben ein. Viele Jahre später, nämlich 1758, habe ich dieses Portrait wiedergefunden und war erstaunt über die tiefe Selbstkenntniß welche es enthielt. Unglücklicherweise habe ich es in jenem Jahre mit allen meinen anderen Papieren verbrannt, da ich mich fürchtete, ein einziges in meinem Zimmer zu behalten, wegen der unglücklichen Affaire mit Bestuscheff.

Der Graf Gyllenburg gab mir einige Tage später mein Schriftstück wieder. Ich weiß nicht, ob er eine Abschrift davon genommen hat. Er begleitete es mit einem Dutzend Seiten voll Reflexionen, worin er versuchte die Seelengröße und Festigkeit ebenso sehr in mir zu befestigen wie die ande-

ren Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes. Ich las mehreremale durch was er geſchrieben hatte, nahm es in mich auf und ſetzte mir ernſtlich vor, ſeinen Rathſchlägen zu folgen. Ich verſprach es mir ſelbſt und wenn ich mir etwas ſelbſt verſprochen habe, habe ich es ſoviel ich weiß immer gehalten. Ich gab darauf dem Grafen Gyllenburg ſein Schriftſtück zurück, wie er mich gebeten hatte und ich geſtehe, daß es ſehr dazu gedient hat meinen Geiſt und meine Seele zu bilden und zu ſtählen.

Im Anfang Februar kam die Kaiſerin mit dem Großfürſten von Chotilowo zurück. Sobald man uns von ihrer Ankunft benachrichtigte, gingen wir ihr entgegen und trafen ſie im großen Saale zwiſchen vier und fünf Uhr Abends, in der Dunkelheit. Trotzdem erſchrack ich faſt, als ich den Großfürſten ſah, der bedeutend gewachſen, aber im Geſichte ganz unkenntlich geworden war. Seine Züge waren grob geworden, das Geſicht geſchwollen, und es war unzweifelhaft, daß man ihm die Spuren ſeiner Krankheit immer beträchtlich anſehen würde. Da man ihm die Haare abgeſchnitten hatte, trug er eine ungeheure Perrücke, welche ihn noch mehr entſtellte. Er kam auf mich zu und fragte mich, ob es mir nicht ſchwer werde ihn wieder zu erkennen. Ich ſtammelte einen Glückwunſch zu ſeiner Geneſung, aber er war in der That abſcheulich häßlich geworden.

Am 9. Februar war gerade ein Jahr ſeit meiner Ankunft am ruſſiſchen Hofe verfloſſen. Am 10. Februar 1745 feierte die Kaiſerin den Geburtstag des Großfürſten. Er trat in ſein ſiebzehntes Jahr. Sie dinirte mit mir allein auf dem Throne. Der Großfürſt erſchien an dieſem Tage und noch lange Zeit ſpäter nicht öffentlich. Man fühlte ſich

nicht gedrungen ihn in dem Zuſtande zu zeigen, in den er durch die Pocken verſetzt war. Die Kaiſerin war während des Diners ſehr gnädig gegen mich. Sie ſagte mir, daß die ruſſiſchen Briefe welche ich ihr nach Chotilowo geſchrieben, ihr viele Freude gemacht hätten (in der That waren ſie von Herrn Adadurof abgefaßt, aber ich hatte ſie eigenhändig geſchrieben), ſie wiſſe daß ich mich ſehr darum bemühe die Landesſprache zu lernen. Sie ſprach ruſſiſch mit mir und wollte, daß ich ihr in dieſer Sprache antwortete, was ich auch that, und dann lobte ſie meine gute Ausſprache. Darauf gab ſie mir zu verſtehen, daß ich ſeit meiner Krankheit in Moskau hübſcher geworden ſei; kurz während des ganzen Diners war ſie nur darauf bedacht, mir ihre Güte und Zuneigung zu bezeigen. Ich kam ſehr heiter und glücklich in mein Zimmer zurück und Jedermann beglückwünſchte mich. Die Kaiſerin ließ mein Portrait, welches der Maler Caravaque angefangen hatte, holen und behielt es in ihrem Zimmer; es iſt dasſelbe welches der Bildhauer Falconnet mit ſich nach Frankreich genommen hat; es war damals ſprechend ähnlich. Um in die Meſſe oder zur Kaiſerin zu gehen, mußte meine Mutter und ich die Gemächer des Großfürſten paſſiren, welche ganz nahe an meiner Wohnung lagen; wir ſahen ihn daher oft. Auch brachte er des Abends einige Augenblicke bei mir zu, aber ohne beſondere Luſt; im Gegentheil war er immer ſehr vergnügt wenn er einen Vorwand fand um ſich zu entſchuldigen und in ſeinen Gemächern zu bleiben, umgeben von ſeinem gewöhnlichen Spielzeug, wovon ich bereits geſprochen habe.

Kurz nach der Ankunft der Kaiſerin und des Groß-

fürſten in Petersburg hatte meine Mutter einen großen Kummer, welchen ſie nicht verbergen konnte; der Sachverhalt iſt folgender.

Prinz Auguſt, der Bruder meiner Mutter, hatte ihr nach Kiew geſchrieben, daß er gern nach Rußland kommen möchte. Meine Mutter wußte, daß dieſe Reiſe nur den Zweck für ihn hatte, bei der Majorennität des Großfürſten, welche man vor der Zeit proklamiren wollte, die Verwaltung Holſteins zu erhalten; d. h. man wünſchte die Vormundſchaft aus den Händen des älteſten Bruders zu nehmen, der Kronprinz von Schweden geworden war, und die Landesverwaltung Holſteins dem Prinzen Auguſt, jüngerem Bruder meiner Mutter und des Kronprinzen von Schweden, unter dem Namen eines volljährigen Großherzogs zu übertragen.

Dieſe Intrigue war angeſponnen von der, dem Kronprinzen von Schweden feindlichen mit den Dänen verbundenen Partei, da die Dänen es dieſem Prinzen nicht verzeihen konnten, daß er in Schweden den Sieg über den Kronprinzen von Dänemark davongetragen hatte, den die Dalecarlier zum ſchwediſchen Thronfolger wählen wollten. Meine Mutter antwortete ihrem Bruder, dem Prinzen Auguſt, von Koſelsk: ſtatt ſich zu Intriguen herzugeben, die ihn verführten gegen ſeinen Bruder zu handeln, würde er beſſer thun, im holländiſchen Dienſte, worin er ſich befand, ſeine Pflicht zu erfüllen und ehrenvoll zu ſterben, als gegen ſeinen Bruder zu kabaliren und ſich mit den Feinden ſeiner Schweſter in Rußland zu verbinden. Hiermit deutete meine Mutter auf den Grafen Beſtuſcheff, welcher dieſe ganze Intrigue im Gange hielt, um Brummer und allen anderen

Freunden des ſchwediſchen Kronprinzen, des Vormundes des Großfürſten für Holſtein, zu ſchaden. Dieſer Brief wurde geöffnet und von dem Grafen Beſtuſcheff und der Kaiſerin geleſen, welche letztere durchaus nicht mit meiner Mutter zufrieden und gegen den ſchwediſchen Kronprinzen ſehr erbittert war, weil er unter dem Einfluß ſeiner Gemahlin, einer Schweſter des Königs von Preußen, ſich zu den Anſichten der franzöſiſchen Partei, welche denen Rußlands vollkommen entgegen waren, hatte fortreißen laſſen. Man warf ihm ſeine Undankbarkeit vor, und beſchuldigte meine Mutter des Mangels an Zärtlichkeit gegen ihren jüngeren Bruder, weil ſie ihm geſchrieben, er ſolle ſich tödten laſſen, ein Ausdruck den man hart und unmenſchlich fand, während meine Mutter ihren Freunden gegenüber ſich rühmte, einen feſten und treffenden Ton angewendet zu haben. Das Reſultat war endlich, daß ohne Rückſicht auf die Stimmung meiner Mutter, oder vielmehr um ſie zu verletzen und die ganze holſteiniſch-ſchwediſche Partei zu ärgern, Graf Beſtuſcheff für den Prinzen Auguſt von Holſtein, ohne Wiſſen meiner Mutter die Erlaubniß erlangte, nach Petersburg zu kommen. Als meine Mutter erfuhr daß er unterwegs ſei, wurde ſie ſehr verſtimmt und aufgebracht, und empfing ihn mit großer Kälte. Er jedoch, von Beſtuſcheff angetrieben, ließ ſich nicht beirren. Man überredete die Kaiſerin ihn freundlich zu empfangen, was auch nach außen hin geſchah; doch dauerte dies nur kurze Zeit und konnte auch nicht lange dauern, da der Prinz Auguſt eine unbedeutende Perſönlichkeit war. Schon ſein Aeußeres nahm nicht zu ſeinen Gunſten ein; er war ſehr klein und ſchlecht gewachſen, hatte dazu wenig Geiſt bei großem Jähzorn und wurde von ſeiner Umgebung geleitet,

die ganz bedeutungslos war, und da es doch gesagt sein muß, es war die Dummheit ihres Bruders, die meine Mutter sehr ärgerte; kurz seine Ankunft brachte sie fast zur Verzweiflung.

Indem Graf Bestuscheff sich des Prinzen durch seine Umgebung versicherte, erreichte er durch Ein Mittel verschiedene Zwecke. Es konnte ihm nicht entgehen, daß der Großfürst Brümmer ebenso sehr haßte wie er selbst es that. Auch der Prinz-August liebte ihn nicht, weil er dem Kronprinzen von Schweden ergeben war, unter dem Vorwande der Verwandtschaft und als Holsteiner. Der Prinz schlich sich in die Gunst des Großfürsten ein, indem er ihm beständig von Holstein redete und ihn von seiner künftigen Volljährigkeit unterhielt, bis er ihn dahin brachte, in seine Tante und den Grafen Bestuscheff zu dringen, eine Beschleunigung seiner Mündigkeitserklärung zu bewirken. Hierzu war die Erlaubniß des römischen Kaisers nothwendig. Dies war zu jener Zeit Karl VII. aus dem Hause Baiern. Aber er starb inzwischen, so daß diese Angelegenheit sich bis zur Wahl Franz I. verzögerte.

Da Prinz August von meiner Mutter sehr kalt empfangen worden war und ihr selbst wenig Achtung bezeigte, verminderte er auch bei dem Großfürsten das geringe Maß von Respect, den er bis dahin für meine Mutter bewahrt hatte. Andererseits unterhielten sowohl Prinz August als der alte Kammerdiener, der Günstling des Großfürsten, die offenbar meinen künftigen Einfluß fürchteten, den Großfürsten häufig über die Art und Weise, wie er seine Gemahlin behandeln müsse. Romberg, früher schwedischer Dragoner, sagte ihm, daß die seinige nicht vor ihm zu mucksen, noch

ſich in ſeine Angelegenheiten zu miſchen wage; daß, wenn ſie nur den Mund öffne, er ihr zu ſchweigen befehle; daß er der Herr im Hauſe, und daß es für einen Mann ſchmachvoll ſei, ſich wie ein Einfaltspinſel von ſeiner Frau lenken zu laſſen.

Der Großfürſt ſeinerſeits war diskret wie ein Kanonenſchuß und hatte, wenn Herz und Geiſt ihm von einer Sache voll waren, nichts Eiligeres zu thun, als es Denen zu erzählen, mit welchen er zu ſprechen gewohnt war, ohne zu bedenken wem er es ſagte. So erzählte mir Se. Kaiſerliche Hoheit auch dieſe Geſpräche ganz offen bei der erſten Gelegenheit wieder wo er mich ſah. Er nahm immer von vorne herein an, daß Alle ſeiner Anſicht ſeien, und daß Nichts natürlicher ſei als dies. Ich ſcheute mich nicht offen hierüber zu reden, aber ich konnte nicht umhin über das Loos das mich erwartete ſehr ernſte Gedanken zu hegen. Ich beſchloß das Vertrauen des Großfürſten ſo viel als möglich zu bewahren, damit er mich wenigſtens als eine ihm ergebene Perſon betrachte, der er ohne Scheu Alles ſagen könne. Dies gelang mir während einer langen Zeit. Uebrigens behandelte ich Alle ſo gut ich irgend konnte, und machte mir ein Studium daraus die Freundſchaft derer zu gewinnen, oder doch wenigſtens ihre Feindſchaft zu mindern, von welchen ich nur eine üble Stimmung gegen mich argwöhnen konnte. Ich bewies keine Neigung nach irgend einer Seite, miſchte mich in Nichts, zeigte immer eine heitere Miene, viel Zuvorkommenheit, Aufmerkſamkeit und Höflichkeit gegen Alle; und da ich von Natur heiter war, ſah ich mit Vergnügen wie ich von Tage zu Tage die Zuneigung des Publikums gewann, das mich als ein intereſ-

ſantes Kind betrachtete, dem es nicht an Geiſt fehle. Ich bewies meiner Mutter die größte Achtung, der Kaiſerin einen unbedingten Gehorſam, dem Großfürſten die größte Rückſicht, und ſuchte mit unermüdlichem Eifer die Zuneigung des Publikums.

Die Kaiſerin hatte mir ſchon in Moskau Damen und Herren beigegeben, welche meinen Hof bildeten. Bald nach meiner Ankunft in Petersburg gab ſie mir ruſſiſche Kammerfrauen, um, wie ſie ſagte, mir das Erlernen der ruſſiſchen Sprache zu erleichtern. Dies war mir ſehr angenehm, da es nur junge Damen waren, von denen die älteſte ungefähr zwanzig Jahre zählte; Alle waren ſehr heiter, ſo daß ich von dieſem Augenblick an nichts that als ſingen, tanzen und ſcherzen von meinem Erwachen an bis zum Schlafengehn. Abends nach dem Souper ließ ich meine drei Damen, die beiden Prinzeſſinen Gagarin und Fräulein Kucheleff in mein Schlafzimmer kommen, wo wir Blindekuh und alle Arten kindlicher Spiele ſpielten. Alle dieſe Mädchen hatten die größte Furcht vor der Gräfin Romanzow; aber da dieſe vom Morgen bis zum Abend im Vorzimmer oder in ihren Gemächern Karten ſpielte und nur nothgedrungen von ihrem Seſſel aufſtand, kam ſie höchſt ſelten zu mir herein.

Inmitten unſerer Vergnügungen fiel es mir ein, die Aufſicht über all' meine Sachen unter meine Damen zu vertheilen. Ich überließ meine Kaſſe, meine Ausgaben und meine Wäſche dem Fräulein Schenk, dem Kammermädchen, welches ich aus Deutſchland mitgebracht hatte. Sie war eine alte Jungfer, einfältig und mürriſch, der unſere Heiterkeit aufs höchſte mißfiel, und die außerdem auf alle dieſe

jungen Gefährtinnen, welche ihre Geschäfte und meine Zuneigung theilen sollten, eifersüchtig war. Meine Juwelen gab ich an Fräulein Jukoff, die, weil sie am meisten Geist hatte und heiterer und offener als die anderen war, meine besondere Gunst zu gewinnen anfing. Meine Kleider vertraute ich meinem Kammerdiener Timotheus Yevreinoff; meine Spitzen Fräulein Balkoff, welche bald darauf den Dichter Sumarokoff heirathete; meine Bänder erhielt Fräulein Surrachodoff die ältere, später an Aristarchus Kachkin verheirathet; ihre jüngere Schwester Anna erhielt Nichts, weil sie erst dreizehn bis vierzehn Jahre alt war. Am Tage nach dieser schönen Anordnung, wo ich meine Centralgewalt in meinem Zimmer ausgeübt hatte, ohne eine Seele um Rath zu fragen, war Abends Theater. Um dorthin zu gehen, mußte man die Gemächer meiner Mutter passiren. Die Kaiserin, der Großfürst und der ganze Hof fanden sich ein. Man hatte ein kleines Theater errichtet in einer Reitbahn, welche zur Zeit der Kaiserin Anna dem Herzog von Kurland gehört hatte, dessen Gemächer ich bewohnte. Nach dem Theater, als die Kaiserin in ihre Gemächer zurückgekehrt war, kam die Gräfin Romanzow in mein Zimmer und sagte mir, daß die Kaiserin die von mir angeordnete Vertheilung meiner Bedienung unter meine Damen mißbillige, und daß sie Befehl habe die Schlüssel zu meinen Juwelen aus den Händen von Fräulein Jukoff an Fräulein Schenck zurückzugeben, was sie in meiner Gegenwart that. Hierauf entfernte sie sich und ließ uns, Fräulein Jukoff und mich mit länger gewordenen Gesichtern, und Fräulein Schenck triumphirend über das Vertrauen der Kaiserin zurück. Sie begann mir gegenüber eine anmaßende Miene anzunehmen,

welche ſie einfältiger als je und noch unliebenswürdiger machte, als ſie ſchon war.

In der erſten Woche der großen Faſten hatte ich eine merkwürdige Scene mit dem Großfürſten. Eines Morgens als ich mit meinen Damen, die alle ſehr fromm waren, mich in meinem Zimmer befand, um die Frühmeſſe zu hören, die im Vorzimmer geſungen wurde, erhielt ich vom Großfürſten eine Botſchaft. Er ſchickte ſeinen Zwerg, um mich zu fragen wie ich mich befände und mir anzuzeigen, daß er wegen der großen Faſten an dieſem Tage nicht zu mir kommen werde. Der Zwerg fand uns im Anhören der Gebete, indem wir genau die Faſtenvorſchriften nach unſerm Ritus erfüllten. Ich ſandte dem Großfürſten durch ſeinen Zwerg die gebräuchliche Begrüßung zurück und er entfernte ſich. Als der Zwerg das Zimmer ſeines Herrn wieder erreicht, fing er, ſei es weil er wirklich von dem was er geſehen erbaut worden war, oder weil er dadurch ſeinen Herrn und Gebieter, der nichts weniger als fromm war, zu gleichen Uebungen zu bringen wünſchte, ſei es aus Unbeſonnenheit, die in meinen Gemächern herrſchende Frömmigkeit laut zu preiſen an und verſetzte dadurch den Großfürſten in ſehr ſchlechte Stimmung gegen mich. Als ich ihn wieder ſah, begann er mit mir zu ſchmollen. Auf meine Frage, was ihn dazu veranlaſſe, ſchalt er mich wegen der nach ſeiner Meinung übermäßigen Frömmigkeit, der ich mich hingebe. Ich fragte ihn, wer ihm dies geſagt, worauf er mir ſeinen Zwerg als Augenzeugen nannte. Ich erwiederte ihm, daß ich nicht weiter als paſſend ſei, in der Ausübung einer Pflicht ginge, der Alle ſich bequemten und von der man ſich nicht ohne Scandal losſagen könne; aber er war verſchiedener Meinung. Dieſer Streit endete wie die meiſten

Streite enden, nämlich damit, daß jeder bei seiner Meinung blieb und da Se. Kaiserliche Hoheit während der Messe mit Niemandem außer mit mir sprechen konnte, hörte er allmälig auf mit mir zu schmollen.

Zwei Tage nachher hatte ich eine andere Aufregung. Am Morgen, während man die Frühmesse bei mir sang, trat Fräulein Schenck voller Bestürzung in mein Zimmer und sagte mir, daß meine Mutter sich schlecht befinde, daß sie in Ohnmacht gefallen sei. Ich eilte sofort zu ihr. Ich fand sie auf einer Matratze an der Erde liegen, aber nicht bewußtlos. Ich nahm mir die Freiheit sie zu fragen was ihr fehle. Sie erwiederte, sie habe einen Aderlaß nehmen wollen, da aber der Wundarzt das Ungeschick gehabt viermal vergeblich anzusetzen, an beiden Händen und an beiden Füßen, sei sie in Ohnmacht gefallen. Ich wußte übrigens, daß sie den Aderlaß fürchtete; ihren Zweck dabei kannte ich so wenig, als ich wußte, daß sie eines Aderlasses bedurfte. Dennoch warf sie mir vor, an ihrem Zustande wenig Theil zu nehmen und that in Beziehung darauf viele unerfreuliche Aeußerungen. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte, indem ich meine Unwissenheit eingestand; da ich aber bemerkte, daß sie sehr verstimmt war, schwieg ich, versuchte meine Thränen zurückzuhalten und ging erst fort nachdem sie es mir mit vieler Bitterkeit befohlen. Weinend in mein Zimmer zurückgekehrt, fragten meine Damen nach der Ursache meiner Thränen: ich sagte sie ihnen gradheraus. Mehrmals des Tages ging ich in das Zimmer meiner Mutter, wo ich aber nur so lange blieb, als ich ihr nicht lästig zu fallen schien, was bei ihr ein Hauptpunkt war, an den ich mich vollkommen gewöhnt hatte; so daß ich in meinem Leben nichts mehr vermieden habe, als dieses

und mich immer sofort zurückzog, wenn in meinem Geiste der Argwohn entstand, ich könne lästig sein und deßhalb Langeweile erregen. Aber ich weiß aus Erfahrung, daß nicht Alle denselben Grundsatz befolgen, weil meine eigene Geduld oft von denen auf die Probe gestellt worden ist, die sich nicht zu entfernen wissen, bevor sie lästig fallen oder Langeweile erregen.

Während der Fastenzeit erlebte meine Mutter einen wirklichen Schmerz. Sie erhielt in einem Augenblick wo sie es am wenigsten erwartete, die Nachricht, daß meine jüngste Schwester Elisabeth im Alter von drei bis vier Jahren plötzlich gestorben sei. Sie war sehr betrübt darüber. Auch ich weinte um sie.

Einige Tage nachher sah ich eines schönen Morgens die Kaiserin in mein Zimmer treten. Sie ließ meine Mutter holen und ging mit ihr in mein Toilettenzimmer, wo sie ganz unter sich eine lange Unterredung hatten, an deren Ende sie in mein Schlafzimmer zurückkehrten, meine Mutter mit sehr gerötheten, thränenerfüllten Augen. Aus dem Fortgang des Gespräches erfuhr ich, daß es sich um den Tod Kaisers Karl VII., aus dem Hause Baiern, handle, von dem die Kaiserin soeben gehört hatte. Die Kaiserin war damals noch ohne Allianz und schwankte zwischen der des Königs von Preußen und der des Oesterreichischen Hauses — jede von Beiden hatte ihre Parteigänger. Die Kaiserin hatte dieselben Beschwerden gegen Oesterreich gehabt, wie gegen Frankreich, an dem der König von Preußen festhielt; und Marquis Botta, der Gesandte des Wiener Hofes, hatte, wegen schlechter Reden auf Kosten der Kaiserin, Rußland verlassen müssen, was man seiner Zeit als eine Verschwörung darzustellen versuchte.

Aus ähnlichen Urſachen war auch der Marquis de la Ché-tardie fortgeſchickt worden. Ich kenne den Zweck dieſer Unterredung nicht, aber meine Mutter ſchien große Hoffnungen daraus zu ſchöpfen und ſah ſehr befriedigt darauf zurück. Sie neigte ſich damals durchaus nicht auf die Seite Oeſterreichs. Was mich betrifft, ſo war ich bei allen dieſen Dingen ein ſehr paſſiver, ſehr discreter und faſt gleichgültiger Zuſchauer.

Nach Oſtern, als der Frühling eingekehrt war, erklärte ich der Gräfin Romanzow mein Verlangen reiten zu lernen; ſie verſchaffte mir die Erlaubniß der Kaiſerin. Ich begann beim Wechſel der Jahreszeit Bruſtſchmerzen zu fühlen, nach der Pleureſie in Moskau und blieb fortwährend ſehr mager. Die Aerzte riethen mir, jeden Morgen Milch und Selterwaſſer zu nehmen. Im Hauſe Romanzow, in der Kaſerne des Regiments Ismailofsky, nahm ich meine erſte Reitſtunde. Ich hatte ſchon mehrmals in Moskau geritten, aber ſehr ſchlecht.

Im Mai bezog die Kaiſerin mit dem Großfürſten den Sommerpalaſt. Meiner Mutter und mir wies man ein ſteinernes Gebäude an, welches damals an der Fontanka lag, nahe beim Hauſe Peters I. Meine Mutter bewohnte in dieſem Gebäude den einen Flügel und ich den andern. Hier hörten alle Aufmerkſamkeiten des Großfürſten für mich auf. Er ließ mir ganz einfach durch einen Bedienten ſagen, daß er zu weit von mir wohne, um mich oft beſuchen zu können. Ich fühlte vollkommen wie wenig ihm daran lag und wie wenig Zuneigung ich für ihn empfand. Meine Eigenliebe und meine Eitelkeit ſeufzten im Stillen; aber ich war zu ſtolz um mich zu beklagen; ich würde mich für er-

niedrigt gehalten haben durch Beweise von Freundschaft, die man hätte für Mitleid nehmen können. Doch wenn ich allein war vergoß ich Thränen, trocknete sie ganz leise und fing an mit meinen Damen zu scherzen. Auch meine Mutter behandelte mich sehr kalt und förmlich; ich unterließ nie mehrere Male am Tage zu ihr zu gehen. Im Grunde fühlte ich große Langeweile; aber ich hütete mich davon zu sprechen. Eines Tages indeß bemerkte Fräulein Jukoff meine Thränen und redete mich darauf an; ich gab ihr so gute Gründe als ich konnte, ohne ihr die wahren mitzutheilen. Ich bemühte mich mehr als je die Zuneigung Aller zu gewinnen; Große und Kleine, Niemand wurde von mir vernachlässigt, ich machte mir eine Regel daraus zu denken, daß ich Aller bedürfe und demgemäß Alles zu thun um mir Wohlwollen zu erwerben, was mir in der That gelang.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen im Sommerpalast, wo man von den Vorbereitungen zu meiner Hochzeit zu sprechen anfing, siedelte der Hof nach Peterhof über, wo er näher zusammen wohnte als in der Stadt. Die Kaiserin und der Großfürst bewohnten den oberen Theil des Hauses, welches Peter I. gebaut hatte; meine Mutter und ich wohnten unten in den Gemächern des Großfürsten. Wir dinirten jeden Tag mit ihm unter einem Zelte auf der offenen, an seine Wohnung stoßenden Gallerie; er speiste bei uns zu Abend. Die Kaiserin war oft abwesend, indem sie bald dieses bald jenes ihrer verschiedenen Landhäuser besuchte. Wir tummelten uns viel zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen umher. Ich erkannte damals sonnenklar, daß die ganze Umgebung des Großfürsten und besonders seine Lehrer, alle Achtung und Autorität bei ihm

verloren hatten. Die militäriſchen Spiele, die er früher verſteckte, führte er jetzt gewiſſermaßen in ihrem Beiſein aus. Graf Brummer und ſein erſter Lehrer ſahen ihn faſt nur noch bei öffentlichen Gelegenheiten, als ſein Gefolge. Den Reſt der Zeit brachte er wörtlich in der Geſellſchaft von Kammerdienern zu, mit für ſein Alter unerhörten Kindereien, denn er ſpielte mit Puppen.

Meine Mutter machte ſich die Abweſenheit der Kaiſerin zu Nutze, um in den umliegenden Landhäuſern, beſonders beim Prinzen und der Prinzeſſin von Heſſen-Homburg zu ſoupiren. Eines Abends, als ſie dorthin geritten war, reizte mich nach dem Abendeſſen das ſchöne Wetter, mein Zimmer, welches mit dem Garten in gleicher Höhe lag und aus dem eine Thür hinaus führte, zu verlaſſen. Ich ſchlug meinen Frauen und meinen drei Ehrenfräulein vor, einen Spaziergang in den Garten zu machen. Es koſtete keine Mühe ſie zu überreden. Wir waren acht, mein Kammerdiener der neunte, und zwei Bediente folgten uns; wir ſpazierten bis Mitternacht ohne allen Arg umher. Nach der Rückkehr meiner Mutter hatte Fräulein Schenck, welche uns nicht begleiten wollte und über unſern Spaziergang ſchalt, nichts Eiligeres zu thun, als derſelben zu melden, daß ich trotz ihrer Vorſtellungen hinausgegangen ſei. Meine Mutter ging zu Bette, und als ich mit meiner Begleitung zurückkam, ſagte mir Fräulein Schenck mit triumphirender Miene, meine Mutter habe zweimal fragen laſſen, ob ich wieder da ſei, weil ſie mit mir ſprechen wolle, und da es ſo ſpät und ſie müde geworden mich zu erwarten, ſei ſie zu Bette gegangen. Ich wollte ſofort zu ihr eilen, fand aber die Thüre verſchloſſen. Ich ſagte Fräulein

Schenck, sie hätte mich rufen lassen können; sie behauptete nicht gewußt zu haben wo wir wären; aber dies Alles war nur ein Spiel mich in Zänkereien zu verwickeln und mich auszuschelten: ich merkte dies sehr gut und ging aufgeregt schlafen. Am folgenden Morgen, sogleich nach meinem Erwachen, ging ich zu meiner Mutter, die ich im Bette fand. Ich näherte mich um ihr die Hand zu küssen, aber sie zog dieselbe zürnend zurück und schalt mich aufs heftigste, daß ich gewagt am Abend ohne ihre Erlaubniß spazieren zu gehn. Ich erwiederte, sie sei nicht zu Hause gewesen. Sie erklärte es sei eine unpassende Zeit und tausend andere Dinge, scheinbar um mir die Lust zu nächtlichen Spaziergängen zu nehmen; sicher jedoch ist dies, daß unser Spaziergang eine Unvorsichtigkeit sein konnte, aber die unschuldigste Sache von der Welt war. Was mich am meisten betrübte war die Beschuldigung, wir seien in die Gemächer des Großfürsten hinaufgegangen. Ich erklärte dies für eine abscheuliche Verläumdung, worüber sie im Zorn fast außer sich gerieth. Es half mir nichts daß ich auf meine Kniee fiel, ihren Unwillen zu beschwichtigen; sie behandelte meine Unterwerfung als eine Komödie und jagte mich aus dem Zimmer. Weinend kam ich in meine Wohnung zurück. Zur Essenszeit ging ich mit meiner Mutter, die immer noch sehr aufgebracht war, zum Großfürsten hinauf. Er fragte mich was mir fehle, da meine Augen roth geweint waren. Ich erzählte ihm einfach was geschehen sei. Diesmal nahm er meine Partei und klagte meine Mutter der Laune und Heftigkeit an. Ich bat ihn nicht mit ihr davon zu reden; er that dies, und ihr Zorn ging allmählig vorüber, aber sie behandelte mich fortwährend mit großer Kälte. Von

Peterhof kehrten wir Ende Juli in die Stadt zurück, wo Alles sich auf die Feier der Hochzeit vorbereitete.

Der 21. August wurde endlich von der Kaiserin für diese Ceremonie festgesetzt. Je näher der Tag kam, desto tiefer wurde mein Trübsinn. Mein Herz sagte mir kein großes Glück voraus: nur der Ehrgeiz hielt mich aufrecht. Ich fühlte im Grunde meines Herzens ein geheimes Etwas, welches mich nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveraine Kaiserin von Rußland werden würde, in eigener Machtvollkommenheit.

Die Hochzeit ging mit viel Pomp und Glanz vor sich. Des Abends fand ich in meinem Zimmer Madame Kruse, die Schwester der ersten Kammerfrau der Kaiserin, welche diese mir als erste Kammerfrau beigegeben hatte. Schon den Tag darauf bemerkte ich, daß diese Frau alle meine Frauen in Furcht halte, denn als ich mich einer von ihnen näherte, um wie gewöhnlich mit ihr zu reden, sagte sie mir: „um Gotteswillen kommen Sie mir nicht nahe, man hat uns verboten halblaut mit Ihnen zu sprechen.“ Andererseits bekümmerte mein lieber Gemahl sich durchaus nicht um mich, sondern war fortwährend mit dem Exerzieren seiner Bedienten beschäftigt, die er in seinem Zimmer einübte, wobei er zwanzigmal in einem Tage die Uniform wechselte. Ich gähnte, langweilte mich, da ich mit Niemandem reden konnte, oder ich war bei öffentlichen Festlichkeiten zugegen. Am dritten Tage nach meiner Hochzeit, der ein Ruhetag sein sollte, ließ die Gräfin Romanzow mir sagen, daß die Kaiserin sie ihrer Stellung bei mir enthoben habe und daß sie in ihr Haus zu ihrem Gemahl und ihren Kindern zurück-

kehre. Ich bedauerte dieſe Nachricht nicht ſehr, denn unſer Verhältniß war immer ein geſpanntes geweſen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauerten zehn Tage. Dann bezogen wir, der Großfürſt und ich, den Sommerpalaſt wo die Kaiſerin wohnte; und man begann von der Abreiſe meiner Mutter zu ſprechen, die ich ſeit meiner Heirath ſeltener ſah, die ſich aber ſeit dieſem Zeitpuncte gegen mich weit freundlicher bewies. Gegen Ende September reiſ'te ſie ab. Der Großfürſt und ich begleiteten ſie bis Zarskoe Selo. Ihre Abreiſe betrübte mich aufrichtig, ich weinte heftig. Nach ihrer Abreiſe kehrten wir in die Stadt zurück. Bei meiner Ankunft im Palaſt fragte ich nach Fräulein Jukoff: man ſagte mir ſie ſei zu ihrer Mutter gegangen, welche krank geworden. Den Tag darauf dieſelbe Frage meinerſeits, dieſelbe Antwort von meinen Frauen. Gegen Mittag zog die Kaiſerin mit großem Pomp aus der Sommer- in die Winterwohnung. Wir folgten ihr in ihre Gemächer. In ihrem Parade-Schlafgemach angelangt blieb ſie ſtehen und begann nach einigen gleichgültigen Bemerkungen von der Abreiſe meiner Mutter zu ſprechen, indem ſie mich freundlich aufforderte meinen Schmerz darüber zu bezwingen. Aber ich glaubte aus den Wolken zu fallen, als ſie mir in Gegenwart von etwa dreißig Perſonen ſagte, daß ſie auf Bitten meiner Mutter Fräulein Jukoff entlaſſen habe, weil meine Mutter fürchtete, ich möge eine zu große Zuneigung zu einem Mädchen gewinnen, welches dieſelbe ſo wenig verdiene; und hierauf begann ſie mit einer auffallenden Lebhaftigkeit von der armen Jukoff zu ſprechen.

In der That war ich durchaus nicht von dieſer Scene erbaut, noch auch von den Gründen ihrer Kaiſerlichen

Majeſtät, ſondern tief betrübt über das Unglück von Fräulein Jukoff, die einzig und allein deßhalb vom Hofe entfernt wurde, weil ſie mir durch ihre geſellige Laune beſſer zuſagte als meine anderen Damen; denn, fragte ich mich, warum hat man ſie mir gegeben, wenn ſie deſſen nicht würdig war. Meine Mutter konnte ſie nicht kennen, konnte ſelbſt nicht mit ihr ſprechen, da ſie das Ruſſiſche nicht verſtand und die Jukoff keine andere Sprache kannte; meine Mutter konnte ſich nur an das alberne Gerede der Schenk halten, die kaum geſunden Menſchenverſtand hatte. Dies Mädchen leidet für mich, dachte ich, deßhalb darf ich ſie nicht verlaſſen in ihrem Unglück, deſſen Urſache nichts iſt als meine Zuneigung zu ihr. Ich bin niemals im Stande geweſen zu entdecken ob meine Mutter die Kaiſerin wirklich gebeten hatte jene Dame von mir fort zu ſchicken. Wenn ſie es gethan, ſo muß meine Mutter den Weg der Heftigkeit dem der Milde vorgezogen haben, denn niemals hat ſie über dieſen Gegenſtand ein Wort mit mir geſprochen. Dennoch hätte ein einziges Wort von ihrer Seite genügt, mich wenigſtens aufmerkſam zu machen auf eine übrigens ſehr unſchuldige Zuneigung. Anderer Seits hätte auch die Kaiſerin in weniger ſchroffer Weiſe eingreifen können. Das Mädchen war jung; es hätte nur an ihr gelegen ihr eine paſſende Parthie zu finden, was ſehr leicht geweſen ſein würde; ſtatt deſſen geſchah es wie ich erzählt habe.

Nachdem die Kaiſerin uns verabſchiedet hatte, gingen wir, der Großfürſt und ich, in unſere Gemächer. Auf dem Wege ſah ich, daß die Kaiſerin ihren Herrn Neffen von dem Geſchehenen in Kenntniß geſetzt hatte. Ich erwähnte meine Einwürfe dagegen, und ließ ihn fühlen, daß dies

Mädchen ihr Unglück nur meiner vorausgesetzten Vorliebe für sie verdanke, und daß, da sie aus Liebe zu mir litt, ich mich im Rechte fühle sie nicht zu verlassen, wenigstens so weit dies von mir abhinge. Auch schickte ich ihr sofort durch meinen Kammerdiener Geld; aber er sagte mir daß sie schon mit ihrer Mutter und Schwester nach Moskau abgereis't sei. Ich befahl, ihr das was ich für sie bestimmt hatte durch ihren Bruder, einem Gardeunterofficier zukommen zu lassen. Man benachrichtigte mich, daß auch er mit seiner Frau den Befehl erhalten sich zu entfernen, und daß man ihn in einem Landregimente als Officier angestellt habe. Noch im gegenwärtigen Augenblick vermag ich nicht einen vernünftigen Grund für das Alles zu entdecken, und mir scheint, daß man ohne Veranlassung, aus Caprice, ohne einen Schatten von Vernunft, ja selbst von einem Vorwande, Unrecht that. Doch die Sache blieb hierbei nicht stehen. Durch meine Kammerdiener und meine anderen Leute suchte ich eine passende Parthie für Fräulein Jukoff zu finden. Fravin schlug mir eine solche vor, einen Gardeunterofficier, einen Mann der Vermögen hatte. Er ging nach Moskau um sie zu heirathen, wenn sie ihm gefiele. Er heirathete sie und man machte ihn zum Lieutenant in einem Landregimente. Sobald die Kaiserin davon hörte, verbannte sie Beide nach Astrachan. Für diese Verfolgung ist es schwer Gründe zu finden.

Im Winterpalast wohnten wir, der Großfürst und ich, in den Gemächern, welche wir schon früher benutzt hatten. Die des Großfürsten waren von den meinigen durch eine mächtige Treppe getrennt, die auch zu den Gemächern der Kaiserin führte. Um zu ihm oder zu mir zu gelangen,

mußte man den Vorplatz dieser Treppe überschreiten, was besonders im Winter nicht eben bequem war. Dennoch machten wir diesen Weg jeden Tag viele male. Abends ging ich zum Spiel mit dem Kammerherrn Berkholz in sein Vorzimmer, während der Großfürst im andern Zimmer mit seinen Cavalieren scherzte. Mein Billardspiel wurde durch den Rücktritt der Herren Brummer und Berkholz, welche die Kaiserin zu Ende des Winters 1746 aus dem Dienste des Großfürsten entließ, unterbrochen. Der Winter ging dahin mit Maskenbällen in den vornehmen Häusern der Stadt, die damals sehr klein waren. Der Hof und die ganze Stadt nahmen regelmäßig Theil daran.

Den letzten dieser Bälle gab der Oberpolizeimeister Tatitschess in einem der Kaiserin gehörenden Hause, Namens Smolloy Dworetz. Der mittlere Theil dieses aus Holz gebauten Hauses war durch eine Feuersbrunst verzehrt worden; nur die aus je zwei Etagen bestehenden Flügel waren verschont geblieben. Man tanzte in dem einen; aber zum Souper ließ man uns im Januar durch den beschneiten Hof gehen. Nach dem Souper mußten wir denselben Weg zurück gehen. Der Großfürst gieng gleich nach seiner Ankunft zu Hause zu Bette; aber am folgenden Morgen erwachte er mit heftigen Kopfschmerzen, die ihn hinderten aufzustehen. Ich ließ die Aerzte rufen, welche erklärten, es sei ein hitziges Fieber. Gegen Abend brachte man ihn aus meinem Bett in mein Audienz-Zimmer, wo man ihn, nachdem ihm zur Ader gelassen worden, auf einem besonders dazu aufgeschlagenen Lager niederlegte. Man ließ ihm wiederholt zur Ader. Er befand sich sehr schlecht. Die Kaiserin kam mehrmals des Tages zu ihm und bewies mir Theilnahme,

als sie mich weinen sah. Eines Abends, als ich die Abendgebete in einem kleinen Betstuhl nahe bei meinem Toilettenzimmer las, sah ich Madame Ismalloff, eine Vertraute der Kaiserin, eintreten. Sie sagte mir, die Kaiserin, welche mich wegen der Krankheit des Großfürsten betrübt wisse, habe sie geschickt, um mir zu sagen, ich solle Zuversicht in Gott haben, mich nicht grämen, und überzeugt sein, daß sie mich nie verlassen würde. Sie fragte mich was ich läse? ich erwiderte: die Abendgebete. Sie sagte ich würde meine Augen verderben, wenn ich bei Licht so kleine Buchstaben läse, worauf ich sie bat Ihrer Kaiserlichen Majestät für ihre Freundlichkeit gegen mich zu danken. Wir trennten uns aufs Zärtlichste, sie um über ihre Botschaft zu berichten, ich um mich schlafen zu legen. Am folgenden Morgen schickte mir die Kaiserin ein Gebetbuch mit großen Buchstaben, um wie sie sagte, meine Augen zu schonen.

Das Zimmer des Großfürsten, obgleich es an das meinige stieß, betrat ich nur wenn ich nicht überflüssig zu sein glaubte, weil ich bemerkte, daß ihm nicht viel an meiner Anwesenheit liegt, und daß er die Gesellschaft seiner Umgebung vorziehe, welche, die Wahrheit zu sagen, mir nicht gefiel. Außerdem war ich nicht gewohnt allein unter Männern zu verkehren. Inzwischen kam die Fastenzeit heran. Ich unterzog mich während der ersten Wochen den religiösen Uebungen. Ich war damals überhaupt zu dergleichen Uebungen aufgelegt. Ich sah klar, daß der Großfürst mich nicht liebte: vierzehn Tage nach meiner Hochzeit hatte er mir wieder anvertraut, daß er in Fräulein Carr; Ehrendame Ihrer Kaiserlichen Majestät, und später an einen Fürsten Galitzin, Stallmeister der Kaiserin, verheirathet, ver-

liebt sei. Er hatte dem Grafen Dévier*), seinem Kammerherrn, gesagt, diese Dame und ich seien gar nicht zu vergleichen. Dévier hatte das Gegentheil behauptet und sich mit ihm erzürnt. Diese Scene war gewissermaßen in meiner Gegenwart vorgegangen und ich sah dieses Schmeicheln mit an. In der That sagte ich mir, daß ich mit diesem Menschen sehr unglücklich werden müsse, wenn ich mich Gefühlen der Zärtlichkeit für ihn hingebe, die er so schlecht erwidere, und daß ich ohne Nutzen für irgend jemand vor Eifersucht sterben könne. Ich versuchte also meine Eigenliebe zu bezwingen und nicht auf diesen Menschen eifersüchtig zu sein, dazu gab es nur ein Mittel: ihn nicht zu lieben. Wenn er hätte geliebt sein wollen, so wäre dies nicht schwer für mich gewesen: ich war von Natur geneigt und daran gewöhnt, meine Pflichten zu erfüllen; aber ich hätte einen Gemahl haben müssen, der gesunden Menschenverstand hatte und diesen hatte er nicht.

Ich hatte während der ersten Woche der großen Fastenzeit kein Fleisch gegessen. Die Kaiserin ließ mir am Sonnabend sagen, ich möge ihr den Gefallen thun, auch die zweite Woche zu fasten. Ich ließ Ihrer Majestät antworten, ich bitte sie mir zu erlauben, die ganze Fastenzeit zu halten. Sievers, der Hofmarschall der Kaiserin und Schwiegersohn von Madame Kruse, welcher diese Worte überbracht hatte, sagte mir, die Kaiserin habe sich wahrhaft über diese Bitte gefreut und gewähre sie mir. Als der Großfürst erfuhr, daß ich fortfahre zu fasten, schalt er mich sehr. Ich erwiderte ihm, ich könne nicht anders. Als er sich des-

*) Devienne?

ser befand, spielte er noch den Kranken, um sein Zimmer nicht verlassen zu müssen, wo es ihm besser als in der Gesellschaft des Hofes gefiel. Er verließ es erst in der letzten Fastenwoche, wo er seine religiösen Uebungen verrichtete.

Nach Ostern ließ er in seinem Zimmer ein Marionetten-Theater errichten und lud Alle, auch die Damen dazu ein. Dies Schauspiel war das Einfältigste was man sich denken kann. Das Zimmer in welchem das Theater sich befand, hatte eine verbotene Thür, welche in ein anderes zu den Gemächern der Kaiserin führendes Zimmer ging, wo ein Tisch war, den man vermittelst einer Maschine senken und heben konnte, um ohne Bedienten zu speisen. Als der Großfürst eines Tages in seinem Zimmer war, um sein sogenanntes Schauspiel vorzubereiten, hörte er in dem anstoßenden Zimmer sprechen, und da er eine unbedachtsame Lebhaftigkeit besaß, nahm er von dem Theater ein Tischlerinstrument, womit man Löcher in die Bretter bohrt, und begann Löcher in die verbotene Thür zu machen, so daß er Alles was dort vorging, und namentlich das dort stattfindende Diner der Kaiserin beobachten konnte. Der Oberjägermeister, Graf Razumowsky in verbrämtem Schlafrocke — er hatte an jenem Tage Arzenei eingenommen — und ein Dutzend der intimsten Vertrauten der Kaiserin, hinterten dort mit ihr. Der Großfürst, nicht zufrieden für sich allein die Frucht seiner geschickten Arbeit zu genießen, rief seine ganze Umgebung herbei um auch sie des Vergnügens, durch die mit so viel Fleiß von ihm angebrachten Löcher zu sehn, theilhaftig zu machen. Nachdem er selbst und die welche um ihn waren, ihre Augen an diesem indiscreten Vergnügen gesättigt hatten, lud er Madame Kruse, mich und meine

Frauen ein, zu ihm zu kommen, um etwas zu sehn was wir noch nie gesehn hätten. Er sagte uns nicht was dies sei, scheinbar um uns eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Da ich mich gerade nicht sehr beeilte, dauerte ihm die Zeit in seinem Eifer zu lange und er ging mit Madame Kruse und meinen Frauen voraus. Ich kam zuletzt und fand sie vor jener Thüre, wohin er Bänke, Stühle, Schemel gesetzt hatte, wie er sagte zur Bequemlichkeit der Zuschauer. Indem ich eintrat, fragte ich, was dies bedeute. Er lief mir entgegen und erklärte mir warum es sich handele. Ich war erschreckt und aufgebracht über seine Verwegenheit, und sagte ihm, daß ich Nichts sehen noch irgend einen Theil an diesem ärgerlichen Vorgang haben wolle; daß derselbe unzweifelhaft unangenehme Folgen von Seiten seiner Tante für ihn nach sich ziehen werde, wenn diese es erführe und daß sie höchst wahrscheinlich es erfahren werde, weil er wenigstens zwanzig Personen in sein Geheimniß eingeweiht hätte. Alle die sich hatten bereden lassen durch die Thüre zu sehn, als sie bemerkten, daß ich mich weigere dasselbe zu thun, begannen, Einer nach dem Andern, diese Thür zu verlassen. Der Großfürst selbst fing an einige Reue zu empfinden über das was er gethan, und kehrte zu der Arbeit an seinem Marionetten-Theater zurück, während ich mich in mein Zimmer begab.

Bis Sonntag hörten wir von nichts reden; aber an diesem Tage geschah es, daß ich, ich weiß nicht weßhalb, etwas später als gewöhnlich zur Messe kam. In mein Zimmer zurückgekehrt, wollte ich eben mein Hofkleid ablegen, als ich die Kaiserin mit sehr aufgebrachtem und hochrothem Gesichte eintreten sah. Da sie nicht zur Messe in der Ka-

pelle geweſen war, ſondern dem Gottesdienſt in ihrer kleinen Privat-Kapelle beigewohnt hatte, ging ich ihr wie gewöhnlich entgegen, um, da ich ſie an dieſem Tage noch nicht geſehn, ihr die Hand zu küſſen. Sie umarmte mich, befahl den Großfürſten zu rufen und ſchalt mich unterdeſſen, daß ich zu ſpät zur Meſſe käme und der Toilette den Vorzug vor dem lieben Gott gebe. Sie fügte hinzu, daß zur Zeit der Kaiſerin Anna, obgleich ſie nicht am Hofe gewohnt, ſondern in einem vom Hofe ziemlich entfernten Hauſe, ſie nie ihre Pflichten verſäumt habe, und deßhalb oft bei Licht aufgeſtanden ſei. Dann ließ ſie meinen Kammerfriſeur rufen und ſagte ihm, wenn er mich künftig ſo langſam friſire, werde ſie ihn fortſchicken. Nachdem ſie mit ihm fertig geworden, trat der Großfürſt, der ſich in ſeinem Zimmer umkleidete, im Schlafrock, die Nachtmütze in der Hand, ſehr vergnügt und raſch herein; er eilte, der Kaiſerin die Hand zu küſſen, dieſe küßte ihn und fragte, wie er ſich habe unterſtehn können zu thun was er gethan, indem ſie fortfuhr, ſie ſei in das Zimmer gekommen wo der Tiſch mit der Maſchine ſtehe, habe dort die Thüre ganz durchlöchert gefunden und alle Löcher auf den Platz gerichtet, wo ſie gewöhnlich ſitze; daß durch ein ſolches Verfahren er offenbar die nöthige Rückſicht gegen ſie verletzt, daß ſie ihn nur noch als einen Undankbaren betrachten könne, daß ihr eigener Vater Peter I. auch einen undankbaren Sohn gehabt habe, den er durch Entfernung geſtraft; daß zur Zeit der Kaiſerin Anna ſie ſelbſt dieſer immer die Achtung bewieſen, welche man einem gekrönten und von Gott geſalbten Haupte ſchuldig ſei; daß jene keinen Scherz verſtanden und die, welche es an Reſpect fehlen ließen, auf die Feſtung geſchickt habe;

und daß er nichts als ein dummer Junge ſei, den ſie Lebensart lehren müſſe. Bei dieſen Worten fing er an ärgerlich zu werden und ſtammelte, indem er ihr antworten wollte, einige Worte heraus; aber ſie befahl ihm zu ſchweigen und wurde ſo heftig, daß ſie in ihrem Zorne kein Maß mehr hielt, was gewöhnlich geſchah, wenn ſie ſich ärgerte, und ſagte ihm mit ebenſoviel Verachtung als Zorn die größten Grobheiten in's Geſicht.

Wir waren Beide beſtürzt und betäubt, und obgleich der ganze Auftritt nicht mich direct betraf, traten mir doch die Thränen in die Augen. Sie bemerkte es und ſagte mir: „Meine Worte ſind nicht an Sie gerichtet; ich weiß daß Sie an dem was er gethan, keinen Theil genommen, daß Sie weder durch die Thüre geſehn, noch haben hindurchſehn wollen.“ Dieſe gerechte Bemerkung beruhigte ſie ein wenig und ſie ſchwieg — es war auch in der That ſchwer, dem was ſie geſagt noch etwas hinzuzufügen — dann grüßte ſie uns und entfernte ſich, hochroth mit funkelnden Augen. Der Großfürſt begab ſich in ſein Zimmer, ich legte mein Hofkleid ſchweigend ab, indem ich über das Geſchehene nachſann. Als ich mich umgekleidet, kam der Großfürſt zurück und ſagte mit halb traurigem, halb ſatyriſchem Ton: „Sie war wie eine Furie, ſie wußte nicht was ſie ſagte.“ Ich erwiderte: „Sie war aufs höchſte erzürnt.“ Und wir wiederholten uns ihre Worte, worauf wir allein in meinem Zimmer dinirten. Nachdem der Großfürſt mich verlaſſen hatte, trat Madame Kruſe herein und ſagte: „Man muß geſtehen, daß die Kaiſerin heute wahrhaft als Mutter gehandelt hat.“ Ich ſah, daß ſie mich zum Reden zu bringen wünſchte und ſchwieg deßhalb. Sie

fuhr fort: „Eine Mutter wird böſe, ſchilt ihre Kinder und dann iſt die Sache abgethan; Sie hätten beide ſagen ſollen: Виноваты Матушка und Sie würden ſie entwaffnet haben.“ Ich erwiderte, der Zorn ihrer Majeſtät habe mich verwirrt und betäubt, Alles was ich in dieſem Augenblick habe thun können, ſei geweſen: zuzuhören und zu ſchweigen. Sie verließ mich, offenbar um ihren Bericht abzuſtatten. Mir aber blieb das: „Ich bitte Sie um Verzeihung, Madame,“ als Mittel den Zorn der Kaiſerin zu entwaffnen, im Gedächtniß, und ſpäter, wie man ſehen wird, habe ich mich ſeiner bei paſſender Gelegenheit mit Erfolg bedient.

Kurz bevor die Kaiſerin den Grafen Brummer und den Oberkammerherrn Berkholz ihres Dienſtes beim Großfürſten enthob, fand ich den erſteren, als ich eines Morgens mein Zimmer früher als gewöhnlich verließ, allein im Vorzimmer. Er ergriff dieſe Gelegenheit mit mir zu reden und mich zu bitten und zu beſchwören, jeden Tag regelmäßig in das Toilettenzimmer der Kaiſerin zu gehen, wozu meine Mutter bei ihrer Abreiſe mir die Erlaubniß verſchafft hatte. Ich hatte bis dahin von dieſem Vorrecht ſehr geringen Gebrauch gemacht, weil daſſelbe mich aufs höchſte langweilte. Ich war ein- oder zweimal gekommen, hatte die Frauen der Kaiſerin dort gefunden und war, indem dieſe ſich nach und nach zurückzogen, mit der Kaiſerin allein geblieben. Ich erzählte ihm dies. Er meinte, das thue nichts zur Sache, ich müſſe fortfahren. Offen geſtanden begriff ich dieſe Beharrlichkeit des Hofmannes nicht. Ihm konnte es für ſeine Pläne dienen, aber mir nützte es nichts, im Toilettenzimmer der Kaiſerin zu krapfüßeln und ihr noch dazu läſtig zu fallen. Ich erklärte dem Grafen Brummer meinen Wider-

wissen, er that Alles mich zu überreden, doch ohne Erfolg. Es gefiel mir in meinen Zimmern besser, besonders wenn Madame Kruse nicht da war. Ich entdeckte bei ihr während des Winters eine besondere Neigung zum Trunk, und da sie bald nachher ihre Tochter an den Hofmarschall Sievers verheirathete, ging sie entweder aus, oder meine Leute fanden Mittel sie betrunken zu machen; sie verfiel dann in Schlaf und mein Zimmer war von diesem mürrischen Argus befreit.

Nachdem Graf Brummer und der Oberkammerherr Berkholz ihrer Dienste beim Großfürsten enthoben waren, ernannte die Kaiserin den General Fürsten Repnin zum Begleiter des Großfürsten. Eine bessere Ernennung hätte die Kaiserin gewiß nicht treffen können; denn Fürst Repnin war nicht nur ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, sondern auch ein Mensch von Geist und Galanterie, voller Offenheit und Loyalität. Ich besonders konnte das Benehmen Fürst Repnin's nur loben. Graf Brummer entbehrte ich nicht; er langweilte mich durch seine ewigen Gespräche über Politik; er lebte in Intriguen, während der offene militairische Character Fürst Repnin's mir Vertrauen einflößte. Der Großfürst war froh, seiner bisherigen Lehrmeister entledigt zu sein. Dennoch jagte ihm die Entfernung der letzteren noch einen großen Schreck ein, weil er nämlich dadurch den Intriguen des Grafen Bestuscheff preisgegeben wurde, welcher die Triebfeder aller unter dem bequemen Vorwande der Mündigkeit seiner Kaiserlichen Hoheit im Herzogthum Holstein vorgenommenen Veränderungen war. Prinz August, mein Onkel, befand sich noch immer in Petersburg und wartete dort auf die Verwaltung des Erblandes des Großfürsten.

Im Mai bezogen wir den Sommerpalaſt. Gegen Ende Mai gab mir die Kaiſerin Madame Tſchoglokoff, eine ihrer Ehrendamen und ihre Verwandtin, als Oberhofmeiſterin zu. Dies war ein Donnerſchlag für mich; denn dieſe Dame war dem Grafen Beſtuſcheff ganz ergeben, dazu äußerſt einfältig, ſchlecht, launenhaft und ſelbſtſüchtig. Ihr Gemahl, Kammerherr der Kaiſerin, war damals, ich weiß nicht mit welchem kaiſerlichen Auftrage nach Wien gegangen. Als ich ſie kommen ſah, weinte ich den ganzen Reſt des Tages heftig. Mir mußte am folgenden Tage zur Ader gelaſſen werden. Am Morgen kam die Kaiſerin in mein Zimmer und ſagte, als ſie meine rothgeweinten Augen ſah: die jungen Frauen, welche ihre Männer nicht liebten, pflegten zu weinen; meine Mutter jedoch habe ihr verſichert, ich empfinde keinen Widerwillen dagegen, den Großfürſten zu heirathen, ſonſt würde ſie mich nicht dazu gedrängt haben; da ich aber einmal verheirathet ſei, ſolle ich aufhören zu weinen. Ich erinnerte mich der Vorſchriften Madame Kruſe's und erwiederte Винопата Матушка, worauf die Kaiſerin ſich beruhigte. Inzwiſchen kam der Großfürſt, den ſie diesmal ſehr freundlich empfing; dann entfernte ſie ſich. Man ließ mir zur Ader, was ich augenblicklich ſehr nöthig hatte; dann legte ich mich zu Bette und weinte den ganzen Tag. Den Tag darauf nahm der Großfürſt mich bei Seite, und ich ſah deutlich, daß man ihm zu verſtehen gegeben hatte, Madame Tſchoglokoff ſei zu mir geſchickt, weil ich ihn, den Großfürſten, nicht liebe. Aber ich begriffe nicht, wie man glauben konnte meine Zärtlichkeit für ihn zu erhöhen, indem man mir jene Frau beigab. Dies ſagte ich ihm. Als Argus über mich zu wachen war eine

andere Sache. Doch hierzu hätte man nicht eine so dumme Person wählen müssen, und sicherlich genügte es für ein solches Amt nicht, schlecht und böswillig zu sein. Man hielt Madame Tschoglokoff für äußerst tugendhaft, weil sie ihren Gemahl damals bis zur Anbetung liebte. Sie hatte ihn aus Liebe geheirathet; indem man mir ein so schönes Beispiel vor Augen stellte, dachte man vielleicht mich zu überreden dasselbe zu thun. Wir werden sehen mit welchem Erfolg; dies aber war es anscheinend, was jene Verordnungen beschleunigt hatte. Ich sage beschleunigt, denn ich glaube, daß von Anfang an Graf Bestuscheff beabsichtigte, uns mit seinen Kreaturen zu umgeben. Er hätte gern mit der Umgebung Ihrer Majestät dasselbe gethan, aber dies war nicht so leicht.

Der Großfürst hatte bei meiner Ankunft in Moskau in seinem Zimmer drei Bedienten mit Namen Czernitscheff, alle drei Söhne von Grenadieren aus der Leib-Garde der Kaiserin. Diese hatten Lieutenantsrang, zur Belohnung dafür, daß sie die Kaiserin auf den Thron gesetzt hatten. Der ältere Czernitscheff war ein Vetter der beiden anderen, welche Brüder waren. Der Großfürst liebte sie alle drei sehr. Sie waren sehr intim, in der That sehr dienstfertig, alle drei groß und wohlgebaut, besonders der Aeltere. Der Großfürst bediente sich des Letzteren zu allen seinen Aufträgen und schickte ihn täglich mehrere Male zu mir. Dieser Mensch war ein sehr intimer Freund meines Kammerdieners Devreineff und ich erfuhr auf diesem Wege oft, was mir sonst unbekannt geblieben sein würde. Dazu waren mir Beide von ganzem Herzen ergeben, so daß ich über viele Dinge Aufklärung von ihnen gewann, die ich auf andere

Weiſe mir nicht ohne Mühe hätte verſchaffen können. Ich weiß nicht in Beziehung worauf der ältere Czernitſcheff dem Großfürſten eines Tages geſagt hatte: „Вамъ Ненужъ, ſie iſt nicht meine Verlobte, ſondern die Ihre.“ Dieſer Einfall hatte das Lachen des Großfürſten erregt; er erzählte mir davon und ſeitdem gefiel es Sr. Kaiſerlichen Hoheit mich его невѣста, ſeine Verlobte und Andreas Czernitſcheff, wenn er mit mir ſprach Вашъ Ненужъ Ihren Verlobten, zu nennen. Andreas Czernitſcheff, um mit dieſem Scherz ein Ende zu machen, ſchlug Sr. Kaiſerlichen Hoheit vor, mich nach unſerer Verheirathung ſeine Mutter zu nennen, Матушка, und ich nannte ihn сынокъ мой. Aber es war fortwährend zwiſchen dem Großfürſten und mir die Rede von dieſem Sohn, den er wie ſeinen Augapfel liebte, und dem auch ich ſehr zugethan war.

Meine Leute wurden mißtrauiſch, die Einen aus Eiferſucht, die andern aus Furcht vor den Folgen, welche für ſie und für uns daraus hervorgehen konnten. Eines Tages, wo bei Hofe ein Maskenball ſtattfand, kehrte ich in mein Zimmer zurück, um meine Kleider zu wechſeln, als mein Kammerdiener Thimotheus Yevreinoff zu mir trat und ſagte, er ſowohl als alle meine Diener ſeien erſchreckt vor der Gefahr, in welche ſie mich hineinſtürzen ſähen. Ich fragte ihn, was für eine Gefahr er meine. Er erwiederte: „Sie ſprechen von nichts und beſchäftigen ſich mit nichts, als mit Andreas Czernitſcheff.“ — „Nun,“ ſagte ich in der Unſchuld meines Herzens, „was iſt denn Schlimmes dabei? er iſt mein Sohn; der Großfürſt liebt ihn ſo ſehr als ich, und er iſt uns ergeben und treu.“ — „Ja,“ antwortete er, „das iſt wahr, der Großfürſt kann thun was ihm gefällt,

aber Sie haben nicht daſſelbe Recht. Was Sie Güte und Zuneigung nennen, weil dieſer Menſch Ihnen treu dient, nennen Ihre Leute Liebe.“ Als er dies Wort ausgeſprochen hatte, was mir nie in den Sinn gekommen war, traf mich ſowohl das Urtheil meiner Leute, welches ich verwegen nannte, als der Zuſtand in dem ich ohne es zu ahnen mich befand, wie ein Donnerſchlag. Er ſagte mir, daß er ſeinem Freunde Andreas Czernitſcheff gerathen, ſich für krank auszugeben, um dieſen Reden Einhalt zu thun. Jener folgte dem Rathe Yevreineff's und ſeine angebliche Krankheit dauerte bis ungefähr zum April. Der Großfürſt beſchäftigte ſich mit dieſer Krankheit viel und ſprach oft mit mir darüber, ohne von dem Vorgefallenen das Geringſte zu wiſſen. Im Sommerpalaſt erſchien Andreas Czernitſcheff wieder; ich konnte ihn nicht ohne Verwirrung wiederſehen. Inzwiſchen hatte die Kaiſerin für gut befunden, eine neue Anordnung mit den Hofbeamten zu treffen. Sie dienten abwechſelnd in allen Gemächern, alſo auch Andreas Czernitſcheff. Der Großfürſt hatte am Nachmittage oft Concerte, wobei er ſelbſt die Violine ſpielte. Während eines dieſer Concerte, in dem ich mich ſehr langweilte, zog ich mich in mein Zimmer zurück. Dieſes ging auf den großen Saal des Sommerpalaſtes, deſſen Decke damals gemalt wurde und der ganz voll war von Gerüſten. Die Kaiſerin war abweſend; Madame Kruſe war zu ihrer Tochter Madame Sievers gegangen; ich fand keine lebende Seele in meinem Zimmer. Aus Langeweile öffnete ich die Thüre des Saales und erblickte am anderen Ende Andreas Czernitſcheff. Ich machte ihm ein Zeichen, ſich zu nähern; er kam mit großer Beſorgniß an die Thüre. Ich fragte ihn, ob die

Kaiserin bald zurückkehren werde. Er erwiderte: „Ich kann nicht mit Ihnen reden, man macht im Saale zu viel Lärm; erlauben Sie mir, in Ihr Zimmer zu treten. Ich antwortete: „dies werde ich nicht thun.“ Er war außerhalb der Thür, ich innerhalb, indem ich sie halb geöffnet hielt und so mit ihm sprach. Eine unwillkürliche Bewegung veranlaßte mich, mich nach der entgegengesetzten Seite umzuwenden; ich sah hinter mir an der anderen Thür meines Toilettenzimmers den Kammerherrn Grafen Divier, welcher mir sagte: „der Großfürst schickt nach Ihnen, Madame.“ Ich schloß die Thüre des Saales und kehrte mit dem Grafen Divier in das Zimmer zurück, wo der Großfürst sein Concert hatte. Später erfuhr ich, daß Graf Divier, wie mehrere andere Personen unserer Umgebung, eine Art von förmlich beauftragtem Berichterstatter war. Am folgenden Tage, Sonntags nach der Messe, erfuhren der Großfürst und ich, daß die drei Czernitscheff als Lieutenants in die bei Orenburg liegenden Regimenter versetzt seien, und am Nachmittag dieses Tages wurde Madame Tschoglokoff mir beigegeben.

Kurz nachher erhielten wir den Befehl, uns zur Begleitung der Kaiserin auf ihrer Reise nach Reval zu rüsten. Zugleich meldete mir Madame Tschoglokoff von Seiten Ihrer Kaiserlichen Majestät, daß sie mich in Zukunft meiner Besuche in ihrem Toilettenzimmer enthebe, und daß, wenn ich ihr etwas zu sagen habe, ich dies durch keinen Andern thun solle als durch sie, Madame Tschoglokoff. Im Grunde war ich sehr froh über diesen Befehl, der mich davon befreite unter den Frauen der Kaiserin zu krapfüßeln; außerdem ging ich nicht oft hin, und sah Ihre Majestät sehr selten.

Seit meinem erſten Beſuch hatte ſie ſich mir höchſtens drei oder viermal gezeigt, und gewöhnlich verließen die Frauen der Kaiſerin nach einander das Zimmer, wenn ich eintrat. Um nicht allein mit ihr zu ſein, blieb ich auch nie lange Zeit dort.

Im Juni reiſte die Kaiſerin nach Reval, und wir begleiteten ſie. Der Großfürſt und ich reiſten in einem vierſitzigen Wagen, zuſammen mit dem Prinzen Auguſt und Madame Tſchoglokoff. Unſere Art zu reiſen war weder bequem noch angenehm. Die Poſt- oder Stationshäuſer wurden von der Kaiſerin benutzt, uns gab man Zelte oder quartierte uns in die Büreaus. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages mich auf dieſer Reiſe bei dem Ofen ankleidete, wo man eben Brod gebacken hatte, und daß ein anderes Mal in dem Zelte wo mein Bett aufgeſchlagen war, das Waſſer einen halben Fuß hoch ſtand als ich eintrat. Da außerdem die Kaiſerin keine Zeit, weder für die Abreiſe noch für die Ankunft noch für die Mahlzeiten noch für die Ruheſtunden feſtgeſetzt hatte, wurden wir Alle, Herren und Diener, auf ſonderbare Weiſe gequält.

Nach zehn oder zwölf Reiſetagen langten wir auf einem Gute des Grafen Steinbock, vierzig Werſte von Reval an, von wo die Kaiſerin mit feierlichem Gepränge abfuhr, weil ſie noch am Abend in Catharinenthal eintreffen wollte; aber aus irgend welchen mir unbekannten Gründen, verlängerte ſich die Reiſe bis halb zwei Uhr Morgens.

Während der ganzen Fahrt von Petersburg nach Reval langweilte und verſtimmte Madame Tſchoglokoff unſere Geſellſchaft. Was man auch ſagen mochte, immer erwiderte ſie: „Solch eine Unterhaltung würde Ihrer Majeſtät mißs

fallen;“ oder: „So etwas würde die Kaiserin nicht billigen.“ Es waren oft die unschuldigsten und gleichgültigsten Dinge, die sie auf diese Weise bezeichnete. Was mich angeht, so faßte ich meinen Entschluß: ich schlief im Wagen während der ganzen Reise.

Seit dem Tage nach unserer Ankunft in Catharinenthal kehrte der gewöhnliche Gang des Hoflebens zurück, das heißt, vom Morgen bis zum Abend und tief in die Nacht hinein spielte man ziemlich hoch im Vorzimmer der Kaiserin, einem Saale, welcher das Haus und die zwei Etagen theilte. Madame Tschoglokoff liebte das Spiel. Sie forderte mich auf wie die Anderen Pharo zu spielen. Alle Günstlinge der Kaiserin waren gewöhnlich dort versammelt, wenn sie sich nicht im Zimmer Ihrer Kaiserlichen Majestät oder vielmehr in ihrem Zelte befanden; denn sie hatte ein sehr großes und prächtiges Zelt aufschlagen lassen, zur Seite ihrer Zimmer, welche sich parterre befanden und sehr klein waren, wie Peter I. sie gewöhnlich baute. Er hatte dies Landhaus errichtet und den Garten angelegt.

Der Fürst und die Fürstin Repnin, die an der Reise Theil nahmen, und von dem anmaßenden und unverständigen Benehmen der Madame Tschoglokoff während der Reise unterrichtet waren, forderten mich auf, der Gräfin Schuwaloff und Madame Ismailoff, den vertrautesten Damen der Kaiserin, davon Mittheilung zu machen. Diese Damen liebten Madame Tschoglokoff nicht, und wußten bereits was vorgefallen war. Die kleine Gräfin Schuwaloff, welche die Indiscretion selbst war, wartete nicht bis ich ihr davon erzählte, sondern begann, da sie beim Spiel an meiner Seite saß, selbst mit mir davon zu reden, wobei

ſie durch ihren ſcherzhaften Ton das ganze Benehmen von Madame Tſchoglokoff ſo ins Komiſche zog, daß dieſe bald zum Gegenſtande allgemeinen Spottes wurde. Sie that noch mehr: ſie erzählte der Kaiſerin was ſich ereignet hatte; augenſcheinlich wurde der Madame Tſchoglokoff ein Verweis ertheilt, denn ſie milderte ihren Ton gegen mich ſehr. In der That bedurfte ich dies, denn ich fing an eine große Neigung zur Melancholie zu ſpüren. Ich fühlte mich vollkommen iſolirt. Der Großfürſt faßte in Reval eine vorübergehende Neigung zu einer Dame Namens Cédéraparre. Er verfehlte nicht, ſeiner Gewohnheit gemäß, mich ſofort ins Vertrauen zu ziehen. Ich litt an häufigen Bruſtſchmerzen und wurde in Catharinenthal von Blutſpeien befallen, weßhalb man mir zur Ader ließ. Am Nachmittage dieſes Tages trat Madame Tſchoglokoff in mein Zimmer und fand mich mit Thränen in den Augen. Mit ſehr viel freundlicherem Ausdruck fragte ſie mich dann, was mir fehle, und ſchlug mir Seitens der Kaiſerin vor, einen Gang in den Garten zu machen, um, wie ſie ſagte, meine Hypochondrie zu zerſtreuen. An eben dieſem Tage war der Großfürſt mit dem Oberjägermeiſter Razumowsky auf die Jagd gegangen. Sie händigte mir außerdem, Seitens Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät, 3000 Rubel zum Pharoſpiel ein. Die Damen hatten bemerkt, daß es mir an Geld fehle und hatten es der Kaiſerin geſagt. Ich bat ſie, Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät für ihre Güte zu danken und ging mit Madame Tſchoglokoff im Garten ſpazieren, um friſche Luft zu ſchöpfen.

Einige Tage nach unſerer Ankunft in Catharinenthal traf der Großkanzler Graf Beſtuſcheff ein, in Begleitung

des Kaiſerlichen Geſandten Baron Preyklain und aus den Glückwünſchen, welche er uns darbrachte, ſahen wir, daß die beiden Kaiſerlichen Höfe ſich durch einen Allianz-Vertrag vereinigt hatten. Hierauf ging die Kaiſerin zum Flottenmanöver; aber mit Ausnahme des Pulverdampfes ſahen wir nichts. Der Tag war ausnehmend heiß und die Windſtille vollkommen. Nach der Rückkehr von dieſem Manöver fand in den auf der Terraſſe aufgeſchlagenen Zelten der Kaiſerin ein Ball ſtatt. Das Souper war unter freiem Himmel angerichtet um ein Baſſin, wo Fontainen ſpringen ſollten. Aber kaum hatte ſich die Kaiſerin zu Tiſche geſetzt, als ein Platzregen die ganze Geſellſchaft durchnäßte, die ſich dann ſo gut es ging in die Häuſer und Zelte zurückzog. So endete dieſes Feſt.

Einige Tage nachher ging die Kaiſerin nach Roguervick. Die Flotte manövrirte wieder: wir ſahen wieder nichts als Dampf. Bei dieſer Reiſe verletzten wir uns Alle die Füße auf ſonderbare Art. Der Boden jener Gegend iſt Fels, bedeckt von einer dichten Lage kleiner Kieſelſteine, in welche, wenn man einige Zeit auf derſelben Stelle ſteht, die Füße einſinken und von den Kieſeln bedeckt werden. Wir kampirten dort und waren genöthigt mehrere Tage hindurch von einem Zelte zum andern und innerhalb unſerer Zelte auf dieſem Boden zu gehen. Mir thaten die Füße noch vier Monate nachher davon weh. Die Galeerenſclaven, welche an dem Hafendamme arbeiteten, brachten uns Holzſchuhe, aber auch dieſe hielten nicht länger als acht oder zehn Tage.

Der Kaiſerliche Geſandte war Ihrer Majeſtät in dieſen Hafen gefolgt. Er dinirte und ſoupirte mit ihr auf der Mitte des Weges zwiſchen Roguervick und Reval. Während

des Soupers brachte man eine alte Frau von 130 Jahren herein, welche das Anſehn eines wandelnden Skeletts hatte. Die Kaiſerin ließ ihr von den Gerichten ihrer Tafel und eine Summe Geld geben, und wir ſetzten unſere Reiſe fort.

Bei der Rückkehr nach Catharinenthal hatte Madame Tſchoglokoff die Freude, ihren Gemahl zu treffen, der von ſeiner Sendung nach Wien zurückgekommen war. Viele Hofequipagen befanden ſich ſchon auf dem Wege nach Riga, wohin die Kaiſerin ſich begeben wollte. Aber nach der Rückkehr von Roguerwick änderte ſie plötzlich ihren Plan. Man zerbrach ſich den Kopf, um die Urſache zu entdecken; aber erſt mehrere Jahre ſpäter klärte ſich dieſelbe auf. Auf der Reiſe durch Riga hatte ein Lutheriſcher Prediger, der ein Narr oder Fanatiker war, Herrn Tſchoglokoff einen Brief und eine Denkſchrift an die Kaiſerin überreicht, worin er ſie ermahnte, die Reiſe nicht zu unternehmen, weil ſie auf derſelben ſich der größten Gefahr ausſetzen würde; denn die Feinde des Reiches hätten Leute gedungen ſie dort zu tödten; und anderes Geſchwätz derſelben Art. Der Empfang dieſer Schriften verdarb Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät die Luſt weiter zu gehen. Man fand daß der Prieſter ein Narr war, aber die Reiſe fand nicht Statt.

Wir kehrten in kleinen Tagereiſen von Reval nach Petersburg zurück. Ich bekam auf dieſer Reiſe ein heftiges Halsweh, welches mich mehrere Tage ans Bett feſſelte. Hierauf gingen wir nach Peterhof und machten von dort alle acht Tage Ausflüge nach Oranienbaum.

Zu Anfang Auguſt ließ die Kaiſerin dem Großfürſten und mir ſagen, daß wir zum Abendmahl gehn ſollten. Wir entſprachen Beide ihren Wünſchen und begannen

sogleich die Früh- und Spätmesse bei uns singen zu lassen, und täglich in die Messe zu gehn. Am Freitage, als es sich darum handelte die Beichte abzulegen, klärte die Ursache jenes Kaiserlichen Befehles sich auf. Simon Theodorsky, Bischof von Pleskow, fragte uns Beide, Jeden besonders aus über das was zwischen den Czernitscheffs und uns vorgegangen sei. Aber da gar Nichts vorgegangen war, wurde er etwas beschämt als er sah, daß man ihm mit der Offenheit der Unschuld erklärte, auch nicht ein Schatten von dem was man gewagt habe anzunehmen, sei gegründet. Es entfuhr ihm die Anrede an mich: „Aber woher kommt es dann, daß die Kaiserin vom Gegentheil überzeugt ist?“ worauf ich ihm antwortete, ich wisse es nicht. Ich glaube, daß unser Beichtvater unsere Geständnisse dem Beichtvater der Kaiserin mittheilte, und daß dieser, was uns sicherlich nicht schaden konnte, Ihrer Majestät Nachricht davon gab. Wir nahmen das Abendmahl am Sonnabend, und gingen am Sonntage auf acht Tage nach Oranienbaum, während die Kaiserin einen Ausflug nach Zarskoe-Selo machte.

Nach unserer Ankunft in Oranienbaum bildete der Großfürst aus seinem ganzen Gefolge eine Compagnie. Die Kammerherren, die Kammercavaliere, die Hofchargen, die Adjutanten des Fürsten Repnin, auch dessen Sohn, die Hofbedienten, die Jäger, die Wärtner, alle nahmen die Flinte auf die Schulter. Seine Kaiserliche Hoheit übte sie täglich und ließ sie auf die Wache ziehen; der Corridor des Hauses diente ihnen als Wachstube, wo sie den Tag über zubrachten. Zu den Mahlzeiten gingen die Cavaliere hinauf, und Abends kamen sie in den Saal, um in Gamaschen zu tanzen. Von Damen war nur ich, Madame Tschoglokoff, die Fürstin

Repnin, meine drei Ehrendamen und meine Kammerfrauen da: folglich waren dieſe Bälle ſehr ſpärlich und ſchlecht arrangirt, zumal da die Männer vom fortwährenden Exerciren, einer Beſchäftigung, die nicht im Geſchmack der Hofleute iſt, ermüdet und verſtimmt waren. Nach dem Ball durften ſie in ihren Zimmern zu Bette gehn. Im Allgemeinen waren ich und alle Anderen des langweiligen Lebens in Oranienbaum, wo wir fünf oder ſechs Frauen vom Morgen bis zum Abend miteinander allein waren, während die Männer ihrerſeits wider Willen exercirten, herzlich ſatt. Ich nahm meine Zuflucht zu den Büchern die ich mitgebracht hatte. Seit meiner Heirath beſchäftigte ich mich faſt ausſchließlich mit Lectüre. Das erſte Buch, welches ich nach meiner Verheirathung las, war ein Roman, betitelt Tiran le Blanc, und ein ganzes Jahr las ich Nichts als Romane. Doch dieſe begannen mich zu langweilen. Zufällig kam ich auf die Briefe von Madame de Sévigné, eine Lectüre die mich amüſirte. Nachdem ich ſie verſchlungen hatte, fielen die Werke Voltaire's mir in die Hand. Nach dieſer Lectüre ſuchte ich meine Bücher mit größerer Wahl aus.

Wir kehrten nach Peterhof zurück und nach zwei oder drei Hin- und Rückreiſen zwiſchen Peterhof und Oranienbaum, wobei der Zeitvertreib derſelbe blieb, bezogen wir den Sommerpalaſt in Petersburg.

Zu Ende des Herbſtes ſiedelte die Kaiſerin in den Winterpalaſt über. Sie bewohnte dort die Gemächer, welche wir den Winter vorher benutzt hatten, indeß wir in die vor unſerer Verheirathung vom Großfürſten bewohnten einquartirt wurden. Dieſe Gemächer gefielen uns ſehr und waren in der That außerordentlich bequem. Es waren die der

Kaiserin Anna. Jeden Abend versammelte sich dort unser ganzer Hof; man spielte alle Arten Gesellschaftsspiele oder es fanden Concerte statt. Zweimal wöchentlich spielte man in dem großen Theater, welches damals der Kasaner Kirche gegenüber stand. Kurz dieser Winter war einer der heitersten und angenehmsten, die ich je verlebt habe. Wir thaten wirklich den ganzen Tag Nichts als Lachen und Umherspringen.

Ungefähr in der Mitte des Winters befahl uns die Kaiserin, ihr nach Tichvine, wohin sie sich begab, zu folgen. Diese Reise hatte einen religiösen Zweck. Aber in dem Augenblick als wir in den Schlitten steigen wollten, erfuhren wir, daß die Reise aufgeschoben sei. Man flüsterte uns ins Ohr, der Oberjägermeister Graf Razumowsky sei von der Gicht befallen, und Ihre Majestät wolle nicht ohne ihn reisen. Zwei oder drei Wochen später gingen wir wirklich nach Tichvine. Die Reise dauerte, bis zu unserer Rückkehr, im Ganzen nur fünf Tage. Als wir durch Ribatchia Slobodk kamen und das Haus passirten, wo wie ich wußte, die Czernitscheffs sich befanden, suchte ich sie hinter den Fenstern zu erspähen; aber ich sah Nichts. Fürst Repnin nahm an dieser Reise keinen Theil. Man sagte uns, er leide am Stein. Der Gemahl der Madame Tschoglokoff besorgte auf dieser Reise die Geschäfte des Fürsten Repnin, was Allen nicht sehr angenehm war. Er war ein anmaßender und brutaler Narr, Alle hatten die größte Furcht vor ihm, selbst seine Frau, und in der That waren sie Beide wirklich böswillige Menschen. Dennoch gab es, wie wir nachher bemerkten, Mittel, nicht nur diese Argusse einzuschläfern, sondern sie auch zu gewinnen. Damals bemühte man sich noch, diese

Mittel zu entdecken. Eins der ſicherſten war, Pharo mit ihnen zu ſpielen. Sie waren Beide Spieler und ſehr intereſſirte Spieler. Dieſe Schwäche bemerkten wir zuerſt, die anderen nachher.

Im Laufe des Winters ſtarb die Ehrendame, Fürſtin Gagarin, an einem hitzigen Fieber, eben als ſie im Begriffe war ſich mit dem Kammerherrn, Fürſten Galitzin, welcher ſpäter ihre jüngere Schweſter heirathete, zu vermählen. Ich bedauerte ihren Verluſt ſehr und beſuchte ſie oft während ihrer Krankheit, trotz der Einwendungen von Madame Tſchoglokoff. Die Kaiſerin ließ an ihrer Stelle ihre ältere Schweſter aus Moskau kommen, die ſeitdem mit dem Grafen Matuſchkin vermählt iſt.

Im Frühlinge ſiedelten wir in den Sommerpalaſt und von dort auf das Land über. Fürſt Repnin erhielt angeblich wegen Krankheit die Erlaubniß ſich in ſein Haus zurückzuziehen, und Tſchoglokoff führte ad interim die Geſchäfte des Fürſten Repnin bei uns fort. Das erſte was er that, war die Verabſchiedung unſeres Kammerherrn, Grafen Tivier, der als Brigadier, und des Kammercavaliers Villebois, der als Oberſt in die Armee verſetzt wurde, beides auf Veranlaſſung Tſchoglokoffs, der ſie mit Mißfallen betrachtete, weil der Großfürſt und ich ihnen Wohlwollen bewieſen. Eine ähnliche Verabſchiedung hatte auf die Bitte meiner Mutter ſchon im Jahre 1745 den Grafen Zacharias Czernitſcheff betroffen; aber immer wurden dieſe Verabſchiedungen als Zeichen der Ungnade bei Hofe angeſehn und dadurch für die betreffenden Perſonen ſehr empfindlich. Die eben erwähnte war dem Großfürſten und mir beſonders unangenehm. Nachdem der Prinz Auguſt Alles erhalten hatte

was er wünſchte, wurde ihm Seitens der Kaiſerin geboten, ſich zu entfernen. Auch dies war ein Kunſtgriff der Tſchoglokoffs, die den Großfürſten und mich gänzlich iſoliren wollten. Sie folgten darin den Verordnungen des Grafen Beſtuſcheff, dem Alle ohne Ausnahme verdächtig waren.

Während dieſes Winters war, da ich nichts Beſſeres zu thun hatte und die Langeweile bei uns groß wurde, Reiten meine Hauptleidenſchaft. Den Reſt meiner Zeit benutzte ich, in meinem Zimmer Alles zu leſen was mir in die Hände fiel. Was den Großfürſten anging, ſo wählte er, da man ihm die Leute die er am Meiſten liebte genommen hatte, unter den Hofbedienten ſich neue Günſtlinge aus.

Während dieſer Zeit benachrichtigte mich mein Kammerdiener Jevreinoff, als er mich eines Morgens friſirte, er habe durch einen eigenthümlichen Zufall entdeckt, daß Andreas Czernitſcheff und ſeine Brüder in Ribatſchia in einem Luſthauſe der Kaiſerin, welches ſie von ihrer Mutter geerbt, gefangen ſäßen. Er hatte dies auf folgende Weiſe entdeckt. Während des Karnevals hatte er eine Schlittenfahrt gemacht, bei der ſeine Frau und ſeine Schwägerin mit ihm im Schlitten und ſeine beiden Schwäger hintenauf ſaßen. Der Gemahl der Schwägerin war Magiſtratsſecretair in Petersburg. Derſelbe hatte eine Schweſter, welche an einen Unterſecretair der geheimen Kanzlei verheirathet war. Sie gingen eines Tages nach Ribatſchia und traten bei dem Verwalter dieſes Gutes der Kaiſerin ein. Sie hatten einen Streit über den Tag auf welchen das Oſterfeſt fallen würde. Der Hauswirth ſagte, er könne dieſe Meinungsverſchiedenheit ſchnell ſchlichten; er brauche die Gefangenen nur um ein Buch zu bitten, welches Swiatyj heiße, in dem alle Feſte und der

Kalender für mehrere Jahre aufgeführt seien. Nach einigen Augenblicken brachte man dies Buch. Der Schwager Jevreinoff's ergriff es und das Erste, was er, indem er es öffnete, darin fand, war der Name Andreas Czernitscheff's, und das Datum des Tages an welchem der Großfürst ihm dies Buch geschenkt hatte. Hiernach suchte er das Osterfest darin auf. Der Streit war beendet, das Buch wurde abgegeben und sie kehrten nach Petersburg zurück, wo der Schwager Jevreinoffs ihm einige Tage später diese Entdeckung anvertraute. Er bat mich inständig, nicht mit dem Großfürsten davon zu reden, weil man auf seine Verschwiegenheit durchaus nicht bauen könne. Ich versprach es und hielt Wort.

Um die Mitte der Fastenzeit gingen wir mit der Kaiserin nach Gostiliza, zur Feier des Namensfestes des Oberjägermeisters Razumowsky. Man tanzte und vergnügte sich dort und kehrte dann in die Stadt zurück.

Einige Tage nachher meldete man mir das Abscheiden meines Vaters, eine Nachricht die mir tiefen Schmerz verursachte. Man ließ mich acht Tage weinen so viel ich wollte; doch am Ende dieser acht Tage erklärte mir Madame Tscheglokoff, es sei nun des Weinens genug; die Kaiserin befehle mir, aufzuhören; mein Vater sei kein König gewesen. Ich erwiderte, ein König sei er freilich nicht gewesen; worauf sie erwiderte: es schicke sich für eine Großfürstin nicht, länger um [redacted] Vater zu weinen, der kein König gewesen sei. Endlich verordnete man, ich solle den nächsten Sonntag ausgehn und sechs Wochen Trauer tragen.

Als ich zuerst mein Zimmer verließ, fand ich den Grafen Santi, Oberceremonienmeister der Kaiserin, im Vorzim-

mer Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät. Ich richtete einige gleichgültige Worte an ihn und ging weiter. Ein paar Tage ſpäter erſchien Madame Tſchoglokoff, um mir zu ſagen, Ihre Majeſtät habe vom Grafen Beſtuſcheff, dem Santi es ſchriftlich gegeben, erfahren, daß ich zu Santi geſagt: ich finde es ſehr ſonderbar, daß die Geſandten mir wegen des Todes meines Vaters keine Beileidsbezeugungen abgeſtattet. Eine ſolche Bemerkung gegen Santi finde Ihre Majeſtät ſehr ſchlecht angebracht; ich ſei zu ſtolz, ich müſſe mich erinnern, daß mein Vater kein König geweſen und daß ich aus dieſem Grunde Beileidsbezeugungen ſeitens der fremden Geſandten weder verlangen könne noch dürfe. Ich fiel wie aus den Wolken, als ich Madame Tſchoglokoff ſo reden hörte. Ich erwiderte, wenn Graf Santi geſagt oder geſchrieben, daß ich ein einziges dem erwähnten auch nur ähnliches Wort über dieſen Gegenſtand mit ihm geſprochen, ſo ſei er ein abſichtlicher Lügner; nichts Aehnliches ſei mir je in den Sinn gekommen, folglich könne ich auch weder an ihn noch an ſonſt Jemand ſolche Worte gerichtet haben. Dies war die ſtrengſte Wahrheit; denn ich hatte mir eine unveränderliche Regel daraus gemacht, in keinem Falle irgend welche Anſprüche zu erheben; mich in allen Dingen dem Willen Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät zu fügen und zu thun was man mir zu thun befahl. Augenſcheinlich wurde Madame Tſchoglokoff durch die Offenheit, mit welcher ich antwortete, überzeugt. Sie erwiderte, ſie werde nicht verfehlen der Kaiſerin zu berichten, daß ich Graf Santi Lügen ſtrafe. In der That begab ſie ſich zu Ihrer Majeſtät und kam zurück um mir zu ſagen, daß die Kaiſerin ſehr böſe auf Santi ſei, weil er ſich einer ſolchen Lüge ſchuldig gemacht

und daß ſie befohlen, ihm einen Verweis zu geben. Einige Tage nachher ſchickte Graf Santi mehrere Perſonen zu mir, unter andern den Kammerherrn Grafen Nikita Panin und den Vicekanzler Woronzoff, um mir zu ſagen, daß Graf Beſtuſcheff ihn zu dieſer Lüge gezwungen, und daß es ihm ſehr ſchmerzlich ſei, deßhalb bei mir in Ungnade gefallen zu ſein. Ich ſagte dieſen Herren, ein Lügner ſei ein Lügner, was er auch für Gründe haben möge zu lügen; und aus Beſorgniß, er könne mich in ſeine Lügen verwickeln, werde ich nicht wieder mit ihm reden. Meine Anſicht der Sache iſt folgende. Santi war ein Italiäner. Er intriguirte gern und war erfüllt von ſeinem Amt als Oberceremonienmeiſter. Ich hatte mit ihm immer geſprochen, wie ich mit allen Anderen ſprach. Er hatte vielleicht geglaubt, daß Beileidsbezeugungen für den Tod meines Vaters ſeitens des diplomatiſchen Corps zuläſſig ſeien, und bei ſeiner Art zu denken ſcheint es, daß er mir hierdurch einen Gefallen zu erweiſen glaubte. Er ging alſo zum Großkanzler Grafen Beſtuſcheff, ſeinem Obern und berichtete ihm, ich ſei zum erſtenmal ausgegangen und habe ihm ſehr betrübt geſchienen; die Unterlaſſung von Beileidsbezeugungen könne dazu beigetragen haben, dieſe Stimmung zu vermehren. Graf Beſtuſcheff, immer zänkiſch und geneigt wie er war, mich zu demüthigen, ließ ſofort aufſchreiben was Santi ihm geſagt oder angedeutet und auf meinen Namen geſtützt hatte und ließ ihn das Protokoll unterzeichnen. Santi, der ſeinen Obern wie das Feuer fürchtete, und vor Allem den Verluſt ſeiner Stellung, zögerte nicht, lieber dieſe Lüge zu unterſchreiben als ſeine Exiſtenz zu opfern.. Der Großkanzler ſchickte den Bericht an die Kaiſerin. Dieſe zürnte über meine Anmaßung

und ſchickte Madame Tſchoglokoff zu mir, wie ich oben erzählt habe. Nachdem ſie aber meine auf die ſtrikte Wahrheit gegründete Antwort gehört, erfolgte weiter Nichts daraus, als ein Naſenſtüber für den Herrn Obercerémonienmeiſter.

Auf dem Lande ſchaffte der Großfürſt ſich eine Meute an und begann ſelbſt, Hunde zu dreſſiren. Wenn er müde wurde ſie zu quälen, fing er an auf der Geige zu kratzen. Er kannte keine Note, aber er hatte ein gutes Gehör und glaubte die Schönheit der Muſik beſtände in der Stärke und Heftigkeit, mit welcher er Töne aus ſeinem Inſtrument hervorlockte. Seine Zuhörer würden ſich oft gerne die Ohren verſtopft haben, hätten ſie es gewagt; denn er quälte ſie ſchrecklich. Dieſe Lebensweiſe dauerte ſowohl auf dem Lande als in der Stadt fort. Nach unſerer Rückkehr in den Sommerpalaſt bewies Madame Kruſe, welche nie aufgehört hatte ihre Argusrolle zu ſpielen, ſich in ſofern freundlicher gegen uns, als ſie ſich ſehr oft dazu hergab, die Tſchoglokoffs zu hintergehn, welche Allen zuwider geworden waren. Sie that mehr, ſie verſchaffte dem Großfürſten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg man dieſelben in und unter meinem Bett; der Großfürſt legte ſich zuerſt nach dem Abendeſſen nieder, und wenn wir Beide zu Bette waren, ſchloß Madame Kruſe die Thüre und der Großfürſt ſpielte bis ein oder zwei Uhr Morgens. Wohl oder übel mußte ich an dieſen herrlichen Vergnügungen Theil nehmen, ebenſo Madame Kruſe. Oft lachte ich darüber, aber häufiger war es mir unangenehm und zuwider: das ganze Bett war von Puppen und Spielſachen, die bisweilen ziemlich plump waren, bedeckt und angefüllt. Ich weiß

nicht, ob Madame Tschoglokoff dieſen nächtlichen Vergnügungen auf die Spur gekommen war; aber eines Abends gegen Mitternacht klopfte ſie plötzlich an die Thüre unſeres Schlafzimmers. Man öffnete ihr nicht ſogleich, weil der Großfürſt, Madame Kruſe und ich nichts Eiligeres zu thun hatten, als das Bett von den Spielſachen zu ſäubern und ſie zu verbergen, wobei die Bettdecke uns gute Dienſte leiſtete. Hierauf öffnete man; aber ſie beklagte ſich bitter, wie lange wir ſie hätten warten laſſen, und erklärte, die Kaiſerin würde ſehr unwillig ſein, wenn ſie erführe, daß wir zu ſo ſpäter Stunde noch nicht ſchliefen. Dann ging ſie ſcheltend fort, ohne eine andere Entdeckung gemacht zu haben. Nachdem ſie ſich entfernt, ſetzte der Großfürſt ſeine Beſchäftigung fort, bis ihm die Luſt zum Schlafe kam.

Beim Eintritt des Herbſtes bezogen wir die Zimmer wieder, die wir zuerſt nach unſerer Heirath im Winterpalaſt bewohnt hatten. Dort erging ein ſtrenges Gebot ſeitens Ihrer Majeſtät, durch das Organ Herrn Tſchoglokoffs, daß Niemand des Großfürſten und meine Gemächer ohne die ausdrückliche Erlaubniß Herrn und Madame Tſchoglokoffs betreten ſolle; ſo wie zu gleicher Zeit ein Befehl an die Damen und Herren unſeres Hofes, ſich im Vorzimmer aufzuhalten und die Schwelle der Thüre nicht zu überſchreiten; nur laut mit uns und mit den Domeſtiken zu ſprechen; Alles bei Strafe, verabſchiedet zu werden. Der Großfürſt und ich, auf dieſe Weiſe auf das Alleinſein miteinander beſchränkt, murrten Beide und theilten uns gegenſeitig unſere Gedanken über dieſe Gefängnißſtrafe mit, die keiner von uns verdient hatte. Um ſich während des Winters mehr Unterhaltung zu verſchaffen, ließ der Großfürſt acht bis zehn

und ſchickte Madame Tſchoglokoff zu mir, wie ich oben erzählt habe. Nachdem ſie aber meine auf die ſtrikte Wahrheit gegründete Antwort gehört, erfolgte weiter Nichts daraus, als ein Naſenſtüber für den Herrn Oberceremonienmeiſter.

Auf dem Lande ſchaffte der Großfürſt ſich eine Meute an und begann ſelbſt, Hunde zu dreſſiren. Wenn er müde wurde ſie zu quälen, fing er an auf der Geige zu kratzen. Er kannte keine Note, aber er hatte ein gutes Gehör und glaubte die Schönheit der Muſik beſtände in der Stärke und Heftigkeit, mit welcher er Töne aus ſeinem Inſtrument hervorlockte. Seine Zuhörer würden ſich oft gerne die Ohren verſtopft haben, hätten ſie es gewagt; denn er quälte ſie ſchrecklich. Dieſe Lebensweiſe dauerte ſowohl auf dem Lande als in der Stadt fort. Nach unſerer Rückkehr in den Sommerpalaſt bewies Madame Kruſe, welche nie aufgehört hatte ihre Argusrolle zu ſpielen, ſich in ſofern freundlicher gegen uns, als ſie ſich ſehr oft dazu hergab, die Tſchoglokoffs zu hintergehn, welche Allen zuwider geworden waren. Sie that mehr, ſie verſchaffte dem Großfürſten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg man dieſelben in und unter meinem Bett; der Großfürſt legte ſich zuerſt nach dem Abendeſſen nieder, und wenn wir Beide zu Bette waren, ſchloß Madame Kruſe die Thüre und der Großfürſt ſpielte bis ein oder zwei Uhr Morgens. Wohl oder übel mußte ich an dieſen herrlichen Vergnügungen Theil nehmen, ebenſo Madame Kruſe. Oft lachte ich darüber, aber häufiger war es mir unangenehm und zuwider: das ganze Bett war von Puppen und Spielſachen, die bisweilen ziemlich plump waren, bedeckt und angefüllt. Ich weiß

nicht, ob Madame Tschoglokoff dieſen nächtlichen Vergnügungen auf die Spur gekommen war; aber eines Abends gegen Mitternacht klopfte ſie plötzlich an die Thüre unſeres Schlafzimmers. Man öffnete ihr nicht ſogleich, weil der Großfürſt, Madame Kruſe und ich nichts Eiligeres zu thun hatten, als das Bett von den Spielſachen zu ſäubern und ſie zu verbergen, wobei die Bettdecke uns gute Dienſte leiſtete. Hierauf öffnete man; aber ſie beklagte ſich bitter, wie lange wir ſie hätten warten laſſen, und erklärte, die Kaiſerin würde ſehr unwillig ſein, wenn ſie erführe, daß wir zu ſo ſpäter Stunde noch nicht ſchliefen. Dann ging ſie ſcheltend fort, ohne eine andere Entdeckung gemacht zu haben. Nachdem ſie ſich entfernt, ſetzte der Großfürſt ſeine Beſchäftigung fort, bis ihm die Luſt zum Schlafe kam.

Beim Eintritt des Herbſtes bezogen wir die Zimmer wieder, die wir zuerſt nach unſerer Heirath im Winterpalaſt bewohnt hatten. Dort erging ein ſtrenges Gebot ſeitens Ihrer Majeſtät, durch das Organ Herrn Tſchoglokoffs, daß Niemand des Großfürſten und meine Gemächer ohne die ausdrückliche Erlaubniß Herrn und Madame Tſchoglokoffs betreten ſolle; ſo wie zu gleicher Zeit ein Befehl an die Damen und Herren unſeres Hofes, ſich im Vorzimmer aufzuhalten und die Schwelle der Thüre nicht zu überſchreiten; nur laut mit uns und mit den Domeſtiken zu ſprechen; Alles bei Strafe, verabſchiedet zu werden. Der Großfürſt und ich, auf dieſe Weiſe auf das Alleinſein miteinander beſchränkt, murrten Beide und theilten uns gegenſeitig unſere Gedanken über dieſe Gefängnißſtrafe mit, die keiner von uns verdient hatte. Um ſich während des Winters mehr Unterhaltung zu verſchaffen, ließ der Großfürſt acht bis zehn

Jagdhunde vom Lande kommen und placirte ſie hinter einen Holzverſchlag, welcher den Alkoven meines Schlafzimmers von einem großen, hinter unſern Gemächern liegenden Vorhof trennte. Da nun der Alkoven nur eine Bretterwand hatte, drang der Geruch des Hundeſtalles herein und wir ſchliefen in dieſem Geſtank. Wenn ich mich darüber beklagte, erwiderte er, es ſei unmöglich zu ändern. Da der Hundeſtall ein großes Geheimniß war, ſo ertrug ich dieſe Unannehmlichkeit und bewahrte das Geheimniß Sr. Kaiſerlichen Hoheit.

Weil es während dieſes Karnevals durchaus keine Unterhaltung bei Hofe gab, fiel es dem Großfürſten ein, in meinem Zimmer Maskenbälle zu veranſtalten. Er ließ ſeine Diener, die meinigen und meine Frauen Maskenkoſtüme anlegen und in meinem Schlafzimmer tanzen. Er ſelbſt ſpielte die Geige und tanzte mit. Dies dauerte bis ziemlich tief in die Nacht hinein. Was mich betraf, ſo legte ich mich unter dem Vorwande von Kopfweh oder Müdigkeit auf ein Sopha, doch immer im Maskenkoſtüm, und langweilte mich zum Sterben über die Einfältigkeit dieſer Maskenbälle, die ihm unendliches Vergnügen machten. Nach dem Beginn der Faſtenzeit entfernte man noch vier Perſonen von ihm, unter anderen drei Pagen, die er allen Uebrigen vorzog. Dieſe häufigen Verabſchiedungen waren ihm unangenehm; aber er that keinen Schritt ihnen Einhalt zu thun, oder vielmehr er beſchwerte ſich auf ſo linkiſche Weiſe, daß er ſein Uebel nur vermehrte.

Während dieſes Winters erfuhren wir, daß Fürſt Repnin, krank wie er war, das Truppencorps kommandiren ſollte, welches man zur Unterſtützung der Kaiſerin-Königin

Maria Thereſia nach Böhmen zu ſchicken beabſichtigte. Dies war ein Zeichen völliger Ungnade für Fürſt Repnin. Er ging und kehrte nie zurück; er ſtarb aus Verdruß in Böhmen. Die Fürſtin Gagarin, meine Ehrendame, gab mir die erſte Nachricht davon, trotz aller Verbote uns das kleinſte Wort von dem was in der Stadt oder am Hofe vorging, zu melden. Man ſieht hieraus was es mit ähnlichen Verboten auf ſich hat; ſie werden nie in ihrer ganzen Strenge ausgeführt, weil zu viele Leute ein Intereſſe haben, ſie zu übertreten. Unſere ganze Umgebung, ſelbſt die nächſten Verwandten der Tſchoglokoffs, bemühten ſich, die Strenge des politiſchen Gefängniſſes zu mildern, worin man uns feſſeln wollte. Ja der Bruder Madame Tſchoglokoffs, Graf Hendrikoff, ließ mir oft eben ſo nützliche als nothwendige Rathſchläge zugehn; oder Andere bedienten ſich ſeiner, ſie mir zugeben zu laſſen, wozu er immer mit der Offenheit eines tüchtigen und ehrenhaften Mannes bereit war. Auch moquirte er ſich über die Dummheiten und Rohheiten ſeiner Schweſter und ſeines Schwagers. Alle fühlten ſich daher in ſeiner Geſellſchaft wohl, ohne ihm im Geringſten zu mißtrauen, weil er nie Jemanden bloß geſtellt, noch gegen irgend Jemand gefehlt hatte. Er war ein rechtgeſinnter aber bornirter Menſch; ſchlecht erzogen, ſehr unwiſſend, aber feſt und ohne Bösartigkeit.

Während dieſer Faſten begab ich mich eines Tages gegen Mittag in das Zimmer, wo die Kavaliere und Damen ſich aufhielten — die Tſchoglokoffs waren noch nicht dort — und indem ich bald mit Dieſem bald mit Jenem ſprach, näherte ich mich der Thüre, wo der Kammerherr Oelzin ſich befand. Dieſer äußerte ſich halblaut über das

langweilige Leben, welches wir führten, und ſagte, daß man uns noch außerdem bei der Kaiſerin in ein ſchlechtes Licht ſetze; daß wenige Tage vorher Ihre Kaiſerliche Majeſtät bei Tafel bemerkt habe, ich überlade mich mit Schulden; Alles was ich thue, habe einen Anſtrich von Dummheit; dennoch bilde ich mir ein, daß ich viel Geiſt habe, allein außer mir ſelbſt denke Niemand ſo vortheilhaft von mir und ich täuſche Niemand; meine unzweifelhafte Dummheit ſei Allen bekannt, weßhalb man weniger auf das achten müſſe was der Großfürſt, als auf das was ich thue. Und mit Thränen im Auge fügte er hinzu, er habe Befehl von der Kaiſerin mir dies zu ſagen, bat mich aber, nicht zu thun als ob ich wiſſe, was er mir mitzutheilen beauftragt war. Ich antwortete ihm, was meine Dummheit angehe, ſo könne mir keine Schuld daran zugeſchrieben werden, da Jeder ſei, wie Gott ihn geſchaffen; daß ich aber Schulden habe, ſei nicht ſehr merkwürdig, weil bei 30,000 Rubel Einnahme meine Mutter bei ihrer Abreiſe mir noch 6000 Rubel, die ſie ſchuldete, zu zahlen hinterlaſſen; daß außerdem die Gräfin Romanzow mich zu tauſenderlei Ausgaben genöthigt, welche ſie als unvermeidlich angeſehen; daß Madame Tſchoglokoff allein mir in dieſem Jahre 17,000 Rubel gekoſtet, und daß er ſelbſt das Teufelsſpiel kenne, welches wir täglich mit ihnen durchzuführen hätten. Dieſe Antwort könne er Denen geben, die ihn beauftragt; übrigens ſei ich ſehr böſe zu hören, daß man mich bei Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät in ein ſchlechtes Licht ſetze, da ich es doch nie an Reſpekt, an Gehorſam und an Unterthänigkeit gegen die Kaiſerin habe fehlen laſſen, wovon man ſich um ſo mehr überzeugen würde, je mehr man mich beobachte.

Ich verſprach ihm, ſein Geheimniß, wie er mich gebeten, zu bewahren, und ich bewahrte es. Ich weiß nicht, ob er meine Aufträge ausrichtete; aber ich glaube es, obgleich ich nicht wieder über dieſe Dinge reden hörte und mich hütete, eine ſo wenig angenehme Unterredung zu erneuern.

In der letzten Woche der Faſten bekam ich die Maſern. Ich konnte zu Oſtern nicht öffentlich erſcheinen; ich nahm das Abendmahl am Sonnabend in meinem Zimmer. Während dieſer Krankheit verließ Madame Tſchoglokoff, obgleich ſie hochſchwanger war, mich kaum einen Augenblick und that was ſie konnte, mich zu unterhalten. Ich hatte damals eine kleine kalmuckiſche Dienerin, die mir ſehr angenehm war. Dieſes Kind bekam die Maſern von mir. Nach Oſtern zogen wir in den Sommerpalaſt und von dort, zu Ende Mai zum Himmelfahrtsfeſte in den Palaſt des Grafen Razumowsky, nach Geſtiliſa. Die Kaiſerin beſchied am drei und zwanzigſten deſſelben Monats den Geſandten des Kaiſerlichen Hofes, Baron Breitlack, welcher nach Wien ging, dorthin. Er brachte den Abend beim Souper mit der Kaiſerin dort zu. Dies Souper verlängerte ſich bis tief in die Nacht, ſo daß wir erſt nach Sonnenaufgang in das von uns bewohnte Häuschen zurückkehrten. Daſſelbe war von Holz gebaut und lag auf einer kleinen Anhöhe, nahe bei der Rutſchbahn. Seine Lage hatte uns gefallen, als wir im Winter zum Namensfeſte des Oberjägermeiſters in Geſtiliſa geweſen waren, und aus Gefälligkeit gegen uns hatte man uns diesmal darin einquartirt. Es beſtand aus zwei Etagen. Die obere enthielt eine Treppe, einen Saal und drei kleinere Zimmer, von denen wir das eine als Schlafzimmer benutzten; der Großfürſt kleidete ſich in

dem anderen an, und Madame Kruſe bewohnte das dritte. Unten logirten die Tſchoglokoffs, meine Ehrendamen und meine Kammerfrauen. Nach der Rückkehr von dem Souper begaben ſich Alle zu Bette. Gegen ſechs Uhr Morgens kam ein Garde-Unteroffizier, Namens Levaſcheff, von Oranienbaum an, um mit Tſchoglokoff über die dortigen Bauten zu ſprechen. Da er alle im Hauſe ſchlafend fand, ſetzte er ſich zu der Schildwache, als er ein Krachen hörte, welches ihm verdächtig ſchien. Die Schildwache ſagte, dies Krachen habe ſich mehrmals wiederholt ſeit ſie auf Poſten ſei. Levaſcheff erhob ſich und eilte nach der Außenſeite des Hauſes. Er ſah, wie große Quaderſteine ſich an der Baſis des Hauſes loslöſ'ten. Schnell weckte er Tſchoglokoff und berichtete, das Fundament des Hauſes ſtürze ein, man müſſe verſuchen, die welche darin ſchliefen herauszubringen. Tſchoglokoff warf ſich in ſeinen Schlafrock und eilte hinauf, wo, da er die Glasthüren verſchloſſen fand, er die Riegel erbrechen ließ. So gelangte er in das Kabinet wo wir ſchliefen, weckte uns indem er den Vorhang aufzog, und forderte uns auf, ſo ſchnell als möglich uns anzukleiden und hinauszueilen, weil das Fundament des Hauſes einbreche. Der Großfürſt ſprang aus dem Bett, ergriff ſeinen Schlafrock und eilte davon. Ich ſagte Tſchoglokoff ich werde ihm folgen und er ging. Ich kleidete mich ſchnell an. Indem ich dies that erinnerte ich mich, daß Madame Kruſe in dem andern Kabinet ſchlief. Ich ging hinein ſie zu wecken. Da ſie aber in tiefem Schlafe lag, gelang mir dies nur mit Mühe und eben ſo ſchwierig war es, ihr begreiflich zu machen, daß ſie das Haus verlaſſen müſſe. Ich half ihr beim Anziehen und als ſie fertig war, überſchritten

wir die Schwelle der Thür und traten in den Saal. Doch in demſelben Augenblick als wir den Fuß hineinſetzten, erfolgte ein allgemeiner Einſturz, begleitet von einem Lärm, wie der eines Schiffes das man von Stapel läßt. Madame Kruſe und ich fielen zu Boden. Im Moment unſeres Falles kam Levaſcheff durch die Treppenthüre, welche uns gegenüber lag. Er hob mich auf und trug mich aus dem Zimmer. Zufällig warf ich mein Auge auf die Rutſchbahn; dieſelbe war auf dem Niveau der zweiten Etage geweſen; ſie war es nicht mehr, ſondern wenigſtens funfzehn Fuß unter dem Niveau derſelben. Als Levaſcheff mit mir bei der Treppe anlangte auf der er hinauf gekommen war, fand er ſie nicht mehr vor, ſie war eingeſtürzt. Doch mehrere Perſonen waren auf die Trümmern geſtiegen und Levaſcheff überlieferte mich den nächſten, dieſe wieder anderen, ſo daß ich von Hand zu Hand endlich bis zum Fuße der Treppe in die Vorhalle kam; von dort trug man mich in eine Wieſe hinaus. Ich fand hier den Großfürſten im Schlafrocke. Sobald ich das Haus verlaſſen hatte, begann ich mein Augenmerk auf das zu richten, was dort vorging. Ich ſah mehrere Perſonen ganz von Blut bedeckt herauskommen, andere wurden herausgetragen. Unter den am ſchwerſten Verwundeten befand ſich die Fürſtin Gagarin, meine Ehrendame. Sie hatte ſich wie die Andern aus dem Hauſe retten wollen, aber indem ſie ein Zimmer durchſchritt, welches an das ihrige ſtieß, ſtürzte ein Ofen im Zuſammenbrechen auf den Ofenſchirm, und ſchleuderte ſie auf ein in dem Zimmer befindliches Bett; mehrere Ziegelſteine fielen ihr auf den Kopf und brachten ihr, ſowie einem Mädchen, welches ſich mit ihr rettete, ſchwere Verletzungen bei. In

derſelben Etage war eine kleine Küche, in welcher mehrere Domeſtiken ſchliefen; von ihnen wurden drei durch das Zuſammenſtürzen eines Heerdes getödtet. Doch dies war Nichts, verglichen mit dem, was zwiſchen der Grundmauer und der erſten Etage des Hauſes vorging; ſechszehn bei der Rutſchbahn angeſtellte Arbeiter ſchliefen dort und Alle wurden durch das Einbrechen derſelben zerſchmettert. Die Urſache des ganzen Verfalles war, daß das Haus im Herbſte in Eile gebaut worden war. Als Grundmauer hatte man ihm vier Reihen Kalkſteine gegeben. Der Architekt hatte in der erſten Etage zwölf Balken in Pfeilerform in der Vorhalle aufſtellen laſſen. Er mußte in die Ukraine verreiſen und ſagte dem Verwalter des Gutes Geſtiliha bei ſeiner Abreiſe, er ſolle nicht erlauben, daß man bis zu ſeiner Rückkehr jene zwölf Balken anrühre. Als der Verwalter von unſerm beabſichtigten Aufenthalt in dem Hauſe hörte, hatte er, da die zwölf Balken die Vorhalle entſtellten, trotz der Vorſchrift des Architekten, nichts eiligeres zu thun, als ſie umhauen zu laſſen. Als dann das Thauwetter kam, ſenkte ſich das Ganze auf die vier Reihen Kalkſteine, welche nach verſchiedenen Seiten heraustraten, während das Haus ſelbſt einer Anhöhe zuglitt, welche es aufhielt. Ich kam mit einigen blauen Flecken und einem großen Schreck, wegen deſſen man mir zur Ader ließ, davon. Dieſer Schreck war bei Allen ſo heftig geweſen, daß vier Monate hindurch jede etwas laut ſchließende Thür uns Alle zittern machte. Als an jenem Tage die erſte Furcht vorüber war, ließ die Kaiſerin, welche ein anderes Haus bewohnte, uns zu ſich kommen, und da ſie den Wunſch hatte, die Gefahr als geringer erſcheinen zu laſſen, ſuchten Alle ſie als ſehr gering.

Einige als gar nicht vorhanden zu betrachten. Mein Schreck mißfiel ihr besonders; sie schalt mich deßhalb aus. Der Oberjägermeister weinte und war in Verzweiflung; er sprach davon sich durch einen Pistolenschuß zu tödten. Man verhinderte ihn zum Scheine daran; denn er that nichts dergleichen, und den Tag darauf kehrten wir nach Petersburg, einige Wochen später in den Sommerpalaß, zurück.

Ich erinnere mich nicht genau, doch ich glaube um diese Zeit war es, daß der Chevalier Sakremose in Rußland ankam. Es war sehr lange her, seit ein Malteser Ritter Rußland besucht hatte und im Allgemeinen sah man damals sehr wenig Fremde in Petersburg; folglich war seine Ankunft eine Art Ereigniß. Man empfing ihn aufs Beste und zeigte ihm alle Sehenswürdigkeiten in Petersburg und Kronstadt. Ein angesehener Marine-Officier wurde ihm als Begleiter gegeben. Es war dies Polianßky, damals Kapitain eines Kriegsschiffes, später Admiral. Er wurde uns vorgestellt. Indem er mir die Hand küßte, ließ Sakremose ein ganz kleines Billet in meine Hand gleiten und sagte leise: „von Ihrer Frau Mutter.“ Ich war betäubt vor Schreck über das was er gethan. Ich starb fast vor Furcht, Jemand könnte es bemerkt haben, besonders die Tschegleokoffs, die ganz in der Nähe standen. Dennoch nahm ich das Billet und schob es in meinen rechten Handschuh: ohne daß Jemand es bemerkte. In mein Zimmer zurückgekehrt, fand ich in diesem zusammengerollten Billet (worin er mir sagte, daß er die Antwort durch einen italiänischen Musiker erwarte der zu dem Concert des Großfürsten kam) wirklich ein Billet meiner Mutter, die, beunruhigt über mein unfreiwilliges Schweigen, mich nach der

Urſache deſſelben fragte, und wiſſen wollte in welcher Lage ich mich befinde. Ich antwortete meiner Mutter und benachrichtigte ſie von dem, was ſie wiſſen wollte. Ich ſagte ihr, daß man mir verboten habe, an ſie oder an irgend Jemand ſonſt zu ſchreiben, unter dem Vorwande, daß es für eine ruſſiſche Großfürſtin nicht paſſend ſei, andere Briefe zu ſchreiben, als die im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten abgefaßten, denen ich nur meine Unterſchrift beifügen durfte, ohne jemals zu ſagen was man ſchreiben ſolle, weil das Miniſterium beſſer als ich wiſſe, was zu ſchreiben paſſend ſei; daß man Herrn Olſufieff faſt ein Verbrechen daraus gemacht habe, daß ich ihm einige Zeilen geſchickt mit der Bitte, dieſelben in einen Brief an meine Mutter einzulegen. Ich benachrichtigte ſie noch von mehreren anderen Dingen nach denen ſie fragte; rollte mein Billet zuſammen wie das, welches ich erhalten und erwartete mit Ungeduld und Unruhe den Augenblick es abzugeben. Bei dem erſten Concert, welches bei dem Großfürſten Statt fand, ging ich durch das Orcheſter und blieb hinter dem Stuhle des Violinſoliſten Oleglio ſtehen, welcher die Perſon war, die man mir bezeichnet hatte. Als er mich hinter ſeinem Stuhle ankommen ſah, that er, als wolle er ſein Taſchentuch aus ſeiner Rocktaſche nehmen und machte ſo dieſe Taſche weit offen. Ich ließ ohne das geringſte Aufſehen mein Billet hinein gleiten, entfernte mich nach einer andern Seite und Niemand faßte den geringſten Argwohn. Sakromoſo ſteckte mir während ſeines Aufenthaltes in Petersburg noch zwei bis drei Billete zu, welche über denſelben Gegenſtand handelten, und meine Antworten gelang-

ten auf dieſelbe Weiſe an ihn. Niemals hat Jemand etwas davon erfahren.

Aus dem Sommerpalaſt zogen wir nach Peterhof, welches damals umgebaut wurde. Man quartirte uns oben in den alten Bau Peters I. ein, der zu jener Zeit noch ſtand. Aus Langerweile ſpielte hier der Großfürſt jeden Nachmittag mit mir L'Hombre. Wenn ich gewann, wurde er ärgerlich; wenn ich verlor, wollte er ſofort bezahlt ſein. Obgleich ich keinen Sous hatte, fing er dennoch an mit mir Hazard zu ſpielen. Ich erinnere mich daß eines Tages ſeine Nachtmütze uns als Marke für 10,000 Rubel diente; aber wenn er verlor, wurde er am Ende des Spieles wüthend und konnte mehrere Tage hindurch ſchmollen. Dieſe Spiele ſagten mir in keiner Weiſe zu.

Während des Aufenthaltes in Peterhof ſahen wir aus unſeren Fenſtern, welche über den Garten aufs Meer hinausgingen, daß Herr und Madame Tſchoglokoff in fortwährender Bewegung zwiſchen dem höhergelegenen Palaſt und dem von der Kaiſerin bewohnten und am Ufer des Meeres gelegenen Monplaiſir, waren. Es verlangte uns ebenſo wie Madame Kruſe, die Urſache dieſes häufigen Gehens und Kommens zu wiſſen. Madame Kruſe begab ſich daher zu ihrer Schweſter, welche erſte Kammerfrau bei der Kaiſerin war. Sie kam ganz ſtrahlend zurück, denn ſie hatte erfahren, daß all dies Gehen und Kommen nur daher rühre, daß die Kaiſerin von einem zärtlichen Verhältniß Tſchoglokoffs mit einer meiner Ehrendamen, Fräulein Kocheleff, Kunde erhalten und in Erfahrung gebracht habe, daß dieſe guter Hoffnung ſei. Die Kaiſerin hatte Madame Tſchoglokoff zu ſich gerufen und ihr geſagt: ihr Gemahl betrüge

ſie, während ſie dieſen Gemahl bis zur Narrheit liebe, ja ſo weit verblendet geweſen ſei, das Fräulein, die gute Freundin ihres Gemahles, gewiſſermaßen bei ſich wohnen zu laſſen; und wenn ſie ſich augenblicklich von ihrem Gemahl trenne, würde ſie einen Schritt thun, der Ihrer Majeſtät nicht mißfallen könne, die überhaupt die Vermählung Madame Tſchoglokoff's mit ihrem Gemahle nicht gern geſehen hatte. Sie erklärte ihr ferner geradezu, ſie wolle nicht, daß ihr Gemahl bei uns bleibe, ſie werde ihn verabſchieden und den Dienſt ihr allein überlaſſen. Im erſten Augenblick leugnete Madame Tſchoglokoff der Kaiſerin gegenüber die Leidenſchaft ihres Gemahls, und erklärte dieſelbe für eine Verläumdung; aber Ihre Kaiſerliche Majeſtät hatte während der Zeit wo ſie mit der Gemahlin ſprach, das Fräulein befragen laſſen. Dieſe geſtand Alles ein, was die Gemahlin gegen ihren Gemahl wüthend machte. Sie kehrte in ihre Zimmer zurück, wo ſie ihrem Gemahl die bitterſten Vorwürfe machte. Dieſer fiel auf die Kniee, bat um Verzeihung und wandte ſeinen ganzen Einfluß über ſie an, ſie zu beſänftigen. Die Schaar ihrer Kinder diente dazu ihr Einverſtändniß wieder herzuſtellen; dennoch war es ſeit dieſer Zeit nicht mehr aufrichtig. Getrennt durch die Liebe, verbanden ſie ſich aus Intereſſe: die Gemahlin verzieh dem Gemahle; ſie ging zu der Kaiſerin und ſagte ihr, daß ſie ihrem Gemahl alles verziehen habe und daß ſie bei ihm bleiben wolle aus Liebe zu ihren Kindern. Sie bat Ihre Majeſtät auf den Knieen, ihn nicht ſchimpflich vom Hofe zu verabſchieden, indem ſie behauptete, dies werde ſie entehren und ihr Unglück auf die Spitze treiben; kurz ſie benahm ſich bei dieſer Gelegenheit ſo gut, mit ſo viel Feſtigkeit und

Großmuth, und ihr Schmerz war außerdem ſo aufrichtig, daß ſie den Zorn der Kaiſerin entwaffnete. Sie that mehr, ſie führte ihren Gemahl vor Ihre Kaiſerliche Majeſtät, ſagte ihm offen die Wahrheit, warf ſich dann mit ihm vor der Kaiſerin auf die Kniee und bat dieſelbe, ihrem Gemahl aus Gnade gegen ſie und ihre ſechs Kinder, deren Vater er ſei, zu verzeihen. Alle dieſe verſchiedenen Scenen dauerten fünf bis ſechs Tage und wir erfuhren faſt ſtündlich was vorgefallen war, weil man uns während der Zwiſchenzeit weniger auflauerte und weil Alle auf die Verabſchiedung der Tſchoglokoffs hofften. Aber der Ausgang entſprach der Erwartung nicht die man ſich gemacht hatte; denn nur das Fräulein wurde zu ihrem Onkel dem Oberhofmarſchall Shepeleff geſchickt; die Tſchoglokoffs blieben, obgleich weniger glorreich als bisher. Man wählte dazu den Tag wo wir nach Oranienbaum gehen ſollten, und während wir von der einen Seite abreiſten, entließ man das Fräulein von der andern.

In Oranienbaum wohnten wir dieſes Jahr in der Stadt, zur Rechten und Linken des kleinen Hauptgebäudes. Das Abenteuer in Goſtiliza hatte ſo großen Schrecken verurſacht, daß man in allen Häuſern des Hofes die Decken und Fußböden unterſuchen ließ, worauf die, welche es bedurften, ausgebeſſert wurden.

Mein Leben in Oranienbaum war folgender Art. Ich ſtand um drei Uhr Morgens auf und kleidete mich ſelbſt von Kopf zu Fuß in Männerzeug; einer meiner Diener, ein alter Jäger, erwartete mich ſchon mit den Flinten; ein Fiſcherboot lag am Ufer des Meeres bereit; wir durchſchritten den Garten zu Fuß, die Flinte auf der Schulter und

beſtiegen, er, ich, ein Hund und der Fiſcher, welcher uns fuhr, das Boot. Ich ſchoß darauf Enten in dem Schilfrohr, welches das Meer auf beiden Seiten des Kanals von Oranienbaum, welcher zwei Werſte weit in das Meer hinausläuft, begränzt. Wir fuhren oft über dieſen Kanal hinaus und wurden daher bisweilen bei ſtürmiſchem Wetter in unſerm Boot aufs offene Meer hinausgetrieben. Der Großfürſt folgte uns eine bis zwei Stunden ſpäter, weil er immer ein Frühſtück und Gott weiß was ſonſt noch nöthig hatte. Wenn er uns begegnete gingen wir zuſammen; wenn nicht, ſchoß und jagte Jeder für ſich. Um zehn Uhr, und mitunter ſpäter, kehrte ich zurück und kleidete mich zum Diner an. Nach dem Diner ruhte man aus und Abends hatte der Großfürſt Muſik, oder wir machten einen Spazierritt. Nachdem ich ohngefähr acht Tage auf dieſe Art gelebt hatte, fühlte ich mich ſehr angegriffen und begann an Kopfweh zu leiden. Ich ſah ein, daß Ruhe und Diät mir nöthig ſeien. Vierundzwanzig Stunden hindurch aß ich nichts, trank nur kaltes Waſſer und ſchlief zwei Nächte ſo viel ich konnte; dann begann ich dieſelbe Lebensweiſe und befand mich ſehr wohl. Ich erinnere mich, daß ich damals Brantome's Memoiren las, die mich ſehr amüſirten. Vorher hatte ich das Leben Heinrich's IV. von Periſix geleſen.

Beim Beginn des Herbſtes kehrten wir in die Stadt zurück und erfuhren, daß wir den Winter in Moskau zubringen würden. Madame Kruſe meldete mir, daß ich zu dieſer Reiſe meine Wäſche vermehren müſſe. Ich beſchäftigte mich mit den einzelnen Stücken; Madame Kruſe ſuchte mich zu unterhalten, indem ſie die Leinewand in meinem Zimmer ſchneiden ließ, um, wie ſie ſagte, mir zu zeigen wie

viel Hemden aus einem Stück Leinewand gemacht werden könnten. Dieſer Unterricht oder dieſes Amüſement mißfiel offenbar Madame Tſchoglokoff, welche ſeit der Entdeckung der Untreue ihres Gemahls in noch ſchlechterer Stimmung war als vorher. Ich weiß nicht was ſie der Kaiſerin ſagte, aber eines Nachmittages zeigte ſie mir an, daß Ihre Majeſtät Madame Kruſe des Dienſtes bei mir enthebe, ſowie daß ſie ſich zu dem Kammerherrn Sievers, ihrem Schwiegerſohn, zurückziehen werde. Tags darauf brachte ſie mir Madame Wladislava, die ihre Stelle bei mir einnehmen ſollte. Dieſe war eine großgewachſene Frau, von den beſten Manieren, deren geiſtreicher Ausdruck mir ſogleich gefiel. Ich befragte mein Orakel Timotheus Jevreinoff über dieſe Wahl. Er ſagte mir, dieſe Frau, die ich nie vorher geſehn, ſei die Schwiegermutter des Rathes Pugoviſchnikoff, erſten Secretairs des Grafen Beſtuſcheff; es fehle ihr weder an Geiſt, noch an Heiterkeit, aber ſie gelte für ſehr verſchlagen; ich müſſe ſehn, wie ſie ſich benehmen werde und ihr vor Allem kein zu großes Vertrauen beweiſen. Ihr Name war Praskovia Nikitiſchna. Sie debütirte vortrefflich; ſie war geſellig, ſprach gern, ſprach und erzählte mit Geiſt, kannte alle Anekdoten der Vergangenheit und Gegenwart aufs Gründlichſte, war in die Geſchichte von vier bis fünf Generationen aller Familien eingeweiht, hatte die Genealogie der Väter, Mütter, Großmütter und der väterlichen und mütterlichen Ahnen der ganzen Welt friſch und fertig in ihrem Gedächtniß. In der That hat mich Niemand beſſer als ſie über das unterrichtet, was ſeit hundert Jahren in Rußland vorgegangen war. Geiſt und Benehmen dieſer Frau ſagten mir ſehr zu und wenn ich mich langweilte, ließ ich ſie plau-

dern, wozu ſie immer bereit war. Ohne Mühe entdeckte ich, daß ſie die Worte und Handlungen der Tſchoglokoff's ſehr oft mißbilligte; aber da ſie ſehr oft in die Zimmer Ihrer Majeſtät ging, ohne daß man im geringſten wußte weßhalb, hütete man ſich bis auf einen gewiſſen Punkt vor ihr, ungewiß, wie die unſchuldigſten Worte oder Handlungen ausgelegt werden könnten.

Vom Sommerpalaſt zogen wir in den Winterpalaſt. Hier wurde Madame La Tour l'Annois uns vorgeſtellt, die in der erſten Jugend der Kaiſerin in ihrem Dienſt geweſen war und die Fürſtin Anna Petrowna, die älteſte Tochter Peters I. begleitet hatte, als dieſe, beim Regierungsantritt Peters II., Rußland mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Holſtein, verließ. Nach dem Tode der Fürſtin war Madame l'Annois nach Frankreich zurückgekehrt, und gegenwärtig war ſie nach Rußland gekommen, um ſich hier zu fixiren, oder auch um ſich zu entfernen, nachdem ſie von Ihrer Majeſtät einige Gnadenbezeugungen erhalten. Madame l'Annois hoffte ſie werde wegen ihrer alten Bekanntſchaft die Gunſt und das Vertrauen der Kaiſerin wiedererlangen; aber ſie täuſchte ſich ſehr, denn Alle vereinigten ſich, ſie davon auszuſchließen. Schon während der erſten Tage nach ihrer Ankunft ſah ich das Reſultat voraus, und zwar auf folgende Weiſe. Eines Abends, als man im Zimmer der Kaiſerin beim Spiele war, kam und ging Ihre Majeſtät von einem Zimmer ins andere, ohne ſich, wie es ihre Gewohnheit war, an irgend einem Platze niederzulaſſen, Madame l'Annois, welche ihr augenſcheinlich den Hof zu machen hoffte, folgte ihr überall. Als Madame Tſchoglokoff dies ſah, ſagte ſie mir: „Sehen Sie wie dieſe Frau

die Kaiserin verfolgt; doch wird dies nicht lange dauern, man wird es ihr schnell genug abgewöhnen, hinter der Kaiserin herzulaufen.“ Ich ließ mir dies gesagt sein und in der That begann man sie zu entfernen und schickte sie bald darauf beschenkt nach Frankreich zurück.

Im Laufe des Winters fand die Heirath Graf Lestocq's und Fräulein Mengden's, einer Ehrendame der Kaiserin, statt. Ihre Majestät war mit dem ganzen Hofe zugegen und erwies den Neuvermählten die Ehre, sie zu besuchen. Man hätte glauben sollen, daß sie in der höchsten Gunst ständen; aber ein bis zwei Monate später wendete sich das Glück. Als wir eines Abends im Zimmer der Kaiserin spielten, bemerkte ich Graf Lestocq. Ich näherte mich, um mit ihm zu sprechen; allein er sagte mir halblaut: „Nähern Sie sich mir nicht; ich bin eine verdächtige Person.“ Ich glaubte er scherze, und fragte ihn was er damit sagen wolle. Er antwortete: „Ich wiederhole Ihnen im vollen Ernst, sich mir nicht zu nähern, weil ich eine verdächtige Person bin, die man meiden muß.“ Ich sah, daß sein Ausdruck verändert und sein Gesicht geröthet war. Ich hielt ihn für betrunken und wandte mich um; dies geschah am Freitage. Als Timotheus Jevreinoff mich Sonntag Morgens frisirte, sagte er: „Wissen Sie schon, daß Graf Lestocq und seine Frau diese Nacht verhaftet und als Staatsverräther auf die Festung gebracht sind?“ Niemand wußte weßhalb, doch erfuhr man, daß General Stefan Apraxin und Alexander Schuwaloff zu Commissären für diese Angelegenheit ernannt seien.

Die Abreise des Hofes nach Moskau wurde auf den 16. December festgesetzt. Die Czernitscheff's waren in ein

Haus der Kaiserin innerhalb der Festung gebracht worden, welches Smolnoy Dvor hieß. Der ältere der drei Brüder machte mitunter seine Wächter betrunken und besuchte dann seine Freunde in der Stadt. Eines Tages brachte mir eins meiner Garderobenmädchen, eine Finnländerin, die mit einem Hofbedienten, einem Verwandten Jevreinoff's verlobt war, einen Brief von Andreas Czernitscheff, worin er mich um verschiedene Sachen bat. Das Mädchen hatte ihn bei ihrem Zukünftigen gesehn, wo sie den Abend zusammen zugebracht hatten. Ich wußte nicht, wo ich diesen Brief lassen sollte. Ich wollte ihn nicht verbrennen, um mich zu erinnern, um was er mich bat. Sehr lange Zeit war mir selbst die Correspondenz mit meiner Mutter verboten. Durch dies Mädchen verschaffte ich mir eine silberne Feder und ein Dintenfaß. Den Tag über hatte ich den Brief in meiner Tasche; als ich mich auskleidete, steckte ich ihn unter das Strumpfband in meinen Strumpf und nahm ihn, ehe ich mich zu Bette legte, von dort weg und verbarg ihn in meinem Hemdärmel. Endlich antwortete ich; schickte ihm was er gewünscht hatte, auf demselben Wege auf welchem sein Brief an mich gelangt war und benutzte einen günstigen Moment um diesen Brief, der mir so viel Unruhe verursacht hatte, zu verbrennen.

Mitte December reisten wir nach Moskau ab. Der Großfürst und ich fuhren in einem großen Schlitten, dessen vorderen Theil die Cavaliere einnahmen. Im Laufe des Tages setzte sich der Großfürst in einen Stadtschlitten zu Herrn Tschoglokoff; ich blieb in dem großen Schlitten, den wir nie schlossen und unterhielt mich mit den vor mir Sitzenden. Ich erinnere mich, daß der Kammerherr Fürst Alexan-

der Trubetzkoy mir während dieser Zeit erzählte, Graf Lestocq habe sich, in den ersten elf Tagen seiner Gefangenschaft auf der Festung, durch Hunger tödten wollen, aber man habe ihn gezwungen, Nahrung zu nehmen. Er war angeklagt vom König von Preußen 1000 Rubel für die Betreibung der preußischen Interessen empfangen und einen gewissen Oettinger, der gegen ihn hätte aussagen können, vergiftet zu haben. Er wurde auf die Folter gespannt und nach Sibirien exilirt.

Während der Reise eilte die Kaiserin uns nach Twer voraus und da die für uns bestimmten Pferde und Lebensmittel für ihr Gefolge genommen wurden, blieben wir 24 Stunden ohne Nahrung und ohne Pferde in Twer. Uns hungerte sehr. Gegen Abend brachte Tschoglokoff uns einen gebratenen Stör, der uns ein Leckerbissen schien. Wir fuhren in der Nacht weiter und kamen zwei bis drei Tage vor Weihnachten in Moskau an. Die erste Neuigkeit welche wir dort erfuhren, war, daß unser Kammerherr, Fürst Alex. Mich. Galitzin, im Augenblick unserer Abreise von Petersburg Befehl erhalten hatte, sich als russischer Minister mit 4000 Rubel Gehalt nach Hamburg zu begeben. Man erblickte in ihm wieder einen Exilirten mehr. Seine Schwägerin, Fürstin Gagarin, welche in meiner Umgebung war, weinte viel darüber und wir alle bedauerten ihn.

Wir bewohnten in Moskau dieselben Gemächer, welche ich 1744 mit meiner Mutter eingenommen hatte. Um in die große Hofkirche zu gehn, mußte man das ganze Haus im Wagen umfahren. Am Weihnachtstage gingen wir zur Zeit der Messe hinab, den Wagen zu besteigen und befanden uns in einer Kälte von 29 Grad schon auf dem

Perron der Treppe, als uns Seitens der Kaiserin gemeldet wurde, sie dispensire uns, wegen der großen Kälte, für heute vom Besuch der Messe. Die Kälte war in der That schrecklich. Ich mußte während der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Moskau das Zimmer hüten wegen eines rothen Ausschlags, der in meinem Gesicht zum Vorschein gekommen war. Ich ängstigte mich halbtodt, die Flecke zu behalten. Ich ließ den Arzt Boërhave rufen, der mir beruhigende und ganz auf die Vertreibung der Flecke gerichtete Mittel verordnete. Endlich als Nichts half, sagte er eines Tages: „Jetzt werde ich Ihnen Etwas geben was sie vertreibt.“ Er zog ein kleines Fläschchen mit Valk'schem Oel aus der Tasche und verordnete mir, einen Tropfen davon in eine Tasse zu thun und hiermit von Zeit zu Zeit mein Gesicht zu waschen, etwa alle acht Tage. Wirklich reinigte das Fläschchen Oel mein Gesicht und nach etwa 10 Tagen konnte ich wieder öffentlich erscheinen. Kurz nach unserer Ankunft in Moskau (1749) meldete mir Madame Wladislava, die Kaiserin habe befohlen, mein finnisches Garderobenmädchen so schnell als möglich zu verheirathen. Der einzige Grund weßhalb man wahrscheinlich diese Heirath beschleunigte, war offenbar weil ich für dies Mädchen, die eine lustige Schwester war und mich bald auf diese bald auf jene Art erheiterte, indem sie Allen und besonders Madame Tschoglokoff sehr komisch nachmachte, eine entschiedene Vorliebe gezeigt hatte. Man verheirathete sie also und sprach nicht weiter von ihr.

In der Mitte des Karnevals, während dessen man durchaus keine Belustigungen hatte, wurde die Kaiserin von einer sehr heftigen Kolik befallen, welche bald einen ernst-

haften Character anzunehmen ſchien. Madame Wladislava und Thimotheus Jevreinoff flüſterten mir dies ins Ohr, indem ſie mich auch zugleich inſtändig baten, Niemandem zu ſagen, daß ſie mir davon erzählt hätten. Ohne ſie zu nennen, benachrichtigte ich den Großfürſten, der dadurch in eine gehobene Stimmung verſetzt wurde. Eines Morgens meldete mir Jevreinoff, der Kanzler Beſtuſcheff und General Apraxin hätten die Nacht im Zimmer Herrn und Madame Tſchoglokoffs zugebracht; woraus man ſchloß, daß die Kaiſerin ſehr krank ſein müſſe. Tſchoglokoff und ſeine Frau waren mürriſcher als je, kamen zu uns, dinirten und ſoupirten mit uns, aber ließen kein Wort fallen von dieſer Krankheit. Wir ſprachen nicht mehr darüber, und wagten eben ſo wenig fragen zu laſſen, wie Ihre Majeſtät ſich befände, weil man uns ſofort gefragt haben würde: „Wie, woher, von wem wißt Ihr, daß ſie krank iſt?“ und die welche genannt oder nur beargwöhnt worden wären, würden ſicherlich verabſchiedet oder verbannt, oder ſelbſt vor die geheime Kanzlei, die Staatsinquiſition, geſchickt worden ſein, welche man mehr als das Feuer fürchtete. Als Ihre Majeſtät nach zehn Tagen ſich endlich beſſer befand, wurde am Hofe die Hochzeit einer ihrer Ehrendamen gefeiert. Bei Tafel ſaß ich zur Seite der Favoritin der Kaiſerin, Gräfin Schuwaloff. Sie erzählte mir, Ihre Majeſtät ſei von der ſchrecklichen Krankheit die ſie gehabt noch ſo ſchwach, daß ſie (eine Ehre welche ſie allen ihren Ehrendamen erwies) die Verlobte auf dem Bette ſitzend und nur die Füße außerhalb des Bettes haltend, mit ihren Diamanten coiffirt habe; und daß ſie auch deßhalb nicht bei dem Hochzeitsfeſt erſchienen ſei. Da Gräfin Schuwaloff die erſte war, welche von

dieſer Krankheit mit mir redete, bezeugte ich ihr den Schmerz, welchen der Zuſtand der Kaiſerin mir verurſacht, und den Antheil, den ich daran genommen habe. Sie erwiderte, Ihre Majeſtät werde mit Genugthuung hören, wie ich in dieſer Beziehung dächte. Zwei Tage ſpäter kam Madame Tſchoglokoff Morgens in mein Zimmer und ſagte mir in Gegenwart von Madame Wladislava, die Kaiſerin ſei ſehr aufgebracht gegen den Großfürſten und mich, wegen des geringen Intereſſes das wir an ihrer Krankheit genommen, worin wir ſo weit gegangen ſeien, daß wir nicht ein einziges Mal hätten fragen laſſen, wie ſie ſich befinde. Ich erwiderte Madame Tſchoglokoff, ich könne mich in dieſer Hinſicht nur an ſie ſelbſt halten; denn weder ſie noch ihr Gemahl hätten uns ein einziges Wort von der Krankheit Ihrer Majeſtät geſagt; da wir aber nichts davon gewußt, hätten wir auch den Antheil, den wir daran nahmen, nicht bezeugen können. Sie antwortete: „Wie können Sie ſagen, daß Sie nichts davon gewußt haben, Gräfin Schuwaloff hat Ihrer Majeſtät geſagt, daß Sie bei Tafel mit ihr von dieſer Krankheit geſprochen haben.“ Ich erwiderte: „Es iſt wahr daß ich mit ihr davon geſprochen habe, weil ſie mir ſagte, Ihre Majeſtät ſei noch ſchwach und könne nicht ausgehn; bei dieſer Gelegenheit fragte ich ſie nach den Details der Krankheit.“ Madame Tſchoglokoff entfernte ſich verdrießlich und Madame Wladislava ſagte zu mir: es ſei ſehr ſonderbar einen Streit mit Menſchen anzufangen über eine Sache, die ſie nicht wiſſen; da die Tſchoglokoff's allein das Recht hätten, davon zu ſprechen, ſei es ihre Schuld wenn ſie nicht davon geſprochen, und nicht die unſere, wenn wir aus Unwiſſenheit gefehlt hätten. Einige

Zeit nachher näherte ſich mir die Kaiſerin während einer Vorſtellung bei Hofe, und ich fand einen günſtigen Augenblick ihr zu ſagen, daß weder Tſchoglokoff noch ſeine Frau uns von ihrer Krankheit benachrichtigt hätten, und daß wir aus dieſem Grunde nicht im Stande geweſen wären, ihr unſere Theilnahme zu beweiſen. Sie nahm dies ſehr freundlich auf und es ſchien mir, als wäre der Einfluß jener Menſchen im Abnehmen.

In der erſten Woche der Faſten wollte Tſchoglokoff zum Abendmahle gehn. Er beichtete, aber der Beichtvater der Kaiſerin verbot ihm das Abendmahl zu nehmen. Der ganze Hof ſagte, dies geſchehe auf Befehl Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät wegen ſeines Abentheuers mit Fräulein Kocheleff. Während eines Theiles unſers Aufenthalts in Moskau, ſchien Tſchoglokoff ſehr intim mit dem Kanzler Grafen Beſtuſcheff und mit dem General Stephan Apraxin, welcher dieſem mit Leib und Leben ergeben war. Er befand ſich fortwährend in ihrer Geſellſchaft, und wenn man ihn reden hörte, hätte man denken können, er ſei Graf Beſtuſcheff's geheimer Rath; doch er konnte dies in Wahrheit nicht ſein, weil Beſtuſcheff zu viel Geiſt hatte um ſich von einem anmaßenden Narren wie Tſchoglokoff rathen zu laſſen. Etwa gegen die Mitte unſeres Aufenthalts in Moskau hörte jene große Vertraulichkeit, ich weiß nicht aus welchem Grunde, plötzlich auf, und er wurde der geſchworene Feind derer, mit denen er kurz vorher in dem intimſten Verkehre geſtanden hatte.

Kurz nach meiner Ankunft in Moskau fing ich aus Langeweile an, die Geſchichte Deutſchlands, in 9 Quartbänden, von Pater Barre, Kanonikus von St. Geneviève

zu leſen. Alle acht Tage beendigte ich einen Band; dann las ich Plato's Werke. Meine Zimmer gingen auf die Straße; das Hintergebäude, deſſen Fenſter auf einen kleinen Hof gingen, wurde vom Großfürſten bewohnt. Ich war in meinem Zimmer mit Leſen beſchäftigt; ein Kammermädchen kam gewöhnlich herein und ſtand im Zimmer ſo lange es ihr gefiel; dann ging ſie fort und eine andre nahm ihren Platz ein, wann ſie es paſſend fand. Ich ließ Madame Wladislava merken, daß dies mir nur Unbequemlichkeiten verurſache und daß ich außerdem von der Nähe der Zimmer des Großfürſten und von dem was dort vorging, viel zu leiden habe. Sie ſelbſt litt in der That ebenſoviel davon als ich, weil ſie ein kleines, grade am Ende meiner Zimmer gelegenes Cabinet bewohnte, und verſtand ſich dazu, die Kammermädchen jener Art Etikette zu entheben. Was wir im Laufe des Tages und bis tief in die Nacht zu erdulden hatten, war dies: der Großfürſt dreſſirte mit ſeltener Beharrlichkeit, unter lautem Peitſchenknallen, eine Meute Hunde, die er, indem er nach Jägerart ſchrie, in ſeinen beiden Zimmern (denn er hatte nicht mehr) auf- und niedertrieb. Die Hunde, welche müde wurden, oder aus der Reihe liefen, wurden auf's ſtrengſte gezüchtigt, worauf ſie natürlich noch lauter lärmten. War er endlich dieſer für die Ohren wie für die Ruhe ſeiner Nachbarn unerträglichen Unterhaltung ſatt, ſo nahm er eine Geige zur Hand, und ſtrich durch die Zimmer gehend, mißtönig und mit wilder Heftigkeit darauf los. Hierauf begann er die Dreſſur der Meute und die Züchtigungen wieder, die mir wahrhaft grauſam zu ſein ſchienen. Eines Tages, als ich einen armen Hund laut und ſehr lange winſeln hörte, öffnete ich die Thür meines

Schlafzimmers, wo ich eben saß und welches an das Zimmer stieß wo die Sache vorging. Ich sah, wie er einen seiner Hunde am Halsbande in der Luft hielt, indeß einer seiner Burschen, ein Kalmucke von Geburt, denselben Hund (es war ein armer kleiner Charlot von englischer Race) beim Schwanz gefaßt hatte, und der Großfürst mit einem dicken Peitschenstocke so stark er konnte darauf losschlug. Ich suchte für das arme Thier Fürbitte einzulegen, bewirkte aber Nichts als eine Verdoppelung der Schläge. Da ich dieses widerwärtige Schauspiel nicht ertragen konnte, kehrte ich, Thränen in den Augen, in mein Zimmer zurück. Thränen und Bitten versetzten überhaupt den Großfürsten in Zorn, statt ihn zum Mitleid zu bewegen. Mitleid war für seinen Geist ein peinliches, ja ein unerträgliches Gefühl.

Um diese Zeit überbrachte mein Kammerdiener Timotheus Jevreinoff mir einen Brief von seinem alten Kameraden Andreas Czernitscheff, den man endlich freigelassen hatte und der in der Nähe von Moskau vorbeikam, um sich zu dem Regiment zu begeben, in welches er als Lieutenant versetzt war. Ich machte es mit diesem Briefe wie mit dem vorhergehenden; ich schickte ihm Alles warum er mich bat und erwähnte kein Wort davon weder gegen den Großfürsten, noch gegen irgend Jemand sonst.

Im Frühling ließ uns die Kaiserin nach Perowa kommen, wo wir mit ihr einige Tage beim Grafen Razumowsky zubrachten. Der Großfürst und Tscheglokoff gingen fast täglich mit dem Hausherrn auf die Jagd. Ich las in meinem Zimmer, oder Madame Tscheglokoff kam, wenn sie nicht spielte, aus Langerweile zu mir, um mir Gesellschaft zu leisten. Sie beklagte sich sehr über den Ortsherrn und

über die fortwährenden Jagden ihres Gemahls, der ein leidenschaftlicher Jäger geworden war, seitdem er in Moskau einen sehr schönen englischen Jagdhund zum Geschenk erhalten hatte. Ich erfuhr von andrer Seite, daß ihr Gemahl allen übrigen Jägern zum Gelächter diene; daß er sich einbilde und daß man ihm glauben mache: seine Circe (so hieß seine Hündin) fange alle Hasen die man auftrieb. Tschoglokoff war im Allgemeinen sehr zu dem Glauben geneigt, daß Alles was ihm gehörte von seltner Schönheit oder Vortrefflichkeit sei. Seine Frau, seine Kinder, seine Diener, sein Haus, seine Tafel, seine Pferde, seine Hunde, kurz Alles, — obgleich es sehr mittelmäßig war, nahm an seiner Selbstliebe Theil, und besaß, da es ihm gehörte, in seinen Augen einen unvergleichlichen Werth.

In Perowa bekam ich eines Tages so heftiges Kopfweh, wie ich mich nicht erinnere je sonst in meinem Leben gehabt zu haben. Der übermäßige Schmerz brachte ein heftiges Herzweh hervor; Erbrechen folgte und jeder Fußtritt in meinem Zimmer vermehrte mein Leiden. Fast 24 Stunden blieb ich in diesem Zustande; endlich schlief ich ein. Den folgenden Tag fühlte ich nur noch große Mattigkeit. Madame Tschoglokoff sorgte während dieses Anfalles auf jede Weise für mich. Ueberhaupt faßten alle diejenigen mit denen die unverkennbarste Böswilligkeit mich umgab, in kurzer Zeit unwillkürlich ein wohlwollendes Interesse für mich und handelten, wenn sie nicht gescholten oder von neuem angestachelt wurden, gegen die Absichten derer, welche sie angestellt, ja ließen sich oft von der Neigung die sie zu mir hinzog, oder vielmehr von dem Interesse das ich ihnen einflößte, fortreißen. Sie fanden mich nie zänkisch oder

mürrisch, sondern immer bereit, das kleinste Entgegenkommen von ihrer Seite zu erwidern. Hierbei war mein heiteres Temperament mir von großem Nutzen; denn alle diese Arguſſe amüſirten ſich oft über meine Bemerkungen und wider ihren Willen verſchwand allmälig der Ernſt von ihrer Stirne.

Ihre Majeſtät hatte in Perowa einen neuen Kolikanfall. Sie ließ ſich nach Moskau bringen und wir fuhren im Schritt zu dem nur vier Werſte entfernten Palaſt. Der Anfall hatte übrigens keine weiteren Folgen, ſo daß Ihre Majeſtät kurz darauf eine Wallfahrt nach dem Kloſter Troïtza unternehmen konnte. Sie wollte die ſechzig Werſte zu Fuß zurücklegen und begab ſich daher in das Haus von Pokrowskoé. Wir wurden auf den Weg nach Troïtza geſchickt und hielten uns auf dieſem Wege, elf Werſte von Moskau, in Rajowa, einem kleinen Landhauſe Madame Tſchoglokoff's, auf. Die Räumlichkeiten deſſelben beſtanden in einem kleinen Saal in der Mitte und zwei ſehr kleinen Zimmern auf beiden Seiten. Unſer ganzes Gefolge wurde in Zelten untergebracht, welche um das Haus aufgeſchlagen wurden. Der Großfürſt nahm eins davon für ſich. Ich bewohnte eins der kleinen Zimmer; Madame Wladislawa das zweite; die Tſchoglokoffs waren in den andern. Wir dinirten im Saale. Die Kaiſerin machte drei bis vier Werſte zu Fuß und ruhte dann einige Tage aus. Dieſe Reiſe dauerte faſt den ganzen Sommer. Alle Nachmittage gingen wir auf die Jagd.

Als Ihre Majeſtät bis Taininska (welches auf der Seite der großen Straße von Troïtza, Rajowa ziemlich gegenüber liegt) gekommen war, fiel es dem Hetman Grafen

Razumowsky, dem jüngern Bruder des Günſtlings, ein, von ſeinem Landhauſe Pokrowskoé, welches auf der Straße nach Petersburg, an der anderen Seite von Moskau lag, uns in Rajowa täglich zu beſuchen. Er war ſehr heiteren Temperaments und ungefähr von unſerm Alter. Wir hatten ihn ſehr gern. Als Bruder des Günſtling's empfingen Herr und Madame Tſchoglokoff ihn bereitwillig in ihrem Hauſe. Seine Beſuche gingen den ganzen Sommer hindurch fort und wir ſahen ſeine Ankunft immer mit vielem Vergnügen. Er dinirte und ſoupirte mit uns und nach dem Souper kehrte er auf ſein Gut zurück; er machte alſo täglich 40—50 Werſte. Etwa zwanzig Jahre ſpäter hatte ich den Einfall ihn zu fragen, was ihn zu jener Zeit veranlaßt, die Langeweile und Oede unſres Aufenthalts in Rajowa mit uns zu theilen, während ſein eignes Haus täglich von der beſten Geſellſchaft Moskau's wimmelte. Er erwiderte ohne ſich zu bedenken: „die Liebe.“ — „Aber, lieber Himmel,“ ſagte ich, „in welche Perſon unſres Kreiſes konnten Sie denn damals verliebt ſein?“ — „In wen!“ antwortete er; „in Sie.“ Ich brach in ein lautes Gelächter aus, denn nie würde mir dies in den Sinn gekommen ſein. Dazu war er ſeit mehreren Jahren vermählt mit einer reichen Erbin des Hauſes Nariſchkin, welche die Kaiſerin ihm allerdings etwas gegen ſeinen Willen zur Gemahlin gegeben, mit der er aber doch glücklich zu leben ſchien; auch war es bekannt, daß die ſchönſten Frauen des Hofes und der Stadt ſich um ihn riſſen. Und er war in der That ein ſchöner Menſch, von originellem Geiſt und gefälligem Benehmen. In Verſtand übertraf er bei weitem ſeinen Bruder, der ihm andrerſeits an Schönheit gleich kam, in

Edelmuth und Wohlwollen ihn aber übertraf. Dieſe beiden Brüder waren die beliebteſte Günſtlingsfamilie welche mir je vorgekommen iſt.

Um den St. Peterstag ließ uns die Kaiſerin zu ſich nach Bratowchina kommen. Da ich den ganzen Frühling und einen Theil des Sommers auf der Jagd oder doch fortwährend in freier Luft geweſen war, (denn das Haus in Rajowa war ſo klein, daß wir den größten Theil des Tages in dem es umgebenden Walde zubrachten) kam ich in Bratowchina ſehr roth und ſonnverbrannt an. Als die Kaiſerin mich ſah, ſchalt ſie über meine Röthe und ſagte, ſie werde mir ein Waſſer ſchicken zur Entfernung meines Sonnenbrands. Wirklich ſandte ſie ſogleich eine Flaſche mit einer Miſchung von Citronenſaft, Eiweis und Franzbranntwein. Sie befahl meinen Kammerfrauen, ſich mit der Miſchung und dem Verhältniß der Beſtandtheile bekannt zu machen. Nach einigen Tagen verſchwand mein Sonnenbrand und ſeitdem habe ich dies Mittel gebraucht und es Andern für ähnliche Fälle mitgetheilt. Bei Erhitzung der Haut kenne ich kein beſſeres Heilmittel. Auch gegen das was man im Ruſſiſchen Лишай nennt (ich erinnere mich augenblicklich des franzöſiſchen Namens nicht), eine Erhitzung welche Aufſpringen der Haut verurſacht, iſt es wirkſam.

Den Tag des heiligen Peter brachten wir im Kloſter Troïza zu. Da es am Nachmittag dieſes Tages Nichts gab was den Großfürſten unterhalten konnte, kam er auf den Einfall, in ſeinen Zimmern einen Ball zu veranſtalten, an welchem jedoch nur er, zwei ſeiner Kammerdiener und zwei Frauen meiner Begleitung, von denen die eine eine Funfzigerin war, Theil nahmen. Aus dem Kloſter begab

Ihre Majestät sich nach Taininskoé, wir gingen nach Rajowa zurück und setzten unser früheres Leben fort. Wir blieben dort bis Mitte August, wo die Kaiserin eine Reise nach Sophino unternahm, einem 60—70 Werste von Moskau gelegenen Orte. Wir lagerten dort in Zelten. Den Tag nach unsrer Ankunft gingen wir in das Zelt der Kaiserin und fanden sie beschäftigt den Verwalter des Gutes zu schelten. Sie war gekommen um auf die Jagd zu gehen und hatte keine Hasen vorgefunden. Der Mensch war blaß und zitterte — sie überhäufte ihn mit Schmähungen jeder Art; in der That, sie schien außer sich vor Wuth. Als sie uns zum Handkuß kommen sah, umarmte sie uns wie gewöhnlich und setzte dann ihr Schelten fort. In ihrem Zorn schleuderte sie Pfeile nach allen Seiten. Sie sprang vom Einen auf's Andere und ihre Zungenfertigkeit war großartig. Unter anderm bemerkte sie: sie verstehe sich vollkommen auf die Verwaltung von Gütern; die Regierung der Kaiserin Anna habe sie darüber belehrt; als sie wenig gehabt, habe sie sich gehütet viel auszugeben; wenn sie Schulden gemacht hätte, würde sie gefürchtet haben, sich in Verdammniß zu stürzen; wäre sie, mit Schulden gestorben, so würde Niemand sie bezahlt haben, ihre Seele würde zur Hölle gefahren sein, was sie nicht wolle; sie trage deßhalb zu Hause, auch wenn sie es nicht nöthig habe, sehr einfache Kleider, oben aus weißem Taffet, unten aus schwarzem Tuch; auf diese Weise spare sie viel; und sie hüte sich kostbare Stoffe auf dem Lande oder auf der Reise zu tragen. Das sollte auf mich gehen, denn ich trug ein Lilakleid mit Silber; ich ließ es mir also gesagt sein. Diese Vorlesung (denn eine solche war es, da Niemand, wenn er sie

von Zorn roth und flammend ſah, ein Wort redete) dauerte wenigſtens dreiviertel Stunden. Endlich brachte ein Narr der Kaiſerin, Namens Akſakoff, ſie zum Schluß. Er trat mit einem kleinen Stachelſchwein herein, welches er ihr in ſeinem Hute darreichte. Sie näherte ſich ihm, um es zu betrachten, ſtieß aber ſowie ſie es ſah, einen lauten Schrei aus, erklärte, es gleiche einer Maus und entfloh ſpornſtreichs in ihr Zelt. Sie hatte die größte Furcht vor Mäuſen. Wir ſahen ſie dann nicht mehr; ſie dinirte allein. Am Nachmittag ging ſie auf die Jagd, nahm den Großfürſten mit und befahl mir, mit Madame Tſchoglokoff nach Moskau zurückzukehren. Der Großfürſt folgte uns in einigen Stunden, da die Jagd wegen des heftigen Windes von kurzer Dauer geweſen war.

Eines Sonntags, als wir ſchon nach Majowa zurückgekehrt waren, ließ die Kaiſerin uns nach Taininskoé kommen und wir hatten die Ehre, daſelbſt an Ihrer Majeſtät Tafel mit ihr zu diniren. Sie ſaß allein am Ende der Tafel, der Großfürſt zu ihrer Rechten, ich ihm gegenüber, zu ihrer Linken; neben dem Großfürſten der Marſchall Buturlin, neben mir die Gräfin Schuwaloff; die Tafel war ſehr lang und ſchmal. Bei dieſer Gelegenheit betrank ſich der Großfürſt unter Beiſtand des Marſchalls Buturlin, der kein Verächter des Trunkes war, auf eine Weiſe die alles Maß überſchritt, ſo daß er nicht mehr wußte was er ſagte und that, gebrochne Worte ſtammelte, kurz ſo peinlich auffiel, daß mir die Thränen in die Augen kamen, mir, die ich damals ſo viel in meinen Kräften ſtand, alles Verwerfliche an ihm zu verhüllen und zu verbergen ſuchte. Die Kaiſerin nahm meine ſchmerzliche Erregung gut auf und erhob ſich

von der Tafel eher als gewöhnlich. Seine Kaiſerliche Hoheit hatte am Nachmittag mit Graf Razumowsky auf die Jagd gehen ſollen, blieb jedoch in Taininskoé, während ich nach Rajowa zurückkehrte. Unterwegs befiel mich heftiges Zahnweh. Das Wetter begann kalt und feucht zu werden und in Rajowa gab es Nichts als das nackte Obdach. Der Bruder Madame Tſchoglokoff's, Graf Hendrikoff, welcher dienſtthuender Kammerherr bei mir war, machte ſeiner Schweſter den Vorſchlag, mich augenblicklich zu kuriren. Sie ſprach mit mir davon. Ich willigte ein, ſein Mittel zu verſuchen, an dem Nichts zu ſein ſchien, das vielmehr den Anſchein völligen Charlatanismus hatte. Er ging ſogleich in das andere Zimmer und brachte eine ganz kleine Papierrolle, die er mich aufforderte mit dem kranken Zahn zu kauen. Kaum hatte ich gethan was er ſagte, als meine Zahnſchmerzen ſo heftig wurden, daß ich mich zu Bette legen mußte. Ein hitziges Fieber ergriff mich, ich begann zu fantaſiren. Madame Tſchoglokoff, über meinen Zuſtand erſchreckt, ſchalt ihren Bruder, deſſen Mittel ihr daran Schuld zu ſein ſchien. Sie verließ mein Bett die ganze Nacht nicht, ließ der Kaiſerin ſagen, ihr Haus in Rajowa ſei durchaus kein geeigneter Aufenthalt für Jemand der ſo krank ſei wie ich und brachte es dahin, daß man mich den folgenden Tag, krank wie ich war, nach Moskau überſiedelte. Ich lag 10—12 Tage zu Bette und die Zahnſchmerzen kehrten jeden Nachmittag zur ſelben Stunde wieder.

Zu Anfang September begab ſich die Kaiſerin in das Kloſter Voskreſſensky, indem ſie uns Befehl ließ, ihr zu ihrem Namenstage zu folgen. An dieſem Tage machte ſie Ivan Ivanowitſch Schuwaloff zum Kammercavalier. Es

war dies ein Ereigniß bei Hofe. Alle ſagten ſich ins Ohr, er ſei ihr neuer Günſtling. Ich freute mich ſeines Avancements, weil ich ihn, da er Page war, als einen Menſchen deſſen Streben viel verſprach, erkannt hatte; man fand ihn immer mit einem Buche in der Hand.

Von dieſem Ausfluge zurückgekehrt, wurde ich krank an einem von heftigem Fieber begleiteten Halsweh. Die Kaiſerin beſuchte mich während dieſer Krankheit. Kaum begann ich mich zu erholen, als Ihre Majeſtät mir durch Madame Tſchoglokoff befehlen ließ bei der Hochzeit der Nichte der Gräfin Romanzow zugegen zu ſein und die Verlobte zu coiffiren. Sie verheirathete ſich mit Alexander Narïſchkin, welcher ſpäter Oberſchenk wurde. Da Madame Tſchoglokoff ſah, daß ich eben in der Geneſung begriffen ſei, that der Auftrag ihr leid; mir konnte er nicht ſehr willkommen ſein, denn ich ſah deutlich, daß man ſich um meine Geſundheit und vielleicht um mein Leben wenig kümmere. Ich ſprach in dieſem Sinne mit Madame Wladislava, die von einem, ſo ohne Rückſicht und Schonung gegebenen Befehle nicht ſehr erbaut ſchien. Doch ich raffte meine Kräfte zuſammen und am feſtgeſetzten Tage brachte man die Verlobte in mein Zimmer. Ich coiffirte ſie mit meinen Diamanten, worauf ſie in die Hofkirche zu ihrer Trauung ging. Ich meinerſeits mußte mich mit Madame Tſchoglokoff und meinem Hofe in das Haus Narïſchkin begeben. Nun bewohnten wir in Moskau den Palaſt am Ende der deutſchen Slobeda. Um in das Haus Narïſchkin zu gelangen, mußte man ganz Moskau durchfahren, eine Entfernung von wenigſtens ſieben Werſten. Es war im October, gegen 9 Uhr Abends. Es fror Stein und Bein und das Glatteis war

ſo ſchlimm, daß man nur ſehr langſam gehen konnte. Ich war mindeſtens drittehalb Stunden unterwegs auf dem Hinwege und ebenſoviel auf dem Rückwege und kein Menſch oder Pferd war in meinem Gefolge, die nicht mehreremale zu Boden fielen. Als wir endlich bis zur Kirche Kaſansky, in der Nähe des Thores Troïzkaja, gekommen waren, fanden wir ein neues Hinderniß. In dieſer Kirche fand zur ſelben Stunde die Trauung der Schweſter Ivan Ivanowitſch Schuwaloff's ſtatt, welche von der Kaiſerin coiffirt worden war, indeß ich Fräulein Romanzow coiffirte; und eine Maſſe von Caroſſen drängten ſich am Thore. Wir mußte jeden Augenblick ſtill ſtehen, dann fing das Hinfallen wieder an, da nicht ein Pferd für das Eis beſchlagen war. Endlich kamen wir, nicht gerade in der beſten Stimmung an. Wir warteten ſehr lange auf die Neuvermählten, denen es ungefähr ebenſo ging wie uns. Der Großfürſt begleitete den Bräutigam. Dann hatten wir noch auf die Kaiſerin zu warten. Endlich ſetzte man ſich zu Tiſche. Nach dem Souper gab es einige Feſttänze im Vorzimmer; worauf uns befohlen wurde, die Neuvermählten in ihre Gemächer zu geleiten. Hierbei mußte man mehrere ſehr kalte Corridore paſſiren, mehrere Treppen hinanſteigen, die nicht weniger kalt waren, dann durch lange, in Eile von feuchtem Bretterwerk errichtete Galerieen gehen, an denen das Waſſer überall herunterlief. Endlich in den Gemächern angelangt, ſetzte man ſich an eine Tafel, auf welcher der Nachtiſch ſervirt war; man hielt ſich nur einen Augenblick dort auf, um die Geſundheit der Vermählten auszubringen, führte dann die Braut ins Schlafgemach und entfernte ſich, um nach Hauſe zurückzukehren. Den folgenden Abend mußten wir

wieder zu ihnen. Wer hätte es glauben ſollen? Dieſes unruhige Treiben, ſtatt meiner Geſundheit zu ſchaden, verhinderte meine Geneſung durchaus nicht; den Tag darauf befand ich mich beſſer als am Abend vorher.

Zu Anfang des Winters bemerkte ich eine große Unruhe an dem Großfürſten. Ich wußte nicht was dies zu bedeuten hatte. Er richtete ſeine Meute nicht mehr ab; kam zwanzigmal des Tages in mein Zimmer, hatte ein leidendes Ausſehen, war träumeriſch und zerſtreut. Er kaufte ſich deutſche Bücher; aber was für Bücher! Ein Theil davon beſtand aus lutheriſchen Gebetbüchern, der andere aus Geſchichten und Proceſſen von Straßenräubern, welche man gehängt oder gerädert hatte. Er las beides abwechſelnd, wenn er nicht mit der Violine beſchäftigt war. Da er gewöhnlich nicht lange bei ſich behielt, was er auf dem Herzen hatte, und da er Niemandem außer mir davon erzählen konnte, wartete ich geduldig ſeine Geſtändniſſe ab.

Eines Tages entdeckte er mir denn auch endlich was ihn quälte. Ich fand, daß es eine bei weitem ernſtere Angelegenheit war, als ich vorausgeſetzt hatte. Faſt während des ganzen Sommers, wenigſtens während des Aufenthaltes in Rajowa, auf dem Wege nach dem Kloſter Troïza, hatte ich den Großfürſten faſt nur bei Tiſch und im Bette geſehen. Er legte ſich nieder, nachdem ich ſchon eingeſchlafen und ſtand auf, bevor ich erwacht war; ziemlich die ganze übrige Zeit hatte er auf der Jagd, oder mit Zurüſtungen für die Jagd hingebracht. Tſchoglokoff hatte, unter dem Vorwande, den Großfürſten zu amüſiren, vom Oberjägermeiſter zwei Meuten erhalten, eine von ruſſiſchen, die andre von franzöſiſchen und deutſchen Jagdhunden.

Zu der letzteren gehörte ein französischer Vorreiter und ein kurländischer und deutscher Bursche. Da Tschoglokoff sich der Leitung der russischen Meute bemächtigt hatte, nahm der Großfürst die Leitung der fremden Meute für sich in Anspruch, um welche Tschoglokoff sich nicht im geringsten kümmerte. Beide beschäftigten sich mit den kleinsten Details des ihnen zugefallenen Theiles. Folglich ging der Großfürst beständig ins Hundehaus, oder die Jäger kamen zu ihm, um ihn von dem Zustand der Meute, ihren Fähigkeiten und ihren Bedürfnissen zu unterhalten. Kurz um es gerade heraus zu sagen, er ließ sich mit diesen Leuten ein, frühstückte und trank mit ihnen auf der Jagd und befand sich immer in ihrer Mitte. Damals stand das Regiment Butirsky in Moskau. In diesem Regimente war ein Lieutenant Jakoff Baturin, ein Spieler und ein anerkannter Taugenichts, bis über den Kopf in Schulden, übrigens ein sehr entschlossener Mensch. Ich weiß nicht, auf welche Art oder durch welchen Zufall dieser Mensch mit den Jägern der französischen Meute des Großfürsten bekannt wurde; aber ich glaube, daß sie und er in oder bei dem Dorfe Mutistscha oder Alexiewsky einquartirt waren. So viel ist gewiß, daß die Jäger des Großfürsten diesem sagten: in dem Regiment Butirsky sei ein Lieutenant, der große Ergebenheit gegen seine Kaiserliche Hoheit an den Tag lege und erkläre, das ganze Regiment denke wie er selbst. Der Großfürst hörte diese Erzählung mit Wohlgefallen an und verlangte von den Jägern Einzelnheiten über das Regiment zu erfahren. Man berichtete ihm viel Uebles von den Anführern und viel Gutes von den Subalternen. Endlich ließ Baturin, (immer durch die Jäger) ihn um eine Audienz auf der Jagd

erſuchen. Hierauf ging der Großfürſt anfangs nicht ein, aber ſpäter geſtand er ſie zu. Als nun der Großfürſt eines Tages jagte, erwartete Baturin ihn, verabredetermaßen, an einer verborgenen Stelle. Sowie er den Großfürſten erblickte, fiel er vor ihm auf die Kniee und ſchwor: er erkenne keinen andern Herrn als ihn an und werde Alles thun was er ihm befehlen werde. Der Großfürſt ſagte mir, als er dieſen Eid gehört, habe er ſich erſchrocken, habe ſeinem Pferde die Sporen gegeben und jenen auf den Knieen im Walde liegen laſſen; die Jäger, welche ihm voran geweſen ſeien, hätten nicht gehört was Baturin geſprochen. Eine andere Berührung behauptete der Großfürſt, habe nicht mit dieſem Menſchen ſtattgefunden; er habe ſogar den Jägern gerathen, ſich zu hüten, daß er ſie nicht ins Unglück ſtürze. Seine gegenwärtige Beſorgniß knüpfte ſich an die Thatſache, daß, einer Mittheilung der Jäger zufolge, Baturin verhaftet und nach Préobrajenskoë gebracht worden war, wo ſich die geheime Kanzlei befand, welche die Staatsverbrechen unterſuchte. Seine Kaiſerliche Hoheit zitterte für die Jäger und fürchtete ſehr, bloßgeſtellt zu werden. Was die Jäger betraf, ſo erfüllten ſich ſeine Beſorgniſſe bald; denn nach einigen Tagen erfuhr er, daß ſie verhaftet und nach Préobrajenskoë gebracht worden ſeien. Ich ſuchte ſeine Beſorgniſſe zu mindern, indem ich ihm vorſtellte, daß, wenn er wirklich keine andere als die erwähnte Unterredung gehabt habe, es mir höchſtens eine Unklugheit ſcheine, ſich mit ſchlechter Geſellſchaft abgegeben zu haben. Ich weiß nicht, ob er mir die Wahrheit ſagte. Ich habe Grund zu glauben, daß er die etwa ſtattgefundenen Unterredungen als zu unwichtig ſchilderte; denn er ſprach mit mir ſelbſt über

dieſe Angelegenheit nur in abgebrochenen Sätzen und gleichſam gegen ſeinen Willen; doch konnte allerdings ſeine unmäßige Furcht dieſelbe Wirkung auf ihn hervorbringen. Bald darauf meldete er mir, mehrere der Jäger ſeien in Freiheit geſetzt, jedoch mit dem Befehl, über die Grenze gebracht zu werden; und ſie hätten ihm ſagen laſſen, ſein Name ſei nicht genannt, worüber er vor Freude außer ſich war. Sein Geiſt beruhigte ſich ſeitdem und man berührte die Sache nicht weiter. Was Baturin betrifft, ſo wurde er ſchuldig befunden. Ich habe ſpäter nichts von ſeinem Proceß geleſen oder geſehen; aber ich brachte in Erfahrung, daß er nichts weniger beabſichtigte als die Kaiſerin zu tödten, den Palaſt zu verbrennen und während des dadurch hervorgerufenen Schreckens und der allgemeinen Verwirrung, den Großfürſten auf den Thron zu heben. Er wurde, nachdem er gefoltert war, verurtheilt, den Reſt ſeiner Tage in der Feſtung Schlüſſelburg gefangen gehalten zu werden. Während meiner Regierung verſuchte er zu entkommen, worauf er nach Kamtſchatka gebracht wurde. Von dort entfloh er mit Benjowsky und fand ſeinen Tod, als er unterwegs die Inſel Formoſa im ſtillen Meere plünderte.

Am 15. December begaben wir uns von Moskau nach Petersburg. Wir reiſten in offenem Schlitten, Tag und Nacht. Auf der Hälfte des Weges begann ich wieder von heftigen Zahnſchmerzen zu leiden. Trotzdem gab der Großfürſt nicht zu, daß der Schlitten geſchloſſen wurde. Nur widerwillig erlaubte er mir, den Vorhang des Schlittens ein wenig anzuziehen, um mich vor einem kaltfeuchten Wind, der uns entgegenwehte, zu ſchützen. Endlich erreichten wir Zarskoe-Selo, wo die Kaiſerin, die, wie gewöhnlich um

voraneilte, ſchon eingetroffen war. Gleich nachdem ich ausgeſtiegen, zog ich mich in die uns beſtimmten Gemächer zurück, ſchickte nach dem Arzt Ihrer Majeſtät, Boërhave, (dem Neffen des berühmten) und bat ihn, mir den Zahn, der mich ſeit vier bis fünf Monaten quälte, ausziehen zu laſſen. Er gab nur mit Mühe ſeine Einwilligung; da ich aber feſt entſchloſſen war, ließ er endlich meinen Chirurgen Gyon holen. Ich ſetzte mich auf die Erde, Boërhave auf der einen, Tſchoglokoff auf der andern Seite und Gyon zog mir den Zahn aus. Doch in dem Augenblick wo er ihn auszog, wurden meine Augen, meine Naſe, mein Mund Quellen, die aus dem Munde Blut, aus der Naſe und den Augen Waſſer ausſtrömten. Boërhave, der einen großen Scharfblick beſaß, rief aus: „der Ungeſchickte!“ und ſagte, indem er ſich den Zahn geben ließ: „Das war es, was ich fürchtete und weßhalb ich nicht wollte, daß er ausgezogen würde!“ Gyon hatte, indem er den Zahn auszog, ein Stück Kinnbacke mit abgeriſſen, in welcher der Zahn feſt ſaß. Gerade als dies verging, kam die Kaiſerin an die Thüre meines Zimmers. Man ſagte mir nachher, daß ſie bis zu Thränen gerührt geweſen ſei. Ich wurde zu Bette gebracht und mehr als vier Wochen war ich leidend, auch in der Stadt, wohin wir, trotz des Vorgefallenen, den nächſten Morgen in offenen Schlitten aufbrachen. Ich verließ mein Zimmer nicht vor Mitte Januar 1750, weil die fünf Finger Gyon's in blauen und gelben Flecken auf dem untern Theile meiner Wange ſichtbar waren. Am Neujahrstage, als ich mich coiffiren wollte, ſah ich, daß der Friſeurgehülfe, ein geborner Kalmücke, den ich hatte erziehen laſſen, ſehr roth im Geſichte war, während ſeine Augen ſonderbar

glänzten. Ich fragte ihn, was ihm fehlte. Er ſagte, ich leide an heftigem Kopfweh und Fieberhitze. Ich ſchickte ihn fort, mit der Weiſung ſich zu Bett zu legen, weil er in der That ſein Geſchäft nicht beſorgen konnte. Er entfernte ſich und am Abend meldete man mir, daß die Pocken bei ihm ausgebrochen ſeien. Nun ergriff mich die Furcht, ich ſelbſt werde die Pocken bekommen, allein ich blieb frei davon, obgleich er meine Haare gekämmt hatte.

Die Kaiſerin blieb während des größten Theils des Carneval's in Zarskoe-Selo. Petersburg war wie ausgeſtorben. Die Meiſten welche dort wohnten, wurden durch die Pflicht gefeſſelt, Niemand durch Neigung. Wenn der Hof von Moskau nach Petersburg zurückkehrte, beeilten ſich alle Hofleute, um ein Jahr, ſechs Monate oder mindeſtens einige Wochen Urlaub nachzuſuchen, um in Moskau zu bleiben. Die Beamten, Senatoren und Andre thaten daſſelbe und wenn ſie fürchteten, keine Erlaubniß zu erhalten, dann gab es Krankheiten, erdichtete oder wirkliche, von Männern, Frauen, Vätern, Brüdern, Müttern, Schweſtern, Kindern, oder Proceſſe, oder ſonſtige nothwendig zu ordnende Angelegenheiten. Kurz, ſechs Monate und zuweilen mehr vergingen, ehe Hof und Stadt wieder wurden was ſie vor der Abreiſe des Hofes geweſen waren; und während ſeiner Abweſenheit wuchs das Gras in den Straßen von Petersburg, weil faſt kein einziger Wagen in der Stadt war. Bei dieſem Stande der Dinge konnte man damals nicht auf viel Geſellſchaft hoffen, beſonders wir nicht, weil man uns wenig auszugehen geſtattete. Während dieſer Zeit ſann Tſchoglokoff darauf, uns zu amüſiren; oder vielmehr, da er ſelbſt und ſeine Frau nicht wußten, was vor Langer-

weile thun, lud er den Großfürsten und mich ein, alle Nachmittage in den Gemächern, welche er am Hofe bewohnte und die aus vier bis fünf ziemlich kleinen Zimmern bestanden, mit ihm zu spielen. Er lud außerdem die Hofcavaliere und Hofdamen ein und die Prinzessin von Kurland, Tochter Herzogs Ernst Johann Biren, des frühern Favoriten der Kaiserin Anna. Die Kaiserin Elisabeth hatte den Herzog aus Sibirien zurückgerufen, wohin er unter der Regentschaft der Prinzessin Anna verbannt worden war. Er lebte dort mit seiner Frau, seinen Söhnen und seiner Tochter. Diese Tochter war weder schön, noch hübsch, noch wohlgebaut; sie war im Gegentheil bucklig und ziemlich klein. Aber sie hatte schöne Augen, Geist und eine außerordentliche Anlage für die Intrigue. Ihr Vater und ihre Mutter liebten sie nicht sehr; sie behauptete, daß sie sie fortwährend mißhandelten. Eines schönen Tages lief sie aus dem väterlichen Hause fort und entfloh zu der Gemahlin des Woiwoden von Jaroslaw, Madame Puschkin. Diese Frau, beherzt um sich bei Hofe wichtig machen zu können, brachte sie nach Moskau, wandte sich an Madame Schuwaloff und man ließ die Flucht der Prinzessin von Kurland aus ihrem väterlichen Hause als eine Folge der schlechten Behandlung gelten, welche sie von ihren Eltern erfahren, weil sie das Verlangen geäußert, zur griechischen Religion überzutreten. Wirklich war das Erste was sie bei Hofe that, die Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses. Die Kaiserin war Taufpathin. Darauf gab man ihr eine Wohnung unter den Ehrendamen. Tschoglokoff beeiferte sich, ihr Aufmerksamkeiten zu beweisen, weil der ältere Bruder der Prinzessin den Grund zu seinem Glücke gelegt hatte, indem er ihn aus dem Kadettencorps,

wo er erzogen wurde, in die Garde zu Pferd verſetzte und ihn als Ordonnanz bei ſich behielt. Die Prinzeſſin von Kurland, die auf dieſe Art mit uns in Berührung kam und jeden Tag mehrere Stunden mit dem Großfürſten, Tſchoglokoff und mir Triſett ſpielte, benahm ſich anfangs mit der größten Zurückhaltung. Sie war von einnehmendem Weſen und ihr Geiſt ließ ihr unangenehmes Aeußere vergeſſen, beſonders wenn ſie ſaß. Sie richtete an Jeden Worte, die ihm gefallen mußten. Alle betrachteten ſie als eine intereſſante Waiſe, übrigens aber als eine Perſon ohne Bedeutung. In den Augen des Großfürſten hatte ſie ein anderes, nicht wenig großes Verdienſt: ſie war eine fremde Prinzeſſin und, mehr noch, eine deutſche; folglich ſprach er nur deutſch mit ihr; dies gab ihr Reiz in ſeinen Augen. Er fing an, ihr ſo viel Aufmerkſamkeit zu beweiſen als er deſſen fähig war. Wenn ſie in ihren Zimmern dinirte, ſchickte er ihr Wein und einige Lieblingsgerichte von ſeinem Tiſch und wenn er eine neue Grenadiermütze oder ein neues Bandelier erfand, ſchickte er ihr dieſe auch, um ſie ihr zu zeigen. Die Prinzeſſin von Kurland, die damals etwa 24—25 Jahre zählen mochte, war übrigens nicht die einzige Eroberung, welche der Hof in Moskau gemacht hatte: die Kaiſerin hatte dort auch die beiden Gräfinnen Woronzow, Nichten des Vicekanzlers und Töchter des Grafen Roman Woronzow, ſeines jüngern Bruders, herangezogen. Die ältere, Marie, zählte damals 14 Jahre. Sie war unter die Ehrendamen der Kaiſerin aufgenommen worden. Die jüngere, Eliſabeth, war erſt 11 Jahre alt. Man gab ſie mir. Es war ein ſehr häßliches Kind mit olivenfarbenem Teint, dazu im höchſten Grade unreinlich. Gegen das Ende des Carnevals

kehrte Ihre Majestät in die Stadt zurück. In der ersten Fastenwoche hatten wir unsre religiösen Uebungen angefangen. Mittwoch Abends sollte ich im Hause der Madame Tschoglokoff ein Bad nehmen. Am Abend vorher aber kam die letztere in mein Zimmer, wo auch der Großfürst sich befand und meldete ihm den Befehl Ihrer Majestät: gleichfalls ein Bad zu nehmen. Nun waren die Bäder und andere russischen Gewohnheiten oder Landessitten dem Großfürsten nicht allein unangenehm, sondern er haßte sie tödtlich. Er erklärte rund heraus, er werde es nicht thun. Sie, die gleichfalls hartnäckig war und in ihren Aeußerungen nicht die geringste Zurückhaltung kannte, erwiderte, daß heiße: Ihrer Kaiserlichen Majestät ungehorsam sein. Er behauptete, man dürfe ihm nicht befehlen was seiner Natur widerstrebe; er wisse, daß da er niemals ein Bad genommen, es ihm schaden würde; er wolle nicht sterben; das Leben sei das theuerste aller Güter und die Kaiserin werde ihn nicht zwingen hinzugeben. Madame Tschoglokoff erwiderte, Ihre Majestät werde seinen Ungehorsam zu strafen wissen. Hierüber gerieth er in Zorn und sagte mit Heftigkeit: „Ich werde abwarten was sie thun wird; ich bin kein Kind.“ Madame Tschoglokoff drohte dann, die Kaiserin werde ihn auf die Festung schicken; worauf er bitterlich zu weinen anfing. Sie sagten sich die größten Grobheiten, welche die Wuth eingeben kann und wirklich fehlte ihnen beiden der gesunde Menschenverstand. Endlich entfernte sie sich, indem sie erklärte, sie werde diese Unterredung Ihrer Kaiserin Majestät wörtlich wiederholen. Ich weiß nicht, ob dies geschah; aber sie kam wieder und begann über ein ganz anderes Thema zu sprechen. Sie sagte, die Kaiserin

sei sehr böse, daß wir keine Kinder hätten, und wolle wissen an wem von uns Beiden die Schuld liege; mir werde sie eine Hebamme und ihm einen Arzt schicken. Hieran schlossen sich viele andere beleidigende Bemerkungen, die weder Zweck noch Ziel hatten, bis sie zuletzt damit schloß uns zu sagen, daß die Kaiserin uns unsre religiösen Uebungen für diese Woche erlasse, weil der Großfürst erklärt habe, das Bad schade seiner Gesundheit. Ich muß bemerken, daß während dieser beiden Unterredungen ich den Mund nicht aufthat, erstens weil sie mit solcher Heftigkeit sprachen, daß ich nicht zu Worte kommen konnte; zweitens weil ich sah, daß auf der einen sowohl als auf der andern Seite der größte Mangel an Vernunft herrschte. Ich weiß nicht, wie die Kaiserin urtheilte, doch gewiß ist, daß nach dem was ich erzählt habe, weder vom einen noch vom andern der erwähnten Gegenstände weiter die Rede war.

Um die Mitte der Fastenzeit begab sich die Kaiserin nach Gostiliha zu dem Grafen Razumowsky, um sein Namensfest dort zu feiern; uns schickte sie mit ihren Ehrendamen und unserm gewöhnlichen Gefolge nach Zarskoe-Selo. Das Wetter war ungewöhnlich milde, ja warm, so daß schon am 17. März der Schnee vom Wege verschwunden und Staub an seine Stelle getreten war. In Zarskoe-Selo angekommen, gingen der Großfürst und Tschoglokoff auf die Jagd; ich und meine Ehrendamen bewegten uns so viel als möglich im Freien, sowohl zu Fuß als zu Wagen. Am Abend wurden verschiedene kleine Spiele gespielt. Hier zeigte der Großfürst, besonders wenn er getrunken hatte, (was er jeden Tag that,) eine entschiedne Neigung für die Prinzessin von Kurland. Er verließ sie mit keinem Schritte,

ſprach nur mit ihr; kurz dieſe Intrigue entwickelte ſich offen vor meinen Augen und denen aller Andern, was meine Eitelkeit und Eigenliebe aufs Höchſte beleidigte, wenn ich bedachte, daß dieſe kleine Mißgeburt mir vorgezogen wurde. Eines Abends als ich von Tiſche aufſtand, ſagte mir Madame Wladislawa, Alle ſeien entrüſtet über die Bevorzugung der Buckligen. Ich erwiderte: „Was thun?“ Die Thränen kamen mir in die Augen und ich entfernte mich, um zu Bette zu gehen. Kaum war ich eingeſchlafen, als der Großfürſt kam. Da er betrunken war und nicht wußte was er that, richtete er das Wort an mich, um mich von den ausgezeichneten Eigenſchaften ſeiner Schönen zu unterhalten. Ich ſtellte mich, als ob ich in tiefem Schlaf läge, um ihn wenigſtens zum Schweigen zu bringen. Er ſprach aber nur lauter, um mich aufzuwecken und als er ſah, daß ich kein Zeichen des Wachſeins gab, verſetzte er mir zwei bis drei heftige Fauſtſchläge in die Seite, indem er über meinen tiefen Schlaf grollte. Dann wandte er ſich um und ſchlief ein. Ich weinte dieſe Nacht lange über den Vorgang an ſich, über die Fauſtſchläge die er mir gegeben, über meine ganze in jeder Beziehung eben ſo unangenehme als langweilige Situation. Am folgenden Morgen ſchien er ſich über das was er gethan, zu ſchämen; er ſprach nicht davon und ich that als hätte ich Nichts gefühlt. Zwei Tage ſpäter kehrten wir in die Stadt zurück. In der letzten Faſtenwoche begannen wir unſre religiöſen Uebungen wieder. Es war nicht mehr die Rede davon, daß der Großfürſt ein Bad nehmen ſollte.

Etwas Anderes begegnete ihm in dieſer Woche, was ihm einige Verlegenheit bereitete. Er hatte in ſeinem Zim-

mer, wo er ſich den ganzen Tag über immer auf die eine oder die andere Art umhertrieb, ſich eines Nachmittags damit beſchäftigt, mit einer großen Kutſcherpeitſche, die er ſich hatte machen laſſen, zu knallen. Er ſchlug damit rechts und links und trieb ſeine Kammerdiener von einer Ecke zur andern, indem ſie ſeine Schläge zu vermeiden ſuchten. Ich weiß nicht wie es kam, daß er ſich ſelbſt einen heftigen Schlag auf den Backen gab. Die Schramme ging über die ganze linke Seite ſeines Geſichts und war bis auf's Blut ſichtbar. Er war ſehr beſtürzt, weil er fürchtete, er werde Oſtern nicht ausgehen können und die Kaiſerin werde ihm, wegen ſeiner blutigen Wange, ſeine religiöſen Uebungen wieder unterſagen; wenn ſie aber die Urſache höre, könnten ihm ſeine Uebungen mit der Peitſche ihm einen unangenehmen Verweis zuziehen. Er hatte in ſeiner bedrängten Lage Nichts eiliger zu thun, als mich um Rath zu fragen, was er in ähnlichen Fällen nie unterließ. Ich ſah ihn alſo mit blutiger Wange herein kommen und rief, als ich ſeinen Unfall bemerkte, aus: „Mein Gott! was iſt Ihnen begegnet?“ Er erzählte mir dann was vorgefallen war. Nachdem ich einen Augenblick überlegt, ſagte ich: „Vielleicht wird es mir gelingen, Ihnen zu helfen. Zuerſt gehen Sie in ihr Zimmer und richten Alles ſo ein, daß man Ihre Wange ſo wenig als möglich ſieht. Wenn ich das Nöthige habe, werde ich zu Ihnen kommen und ich hoffe, Niemand wird es bemerken.“ Er entfernte ſich und ich ſchickte nach einer Pomade, die mein Arzt Gyon mir vor einigen Jahren gegeben hatte, als ich mir bei einem Fall im Garten von Peterhof die Wange verletzte. Dieſe Pomade enthielt eine Miſchung von Bleiweiß und nachdem ich die verletzte

Stelle damit bedeckt, ging ich nach wie vor aus, ohne daß irgend Jemand die Verletzung bemerkte. Man brachte mir diese Pomade, ich ging zum Großfürsten und legte sie so geschickt auf, daß er selbst im Spiegel Nichts davon sah. Am Donnerstag gingen wir mit der Kaiserin in der großen Hofkirche zum Abendmahl und kehrten nach der Communion auf unsere Plätze zurück. Der Großfürst saß mit seiner Wange gegen das Licht; Tschoglokoff näherte sich, um uns ich weiß nicht was zu sagen und indem er den Großfürsten anblickte, sagte er: „Wischen Sie Ihre Wange ab, sie haben Pomade darauf." Hierauf wendete ich mich wie scherzend zum Großfürsten: „Und ich, Ihre Frau, verbiete Ihnen, sie abzuwischen." Der Großfürst sagte dann zu Tschoglokoff: „Sie sehen, wie uns die Frauen behandeln; wir wagen selbst nicht uns abzuwischen, wenn sie es nicht wollen." Tschoglokoff lachte und sagte: „Das ist wirklich eine Frauenlaune." Hierbei blieb es denn und der Großfürst wußte mir in doppelter Beziehung Dank, für die Pomade, die ihm von Nutzen war, indem sie ihm Unannehmlichkeiten ersparte, und für meine Geistesgegenwart, die selbst in dem Geiste Tschoglokoff's nicht den geringsten Argwohn zurückließ.

Da ich die Osternacht durchwachen mußte, ging ich am Sonnabend vorher um fünf Uhr Nachmittags zu Bette, um bis zu der Stunde zu schlafen, wo ich mich anzukleiden hatte. Kaum befand ich mich im Bette, als der Großfürst eilig hereinstürzte und mich aufforderte, ohne Verzug aufzustehen, um Austern zu essen, die ganz frisch aus Holstein für ihn angekommen waren. Es war für ihn ein großes doppeltes Fest wenn Austern ankamen; er aß sie sehr gern

und ſie kamen aus ſeinem Vaterlande Holſtein, für welches er eine große Vorliebe hatte — das er aber freilich deßhalb nicht beſſer regierte, wo er im Gegentheil die ſcheußlichſten Dinge that und geſchehen ließ, wie wir ſpäter ſehen werden. Nicht aufzuſtehen, würde ihn ſehr beleidigt und mich einem heftigen Zank ausgeſetzt haben. Ich ſtand alſo auf und begab mich in ſein Zimmer, obgleich ich von den Andachtsübungen der heiligen Woche erſchöpft war. In ſeinem Zimmer angelangt, fand ich die Auſtern ſervirt. Ich aß ein Dutzend und erhielt die Erlaubniß, mich wieder zu Bette legen zu dürfen; er blieb zurück, um ſein Auſternmahl zu vollenden. Auch dadurch, daß ich nicht zu viel aß, erwies ich ihm einen Gefallen; denn um ſo mehr blieben für ihn übrig, da er im Auſterneſſen unerſättlich war. Um Mitternacht ſtand ich auf und kleidete mich an, um zur Frühmeſſe und zur Oſtermeſſe zu gehn; doch wegen eines ſtarken Kolikanfalls konnte ich den Gottesdienſt nicht zu Ende hören. Ich erinnere mich nicht in meinem ganzen Leben ähnliche Schmerzen ausgeſtanden zu haben. Ich kehrte mit der Prinzeſſin Gagarin allein in mein Zimmer zurück; alle meine übrigen Leute waren in der Kirche. Sie half mir, mich entkleiden und zu Bette zu legen; ſie ſchickte nach den Aerzten. Man gab mir Arzenei und ich brachte die beiden erſten Feſttage im Bette zu.

Um dieſe Zeit etwa, (ein wenig früher), kamen Graf Bernis, als Geſandter des Wiener Hofes, Graf Lynar als däniſcher Geſandter und General Arnheim als ſächſiſcher Geſandter nach Rußland. Der letztere brachte ſeine Gemahlin, eine geborne Heim, mit. Graf Bernis war ein Piemonteſe. Er mochte damals einige 30 Jahre zählen,

war geistvoll, liebenswürdig, heiter und unterrichtet, dabei von einer Art und Weise, daß die jungen Leute seinen Umgang dem ihrer Altersgenossen vorzogen. Er wurde überhaupt allgemein geachtet und geliebt und unzähligemale habe ich gesagt und es wiederholt, daß wenn dieser oder ein ihm ähnlicher Mensch dem Großfürsten attachirt worden wäre, die besten Resultate daraus hätten erfolgen müssen; was schon durch die Thatsache bewiesen wird, daß der Großfürst, gleich mir, eine besondere Zuneigung und Achtung für Graf Bernis empfand. Er erklärte selbst, in der Nähe eines solchen Menschen würde man sich schämen Dummheiten zu begehen — eine vortreffliche Bemerkung, die ich nie vergessen habe. Graf Bernis hatte den Maltheserritter Grafen Hamilton als Gesandtschaftscavalier bei sich. Als ich mich eines Tages bei dem Letzteren nach dem Befinden des Gesandten Graf Bernis erkundigte, da er unpäßlich war, fiel es mir ein dem Chevalier Hamilton zu sagen, daß ich eine sehr hohe Meinung von dem Grafen Pathyani hege, welchen die Kaiserin-Königin damals zum Erzieher ihrer beiden ältesten Söhne, der Erzherzoge Joseph und Karl, ernannt hatte, weil er in diesem Amte dem Grafen Bernis vorgezogen worden sei. Im Jahre 1780, als ich in Mohilew meine erste Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II. hatte, erwähnte Se. Kaiserliche Majestät, daß er von dieser Bemerkung wisse. Ich erwiderte, er wisse es wahrscheinlich vom Grafen Hamilton, der nach seiner Rückkehr aus Rußland ihm beigegeben wurde. Er sagte, ich habe recht gerathen und Graf Bernis, den er nicht gekannt, habe den Ruf hinterlassen, daß er zu jenem Amte geeigneter sei als sein früherer Erzieher.

Graf Lynar, der Gesandte des Königs von Dänemark, war nach Rußland geschickt worden, um wegen des Austausches von Holstein, welches dem Großfürsten gehörte, gegen die Grafschaft Oldenburg, zu unterhandeln. Er war ein Mensch der, wie man sagte, mit großen Kenntnissen große Geschicklichkeit vereinigte. Sein Aeußeres war das eines vollkommenen Gecken. Er war groß und wohlgebaut, röthlich blond, mit einem frauenhaft weißen Teint.' Man sagte, er sei so sehr um seine Schönheit besorgt, daß er nie anders schlafe, als nachdem er Gesicht und Hände mit Pomade bedeckt, Handschuhe angezogen und eine Nachtmaske aufgesetzt habe. Er rühmte sich, achtzehn Kinder zu haben und behauptete, daß er die Ammen seiner Kinder immer in den Stand gesetzt habe, es zu werden. Graf Lynar, weiß wie er war, trug noch dazu den weißen Orden von Dänemark und kleidete sich nur in äußerst helle Farben, wie z. B. himmelblau, gelb, lila, fleischfarben ꝛc. ꝛc., obgleich man damals nur sehr selten so helle Farben bei Männern sah. Der Großkanzler Graf Bestuscheff und seine Gemahlin betrachteten Graf Lynar bei sich wie ein Kind des Hauses und er wurde dort sehr gefeiert; aber dies rettete sein Ansehen nicht vor der Lächerlichkeit. Noch etwas Anderes sprach gegen ihn, daß man sich nämlich erinnerte, wie sein Bruder mehr als freundlich von der Prinzessin Anna empfangen worden war, deren Regentschaft Mißbilligung erfahren hatte. Gleich nach seiner Ankunft also hatte dieser Mensch Nichts eiliger zu thun, als seine Unterhandlung hinsichtlich des Austausches von Holstein gegen die Grafschaft Oldenburg auszukramen. Der Großkanzler, Graf Bestuscheff, ließ Pechlin, den Minister des Großfürsten für Hol-

ſtein, zu ſich rufen, und ſagte ihm, weshalb Lynar gekommen ſei. Pechlin berichtete darüber an den Großfürſten. Dieſer liebte ſein Holſtein'ſches Land leidenſchaftlich. Seit unſerm Aufenthalt in Moskau hatte man es Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät als zahlungsunfähig geſchildert. Er hatte die Kaiſerin um Geld gebeten, ſie hatte ihm etwas gegeben; dies Geld war nie nach Holſtein gelangt, ſondern die ſchlimmſten Schulden Sr. Kaiſerlichen Hoheit in Rußland waren davon bezahlt worden. Pechlin ſchilderte die Holſteinſchen Angelegenheiten in pecuniärer Beziehung als verzweifelt; er konnte dies leicht thun, weil der Großfürſt ihm die Verwaltung überließ und ſich ſelbſt wenig oder gar nicht darum kümmerte, ſo daß Pechlin einmal, die Geduld verlierend, ihm mit langſamer Stimme ſagte: „Monſeigneur, es hängt von dem Herrſcher ab, ob er ſich mit den Angelegenheiten ſeines Landes abgeben will oder nicht; wenn er ſich nicht damit abgibt, dann regiert das Land ſich ſelbſt, aber es regiert ſich ſchlecht.“ Dieſer Pechlin war ein ſehr kleiner und ein ſehr dicker Menſch, der eine ungeheure Perrücke trug, dem es aber weder an Kenntniſſen noch an Geſchicklichkeit fehlte. Sein breiter unterſetzter Körper wurde von einem gebildeten, freidenkenden Geiſte bewohnt; man warf ihm nur vor, daß er zu rückſichtslos in der Wahl ſeiner Mittel ſei. Der Großkanzler, Graf Beſtuſcheff, ſetzte ein großes Vertauen in ihn, er war einer ſeiner intimſten Vertrauten. Pechlin ſtellte dem Großfürſten vor, zu hören ſei noch nicht zu unterhandeln; Unterhandeln ſei noch weit entfernt von Annehmen und es werde immer bei ihm ſtehen, die Unterhandlungen abzubrechen, wenn er es für paſſend halten würde. So brachte man ihn zuletzt dahin, daß er

Pechlin autoriſirte, die däniſchen Vorſchläge anzuhören, womit die Unterhandlung eröffnet war. Im Grunde war ſie dem Großfürſten peinlich, und er ſprach dies gegen mich aus. Ich, die ich in der alten Bitterkeit des Hauſes Holſtein gegen Dänemark groß geworden war, der man gepredigt hatte, Graf Beſtuſcheff hege nur Pläne, welche dem Großfürſten und mir ſchädlich ſeien, ich konnte von dieſer Unterhandlung nicht anders als mit großer Ungeduld und Unruhe reden hören. Ich arbeitete beim Großfürſten dagegen, ſo viel ich im Stande war. Uebrigens erwähnte Niemand, außer ihm, die Sache gegen mich mit einem Worte; und ihm empfahl man das größte Geheimniß an, beſonders hatte man hinzugefügt, den Damen gegenüber. Ich glaube, dieſe Bemerkung bezog ſich auf Niemand, als auf mich; aber hierin täuſchte man ſich, denn Se. Kaiſerliche Hoheit hatte nichts Eiligeres zu thun, als mir davon zu erzählen. Je weiter die Unterhandlung vorrückte, um ſo mehr war man bemüht, ſie dem Großfürſten in einem günſtigen und gefälligen Lichte darzuſtellen. Ich ſah ihn oft entzückt über das was er erhalten würde, dann wieder hatte er nagende Gewiſſensbiſſe über das was er aufgab. Sah man ihn ſchwankend, ſo ſetzte man die Berathungen aus und begann ſie erſt wieder, nachdem man eine neue Lockſpeiſe gefunden, welche ihm die Sache vortheilhaft erſcheinen ließ.

Zu Anfang des Frühlings ſiedelten wir in den Sommergarten, in das kleine von Peter I. gebaute Haus über, deſſen Zimmer mit dem Garten auf einem Niveau liegen. Der Steindamm und die Fontankabrücke waren zu jener Zeit noch nicht da. In dieſem Hauſe erlebte ich eins der

verdrießlichsten Dinge, die mir während der ganzen Regierung der Kaiserin Elisabeth begegnet sind. Eines Morgens entdeckte man mir, die Kaiserin habe meinen alten Kammerdiener Timotheus Jevreinoff verabschiedet. Zum Vorwande dieser Entlassung hatte man einen Streit genommen, den er in einem Garderobenzimmer mit einem Menschen gehabt, der uns den Kaffee präsentirte; der Großfürst hatte sie dabei angetroffen und einen Theil des Zankes mit angehört. Der Gegner Jevreinoffs hatte sich bei Tscheglokoff beschwert und behauptet, jener habe ihm, ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des Großfürsten, die größten Beleidigungen gesagt. Tscheglokoff berichtete sofort an die Kaiserin, welche befahl, beide vom Hofe zu entfernen. Jevreinoff wurde nach Kasan verwiesen, wo man ihn später zum Polizeimeister machte. Der Kern der Sache war, daß Jevreinoff sowohl als der Andre, besonders aber der Erstere, uns sehr ergeben waren — man suchte daher nur nach einem Vorwande, ihn mir zu nehmen. Er hatte Alles was ich besaß unter Händen. Die Kaiserin befahl, daß ein Mensch, der sein Gehülfe gewesen, seinen Platz einnehme. In diesen setzte ich seitdem kein Vertrauen mehr.

Nach einem kurzen Aufenthalt in dem Hause Peters I. kehrten wir in den aus Holz gebauten Sommerpalast zurück, wo man neue Gemächer für uns eingerichtet hatte, deren eine Seite auf die Fontanka, damals ein schlammiger Morast, die andre auf einen elenden engen Hof hinausging. Am Pfingsttag ließ mir die Kaiserin sagen, ich möge die Gemahlin des Sächsischen Gesandten, Frau von Arnheim, zu mir einladen. Sie war eine große Dame, sehr wohl gebaut, etwa 25—26 Jahre alt, etwas mager und nichts

weniger als hübsch von Gesicht, das ganz von tiefen Pockennarben bedeckt war; aber da sie verstand sich anzuziehn, erschien sie in der Ferne mit einer Art Eklat und von reiner Gesichtsfarbe. Frau von Arnheim kam um 5 Uhr Nachmittags zu mir, von Kopf bis zu Füßen als Mann gekleidet, in einem Rock von rothem Tuch mit goldnen Tressen und einer Weste von schwerem grünen Steff, ebenso mit Goldtressen besetzt. Sie wußte nicht wo mit ihrem Hut und ihren Händen zu bleiben und kam uns ziemlich linkisch vor. Da ich wußte, daß die Kaiserin es nicht gern sah, wenn ich als Mann ritt, hatte ich mir einen englischen Frauensattel machen lassen und ein englisches Reitkleid angezogen von sehr reichem Steff, in Blau und Silber, mit Krystallknöpfen, welche aufs Täuschendste Diamanten glichen; mein schwarzer Reithut war von einem Diamantband umschlungen. Ich ging hinunter um mein Pferd zu besteigen. In diesem Augenblick kam Ihre Majestät in unser Zimmer, um uns fortreiten zu sehen. Da ich damals sehr behend und an diese Art Uebung gewöhnt war, sprang ich auf mein Pferd, sowie ich ihm nahe kam; mein Kleid, welches offen war, ließ ich zu beiden Seiten des Pferdes niederfallen. Als die Kaiserin mich mit ebensoviel Gewandtheit als Behendigkeit auf's Pferd steigen sah, brach sie in einen Ruf des Erstaunens aus und sagte, es sei unmöglich, besser zu Pferde zu sitzen. Sie fragte, was für einen Sattel ich habe und als sie hörte, es sei ein Frauensattel, erklärte sie: „Man sollte schwören, daß sie auf einem Männersattel sitzt.“ Als die Reihe an Frau von Arnheim kam, glänzte ihre Gewandtheit nicht in den Augen Ihrer Kaiserlichen Majestät. Diese Dame hatte ihr Pferd aus ihrem Hause herbeibringen

laſſen. Es war eine elende ſchwarze Mähre, groß und plump, ſo daß die Hofleute behaupteten, ſie ſei eins der Deichſelpferde ihrer Karoſſe. Sie bedurfte einer Leiter um ſie zu beſteigen; alles dies geſchah auf ſehr umſtändliche Weiſe und zuletzt mit Hülfe mehrerer Perſonen. Auf ihrer Mähre ſitzend, begann dieſe einen Trab, der die Dame, welche weder feſt im Sattel noch in den Steigbügeln war und ſich mit der Hand am Sattel hielt, heftig ſchüttelte. Als ich ſie im Sattel ſah, ritt ich voraus und wer konnte, folgte mir nach. Ich erreichte den Großfürſten, der mir vorangeritten war und Frau von Arnheim auf ihrer Mähre blieb zurück. Man erzählte mir, die Kaiſerin habe laut gelacht und ſei von der Reitkunſt Frau von Arnheims wenig erbaut geweſen. Ich glaube daß Madame Tſchoglokoff die Dame, welche ſowohl ihren Hut als ihre Steigbügel verlor, in einiger Entfernung vom Hofe in ihren Wagen aufnahm. So gelangte ſie wenigſtens nach Catharinenhof; aber das Abenteuer war damit nicht zu Ende. Es hatte an dieſem Tage bis drei Uhr Nachmittags geregnet und der Treppenperron des Hauſes in Catharinenhof war mit Waſſerpfühlen bedeckt. Nachdem ich vom Pferde geſtiegen war und eine Weile im Saale des Hauſes, wo viele Leute verſammelt waren, zugebracht hatte, fiel es mir ein, über den offnen Perron in das Zimmer zu gehn wo meine Damen ſich aufhielten. Frau von Arnheim wollte mir folgen und da ich ſchnell ging, konnte ſie dies nur indem ſie lief, wobei ſie in die Waſſerpfühle trat, ausglitt und der Länge nach hinfiel — ein Vorfall bei dem die Maſſe der Zuſchauer auf dem Perron in ein lautes Gelächter ausbrach. Sie erhob ſich etwas verwirrt und ſchob die Schuld ihres Falles auf

die neuen Stiefel, die ſie an dieſem Tage angezogen. Wir kehrten zu Wagen von unſrer Promenade zurück und unterwegs unterhielt ſie uns von der Vortrefflichkeit ihrer Mähre, indeß wir uns die Lippen biſſen, um nicht in lautes Lachen auszubrechen. Kurz mehrere Tage hindurch gab ſie dem Hofe und der Stadt Stoff zum Lachen. Meine Frauen behaupteten, ſie ſei gefallen, weil ſie mich habe nachahmen wollen, ohne meine Behendigkeit zu beſitzen. Madame Tſchoglokoff, die nicht zum Lachen geneigt war, lachte noch lange Zeit nachher bis zu Thränen, wenn man ſie daran erinnerte.

Vom Sommerpalaſt gingen wir nach Peterhof, wo wir dieſes Jahr in Menplaiſir wohnten. Wir brachten regelmäßig einen Theil des Nachmittags bei Madame Tſchoglokoff zu und unterhielten uns recht gut, da viele Leute ſich dort einfanden. Von dort begaben wir uns nach Oranienbaum, wo wir jeden Tag den Gott werden ließ, auf der Jagd und bisweilen dreizehn Stunden an einem Tage zu Pferde waren. Der Sommer war jedoch ziemlich regneriſch. Ich erinnre mich, daß, als ich einmal ganz durchnäßt nach Hauſe zurückkehrte, ich vom Pferde abſteigend meinem Schneider begegnete, der bemerkte: „Wenn ich Sie ſehe wie Sie ſind, wundre ich mich nicht mehr, daß ich Ihnen kaum genug Reitkleider machen kann und daß man fortwährend neue verlangt.“ Ich trug nur Reitkleider von Seidencamelotte; der Regen machte ſie aufſpringen, die Sonne verdarb ihre Farben, folglich bedurfte ich ohne Aufhören neue. Es war während dieſer Zeit, daß ich Sättel für mich erfand, auf denen ich ſitzen konnte wie ich wollte. Sie waren mit dem engliſchen Haken verſehen und man konnte das Bein überſchlagen, um als Mann zu ſitzen.

Außerdem theilte ſich der Haken und ein zweiter Steigbügel ſenkte oder hob ſich nach Belieben, wie ich es eben für paſſend hielt. Fragte man die Stallmeiſter auf welche Art ich ritte, ſo ſagten ſie, dem Willen der Kaiſerin gemäß: „Auf einem Frauenſattel.“ Ich ſchlug mein Bein niemals über, wenn ich nicht ſicher war, nicht verrathen zu werden und da ich mich meiner Erfindung nicht rühmte und man mir gerne Vergnügungen geſtattete, hatte ich keine Unannehmlichkeit davon. Den Großfürſten kümmerte es ſehr wenig wie ich ritt. Die Stallmeiſter ihrerſeits fanden es weniger gefährlich für mich rittlings zu ſitzen, beſonders da ich fortwährend auf die Jagd ging, als auf engliſchen Sätteln, die ſie haßten, weil ſie immer einen Unfall damit fürchteten, deſſen Schuld nachher ihnen beigemeſſen werden würde. Im Grunde hatte ich nicht das geringſte Intereſſe für die Jagd; aber ich ritt leidenſchaftlich gern; je wilder die Bewegung, deſto angenehmer war ſie für mich, ſo daß, wenn mein Pferd fortlief, ich ihm nacheilte und es zurückbrachte. Ich hatte während dieſer Zeit auch immer ein Buch in der Taſche und ſo oft ich einen freien Augenblick fand, benutzte ich ihn, um zu leſen.

Ich bemerkte während der Jagden, daß Tſcheglokoff weit freundlicher wurde, beſonders gegen mich. Dies ließ mich fürchten, daß er die Abſicht habe, mir den Hof zu machen, was mir in keiner Beziehung gefiel. Zunächſt war ſein Aeußeres nichts weniger als einnehmend: er war blond und geckenhaft, ſehr ſtark und ebenſo ſchwerfällig an Geiſt als an Körper; Alle haßten ihn wie eine Kröte und er war in der That nichts weniger als liebenswürdig. Die Eiferſucht, Schlechtigkeit und Böswilligkeit ſeiner Frau waren

auch Dinge vor denen man ſich hüten mußte, beſonders ich, die keine andre Stütze hatte als mich ſelbſt und mein Verdienſt, — wenn ich je ein ſolches beſaß. Ich vermied und vereitelte daher alle Nachſtellungen Tſchoglokoffs auf eine, wie mir ſcheint, ſehr geſchickte Weiſe, ohne daß er ſich doch je wegen Mangel an Höflichkeit hätte beſchweren können. Seine Frau verſtand dies vollkommen und wußte es mir Dank; denn ſie ſchloß nachher große Freundſchaft mit mir, zum Theil, wie meine weitere Erzählung zeigen wird, aus den angegebenen Urſachen.

An unſerm Hofe waren zwei Kammerherren Soltikoff, Söhne des Generaladjutanten Waſili Theodorowitſch Soltikoff, deſſen Gemahlin Maria Alexiewna, geborne Galitzin und Mutter dieſer jungen Herren, bei der Kaiſerin in hohem Anſehn ſtand, wegen der ausgezeichneten Dienſte, welche ſie ihr bei ihrer Thronbeſteigung geleiſtet und der ſeltenen Treue und Ergebenheit welche ſie ihr bewieſen hatte. Der jüngere ihrer Söhne war ſeit kurzem mit einer Ehrendame der Kaiſerin, Matrena Paulowna Balk, verheirathet. Sein älterer Bruder hieß Peter. Derſelbe war ein Einfaltspinſel im vollſten Sinne des Worts und hatte die ſtumpfſinnigſte Phyſiognomie die ich je geſehen: große Glotzaugen, eine Stumpfnaſe und einen immer halb geöffneten Mund; dazu war er die größte Klatſchſchweſter und in dieſer Eigenſchaft den Tſchoglokoffs willkommen, denen Madame Wladislawa, auf Grund ihrer alten Bekanntſchaft mit der Mutter dieſes Blödſinnigen, die Idee angab, ihn mit der Prinzeſſin von Kurland zu vermählen. Gewiß iſt, daß er anfing, ihr den Hof zu machen, ihr ſeine Hand anbot, ihr Wort erhielt und daß ſeine Eltern die Bewilligung der Kaiſerin nach-

ſuchten. Der Großfürſt erfuhr dies erſt bei unſrer Rückkehr in die Stadt, als bereits Alles arrangirt war. Er war ſehr ärgerlich und ſchmollte mit der Prinzeſſin von Kurland. Ich weiß nicht was ſie ihm ſagte; doch obgleich er ihre Heirath mißbilligte, gelang es ihr ſich in ſeiner Zuneigung zu erhalten und lange Zeit einen gewiſſen Einfluß auf ihn auszuüben. Was mich angeht; ſo war ich ſehr erfreut über dieſe Heirath und ließ für den Neuverlobten einen prächtigen Anzug ſticken. Dieſe Art Heirathen fanden damals bei Hofe, nach der Zuſtimmung der Kaiſerin, nie Statt, ehe einige Jahre des Wartens verſtrichen waren, weil Ihre Majeſtät ſelbſt den Tag feſtſetzte, ihn oft lange Zeit vergaß und wenn man ſie daran erinnerte, von einem Termine zum andern aufſchob. So war es auch in dem erwähnten Falle. Im Herbſte alſo kehrten wir in die Stadt zurück und ich hatte die Genugthuung, die Prinzeſſin von Kurland und Soltikoff Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät für die Erlaubniß zu ihrer Verbindung danken zu ſehen. Uebrigens war die Familie Soltikoff eine der älteſten und edelſten des Reiches. Sie war ſelbſt durch die Mutter der Kaiſerin Anna, einer Soltikoff (aber aus einer andern Linie) mit dem Kaiſerlichen Hauſe verwandt, während Biron, durch die Gunſt der Kaiſerin Anna zum Herzog erhoben, nichts als der Sohn eines armen kurländiſchen Pächters geweſen war. Dieſer Pächter hieß Biren; aber die Gunſt, deren ſein Sohn in Rußland genoß, bewirkte, daß die Familie der franzöſiſchen Birons ihn in ihren Schooß aufnahm, wozu Cardinal Fleury ſie überredete, der, weil er den ruſſiſchen Hof zu gewinnen wünſchte, die Pläne und die Eitelkeit Birons, Herzogs von Kurland, begünſtigte.

Nach unſrer Rückkehr in die Stadt ſagte man uns, daß, außer den ſchon beſtimmten zwei Tagen der Woche, an denen franzöſiſches Theater ſtattfand, zwei andre Tage der Woche für Maskenbälle feſtgeſetzt ſeien. Der Großfürſt fügte einen hinzu für Concerte in ſeinen Zimmern und am Sonntag war gewöhnlich Aufwartung bei Hofe. Einer der Maskenballtage war für den Hof allein und für die, welche die Kaiſerin beſonders dazu einlud; der andre für alle Standesperſonen bis zum Oberſtenrange und für alle die, welche als Officiere in der Garde dienten; zuweilen ließ man auch den ganzen Adel und die angeſehenſten Kaufleute zu. Die Hofbälle überſchritten nicht die Zahl von 160—200 Perſonen; die welche man öffentliche nannte, von 800 Perſonen.

Es hatte der Kaiſerin im Jahre 1744 in Moskau gefallen, bei den Hof-Maskenbällen alle Männer in Frauenkleidern und alle Frauen in Männerkleidern, ohne Geſichtmaske, erſcheinen zu laſſen. Dies war ganz und gar ein metamorphoſirter Tag bei Hofe. Die Männer waren in große Unterröcke von Fiſchbein und Frauengewänder gekleidet, und wie die Damen bei Hoffeſten coiffirt; die Frauen erſchienen wie die Männer an ſolchen Tagen zu erſcheinen pflegten. Den Männern waren dieſe Tage der Metamorphoſe nicht eben angenehm; die meiſten waren vielmehr in der ſchlechteſten Stimmung, weil ſie fühlten, daß ihr Anzug ſie häßlich mache. Die Frauen ſahen aus wie magere kleine Jungen und die älteren unter ihnen wurden durch ihre dicken und kurzen Beine nicht grade verſchönert. Nur die Kaiſerin ſelbſt erſchien wirklich ſchön und vollkommen als Mann. Da ſie groß und etwas ſtark

war, ſtand ihr die männliche Kleidung vortrefflich. Sie hatte das ſchönſte Bein, das ich je an einem Menſchen geſehen und einen vollkommen proportionirten Fuß. Sie tanzte mit vollendeter Kunſt und hatte in Allem was ſie that, eine eigenthümliche Grazie, gleichviel ob ſie als Mann oder als Frau gekleidet war. Man hätte immer die Augen auf ſie heften mögen und man wandte ſie um ſo ungerner ab, als man keinen Gegenſtand fand der ſie erſetzte. Eines Tages ſah ich ſie auf einem von dieſen Bällen Menuet tanzen. Als ſie fertig war, kam ſie zu mir. Ich war ſo frei ihr zu ſagen: es ſei ein ſehr glücklicher Umſtand für die Frauen, daß ſie kein Mann ſei, und ſchon ein ſo von ihr gemaltes Portrait würde mehr als einer den Kopf verdreben. Sie nahm meine Bemerkung ſehr wohl auf und erwiderte auf die anmuthigſte Weiſe in demſelben Ton: wäre ſie ein Mann, ſo würde ſie Niemand als mir den Apfel darreichen. Ich verbeugte mich, um ihr auf eine ſo unerwartete Artigkeit die Hand zu küſſen. Sie küßte mich und die ganze Geſellſchaft ſuchte ausfindig zu machen, was zwiſchen uns vorgefallen war. Ich machte gegen Tſchoglokoff kein Geheimniß daraus, dieſer ſagte es zwei bis drei Perſonen in's Ohr und von Mund zu Mund erfuhren es nach etwa einer Viertelſtunde alle Anweſenden.

Während des letzten Aufenthaltes des Hofs in Moskau hatte Fürſt Juſſupoff, Senator und Chef des Cadettencorps, das Oberkommando der Stadt Petersburg gehabt, wo er während der Abweſenheit des Hofes zurückgeblieben war. Zu ſeiner Unterhaltung und der der Hauptperſonen ſeiner Umgebung hatte er von den Cadetten abwechſelnd die beſten ruſſiſchen Dramen (welche damals Sumarokoff ver-

faßte) und die franzöſiſchen von Voltaire (dieſe letzteren aber verſtümmelt) aufführen laſſen. Bei ihrer Rückkehr von Moskau befahl die Kaiſerin: die Sumarokoff'ſchen Stücke ſollten von jener Truppe junger Leute bei Hofe aufgeführt werden. Die Kaiſerin fand an dieſen Vorſtellungen großes Gefallen und man glaubte bald zu bemerken, daß ſie dieſelben mit mehr Intereſſe verfolge als man erwartet hatte. Das Theater, welches in einem Saale des Palaſtes aufgeſchlagen war, wurde in das Innere ihrer Gemächer verlegt; ſie fand Gefallen daran, die Schauſpieler zu coſtümiren, ließ ihnen prächtige Kleider machen und bedeckte ſie ganz mit ihren Kaiſerlichen Juwelen. Man bemerkte vor Allem, daß der erſte Liebhaber, ein ſchöner junger Menſch von 18—19 Jahren, wie ſich von ſelbſt verſtand, am meiſten geſchmückt wurde; auch ſah man an ihm außerhalb des Theaters Diamantſchnallen, Ringe, Uhren, Spitzen und ſehr feine Wäſche. Endlich trat er aus dem Cadettencorps und der frühere Günſtling der Kaiſerin, Oberjägermeiſter Graf Razumowsky, nahm ihn ſofort zu ſeinem Adjutanten, was ihm Capitainsrang verlieh. Nun ergingen ſich die Hofleute in Schlüſſen nach ihrer Weiſe, indem ſie ſich einbildeten, da Graf Razumowsky den Cadetten Békétoff zu ſeinem Adjutanten genommen, ſo könne dies keinen andern Grund haben als den, dem Einfluß des Kammercavaliers Schuwaloff die Wage zu halten, von dem man wußte, daß er mit der Familie Razumowsky nicht auf dem beſten Fuß ſtehe; und hieraus endlich zu der Vermuthung, daß dieſer junge Menſch anfange einer großen Gunſt bei der Kaiſerin zu genießen. Man erfuhr außerdem, daß Graf Razumowsky ſeinem neuen Adjutanten einen ſeiner Ordonnanzofficiere,

Iwan Perſiliowitſch Jelagine, attachirt habe, dieſer war mit einer frühern Kammerfrau der Kaiſerin verheirathet. Niemand als ſie hatte Sorge getragen, den jungen Menſchen mit der obenerwähnten Wäſche und den Spitzen zu verſehen und da ſie nichts weniger als reich war, ſo begriff man leicht, daß das Geld für dieſen Aufwand nicht aus ihrer Börſe fließe. Keiner wurde durch die wachſende Gunſt dieſes jungen Menſchen mehr in Unruhe verſetzt als meine Ehrendame, die Prinzeſſin Gagarin. Sie war nicht mehr jung und ſah ſich nach einer ihrer Neigung entſprechenden Partbie um. Sie hatte Vermögen, war allerdings nicht hübſch, aber hatte viel Geiſt und praktiſche Gewandtheit. Es begegnete ihr jetzt zum zweitenmale, daß ſie ihre Abſichten auf dieſelbe Perſon gerichtet hatte, welche nachher die Gunſt der Kaiſerin gewann. Der Erſte war Schuwaloff, der Zweite aber dieſer Békétoff, von dem ich geſprochen. Eine Menge junger und hübſcher Frauen waren mit der Prinzeſſin Gagarin befreundet; außerdem hatte ſie eine ſehr zahlreiche Verwandtſchaft. Die Perſonen der letzteren klagten Schuwaloff an, er ſei die geheime Veranlaſſung, daß Ihre Majeſtät die Prinzeſſin Gagarin ohne Unterlaß wegen ihrer Toilette tadeln ließ und ihr, ſowie vielen andern jungen Damen, verbot, bald dieſen bald jenen Flitter zu tragen. Hierdurch erbittert ſagten die Fürſtin Gagarin und die hübſcheſten Damen am Hofe Schuwaloff alles Schlechte nach und fingen an, ihn zu verabſcheuen, obgleich ſie ihm früher ſehr gewogen geweſen waren. Er ſeinerſeits glaubte ſie zu beſänftigen indem er ihnen den Hof machte und ihnen durch ſeine Vertrauten Schmeicheleien ſagen ließ, was ſie als eine neue Beleidigung aufnahmen. Er wurde überall abgewieſen

und ſchlecht empfangen; alle dieſe Damen betrachteten ihn als eine Peſt, die man fliehen müſſe.

Der Großfürſt ſchenkte mir damals einen kleinen engliſchen Pudel, nach deſſen Beſitz ich verlangte. Nun war in meinem Zimmer ein Ofenheizer, Namens Iwan Uſchakoff, und den Andern kam es in den Sinn meinen Pudel nach dieſem Menſchen Iwan Iwanowitſch zu nennen. Der Pudel war an ſich ein amüſantes Thier: er ging auf ſeinen Hinterpfoten wie ein Menſch umher, trieb faſt fortwährend die größten Narrheiten, ſo daß ich und meine Frauen ihn täglich anders friſirten und anzogen und je ſonderbarer wir ihn herausputzten, deſto närriſcher benahm er ſich. Er ſetzte ſich mit uns zu Tiſch, man band ihm eine Serviette vor und er aß mit großem Anſtand aus ſeiner Schüſſel. Dann wendete er ſich um und forderte mit Gekläff von dem hinter ihm Stehenden zu trinken. Bisweilen ſprang er auf den Tiſch um zu nehmen was ihm gefiel, z. B. eine kleine Paſtete, ein Biscuit oder etwas dem Aehnliches, worüber die ganze Geſellſchaft lachte. Da er klein war, Niemandem im Wege ſtand, die Freiheit deren er genoß nicht mißbrauchte und ſich exemplariſch reinlich hielt, ließ man ihn gewähren. Dieſer Pudel amüſirte uns den ganzen Winter hindurch. Als ich ihn den Sommer darauf nach Oranienbaum mitnahm und der Kammerherr Soltikoff der jüngere mit ſeiner Gemahlin uns folgte, thaten dieſe und alle Damen unſres Hofes Nichts als Kopfputze und Anzüge für meinen Pudel zu nähen, um den ſie ſich in der That riſſen. Zuletzt faßte Madame Soltikoff eine ſolche Zuneigung zu ihm, daß er ſich vorzugsweiſe an ſie anſchloß und als ſie fortging, weder der Pudel ſie noch ſie den Pudel verlaſſen wollte. Sie bat

mich ſo lange ihn bei ihr zu laſſen, bis ich ihn ihr gab. Sie nahm ihn unter den Arm und begab ſich in Begleitung des Pudels gradeswegs nach dem Landhauſe ihrer Schwiegermutter, welche damals krank war. Da dieſe ſie mit dem Hunde ankommen und tauſend Poſſen mit ihm treiben ſah, wollte ſie den Namen des Hundes wiſſen, und konnte, als ſie hörte er heiße Iwan Iwanowitſch, nicht umhin, im Beiſein mehrerer Perſonen vom Hofe, die ſie von Peterhof aus beſuchten, ihr Erſtaunen darüber auszudrücken. Jene kehrten an den Hof zurück und in drei bis vier Tagen waren Hof und Stadt von der Neuigkeit voll, daß die jungen Damen, die Feindinnen Schuwaloffs, jede einen weißen Pudel hätten, der aus Spott gegen den Günſtling der Kaiſerin Iwan Iwanowitſch heiße und daß ſie dieſen Pudeln die hellen Farben zu tragen gäben, mit welchem jener ſich zu ſchmücken liebe. Die Sache ging ſo weit, daß die Kaiſerin den Eltern der jungen Damen ſagen ließ: ſie finde es impertinent, ſich ſo etwas zu erlauben. Der weiße Pudel erhielt ſofort einen andern Namen, aber er wurde gefeiert wie vorher und blieb im Soltikoff'ſchen Hauſe, von ſeinen Herren geliebt bis an ſeinen Tod, trotz des gegen ihn gerichteten kaiſerlichen Unwillens. Das Ganze war eine Verläumdung; nur dieſer eine Hund hatte den Namen erhalten und man hatte nicht an Schuwaloff gedacht als man ihn ſo nannte. Was Madame Tſchoglokoff betrifft, die die Schuwaloffs nicht liebte, ſo hatte ſie ſich den Anſchein gegeben, als gehe ſie der Name des Hundes nichts an; obgleich ſie ihn fortwährend hörte und ihm ſelbſt manche kleine Paſtete gegeben hatte, indem ſie über ſeine Späße lachte.

In den letzten Monaten dieſes Winters, während der

zahlreichen Maskeraden und Hofbälle, kamen meine frühern Kammercavaliere Alexander Villebois und Zacharias Czernitscheff, die als Obersten in die Armee versetzt waren, wieder zum Vorschein. Da sie mir sehr ergeben waren, war ich sehr froh sie wiederzusehen und empfing sie in entsprechender Weise. Sie ihrerseits vernachlässigten Nichts und keine Gelegenheit mir Beweise ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit zu geben. Bei den öffentlichen Bällen wechselte ich meinen Anzug gewöhnlich dreimal; meine Kleidung war sehr gewählt und wenn mein Maskenanzug allgemein Beifall fand, so erschien ich grade deßhalb nie wieder darin, weil ich die Regel befolgte, daß ein Anzug, wenn er einmal großen Effect gemacht, zum zweitenmal nur einen geringeren hervorbringen könne. Bei den Hofbällen, wo das Publikum nicht zugegen war, kleidete ich mich so einfach als möglich, was die Kaiserin, welche es nicht gern sah, wenn man in reichem Kostüm erschien, sehr gut aufnahm. So oft jedoch die Damen Befehl hatten, in Männerkleidern zu kommen, kam ich in prächtigem, ganz mit Gold gestickten Anzug, oder in Kleidern vom feinsten Geschmack, und dies ging ohne Kritik durch, ja es gefiel der Kaiserin, ich kann nicht sagen aus welchem Grunde. Gewiß ist, daß die Coquetterie am Hofe damals einen hohen Grad erreicht hatte und die Frage war, wer es verstehe, die Feinheiten des Anzugs in größter Vollendung zu entfalten. Ich erinnere mich, daß bei einer dieser öffentlichen Maskeraden, als alle Andern sich die kostbarsten neuen Kleider machen ließen, so daß ich daran verzweifelte, die übrigen Damen zu übertreffen, es mir in den Sinn kam, ein Mieder von starkem weißen Tuch (ich hatte damals eine sehr schlanke Taille)

und einen Rock von demſelben Stoff mit einem kurzen Reifrock anzuziehn. Meine Haare, die ſehr lang, ſehr voll und ſehr ſchön waren, ließ ich nach hinten zurückkämmen und ſie mit einer weißen Schleife en queue de renard zuſammenflechten; in meine Haare ſteckte ich eine Roſe mit Knospen und Blättern, die die Natur auf's täuſchendſte nachahmte, eine andre befeſtigte ich an meinem Mieder. Eine Krauſe vom weißeſten Tülle band ich um den Hals, nahm Manſchetten und eine Schürze von demſelben Tülle und begab mich auf den Ball. So wie ich eintrat, bemerkte ich leicht, daß alle Augen ſich auf mich richteten. Ohne anzuhalten, ging ich durch die Gallerie in die dahinterliegenden Gemächer. Ich begegnete der Kaiſerin, welche ſagte: „Nein, welche Einfachheit! nicht ein einziges Schönpfläſterchen!“ Ich lachte und erwiderte, es ſei nur um leichter gekleidet zu ſein. Sie zog ihre Büchſe mit Schönpfläſterchen aus der Taſche, nahm eins von mittlerer Größe und legte es mir in's Geſicht. Indem ich ſie verließ, ging ich raſch in die Galerie, wo ich meinen Vertrauten das Schönpfläſterchen zeigte. Daſſelbe that ich bei den Günſtlingen der Kaiſerin und da ich ſehr vergnügt war, tanzte ich mehr als gewöhnlich. Ich erinnere mich nie in meinem Leben von allen Seiten mehr Lobeserhebungen gehört zu haben als an dieſem Tage. Man ſagte ich ſei ſchön wie der Tag und von eigenthümlichem Eclat. Um die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich mich nie für ſchön gehalten, aber ich gefiel und ich glaube darin lag meine Stärke. Ich kehrte nach Hauſe zurück, ſehr befriedigt über meine Erfindung der Einfachheit, indeß alle andern Anzüge von ſeltnem Reichthum waren.

Unter ſolchen Vergnügungen ging das Jahr 1750 zu

Ende. Frau von Arnheim tanzte beſſer als ſie ritt. Ich erinnre mich eines Tages, wo es ſich zwiſchen ihr und mir darum handelte, zu wiſſen, welche von uns beiden zuerſt müde werden würde; es fand ſich, daß ſie dies war und daß ſie, auf einem Seſſel ſitzend, bekannte, ſie könne nicht mehr, während ich den Tanz fortſetzte.

Zweite Abtheilung.

Von 1751 bis zu Ende des Jahres 1758.

Zu Anfang des Jahres 1751 kam der Großfürst, der ganz wie ich, zu dem Gesandten des Wiener Hofes, Grafen Bernis, eine große Zuneigung gefaßt hatte, auf den Gedanken, mit ihm über die Holstein'schen Angelegenheiten zu reden, über die Schulden, mit welchen das Land belastet, und über die Unterhandlung mit Dänemark, welche unter seiner Erlaubniß begonnen war. Er forderte mich eines Tages auf, auch mit Graf Bernis darüber zu sprechen, worauf ich erwiderte, wenn er es befehle, werde ich es nicht unterlassen. In der That näherte ich mich auf dem ersten Maskenball dem Grafen Bernis, als er an der Balustrade stand, in deren Innern man tanzte und sagte ihm, der Großfürst habe mir befohlen, mit ihm über die Angelegenheiten Holsteins zu reden. Graf Bernis hörte mich mit großem Interesse und vieler Aufmerksamkeit an. Ich sagte ihm also offen heraus: da ich jung sei und Keinen habe, der mir rathe, da ich mich außerdem vielleicht schlecht auf Politik verstehe und keine Erfahrung zu meinen Gunsten anführen könne, so gehörten meine Ideen ganz mir. Sie möchten der Kenntniß vieler Thatsachen entbehren, doch zu-

nächſt ſcheine es mir, daß die Lage Holſteins nicht ſo verzweifelt ſei als man ſie darzuſtellen ſuche, ſodann, was den Austauſch ſelbſt betreffe, ſähe ich ſehr wohl ein, daß derſelbe von größerm Nutzen für Rußland ſein könne, als für die Perſon des Großfürſten; als Erbe des Thrones aber müſſe ihm das Intereſſe des Reiches theuer ſein und wenn es für dieſes Intereſſe nothwendig ſei Holſtein abzutreten, um den fortwährenden Streitigkeiten mit Dänemark ein Ende zu machen, ſo würde es ſich, in Beziehung auf Holſtein, nur um den günſtigſten Moment handeln, wann der Großfürſt ſeine Zuſtimmung gebe. Mir ſcheine, daß der gegenwärtige dies nicht ſei, weder für das Intereſſe noch für den perſönlichen Ruhm des Großfürſten. Es könne jedoch eine Zeit kommen, wo die Umſtände dieſen Akt weit bedeutſamer und ruhmvoller für ihn und vielleicht vortheilhafter für Rußland machen würden. Augenblicklich habe das Ganze ein Anſehen von offenbarer Intrigue, deren Gelingen auf den Großfürſten einen Schein von Schwäche werfen müſſe, von dem er ſich vielleicht nie in der öffentlichen Meinung wieder herſtellen könne. Es ſeien, ſo zu ſagen, erſt wenige Tage ſeit er die Regierung des Landes in Händen habe; er liebe dies Land leidenſchaftlich und trotzdem ſei man dahin gelangt, ihn, ohne daß er ſelbſt eigentlich wiſſe warum, zu dem Austauſch mit Oldenburg zu überreden, welches ihm ganz unbekannt und weiter von Rußland entfernt ſei; während außerdem der Hafen von Kiel in den Händen des Großfürſten für die ruſſiſche Schifffahrt wichtig werden könne. Graf Bernis ging auf alle meine Gründe ein und ſagte zuletzt: „Als Geſandter habe ich keine Inſtruktionen über dieſen Gegenſtand, aber als Graf Bernis, glaube ich,

daß Sie Recht haben.“ Der Großfürſt ſagte mir nachher, der Geſandte habe ihm bemerkt: „Alles was ich Ihnen über dieſe Sache ſagen kann, iſt, daß ich glaube, daß Ihre Gemahlin Recht hat und daß Sie gut thun würden ihren Rath anzunehmen.“ In Folge davon wurde der Großfürſt ſehr gegen die Unterhandlungen abgekühlt. Man bemerkte dies und fing ſeitdem an, ſeltener mit ihm davon zu ſprechen.

Nach dem Oſterfeſte bezogen wir, wie gewöhnlich, den Palaſt von Peterhof, wo indeß unſer Aufenthalt von Jahr zu Jahr kürzer wurde. Dieſes Jahr ereignete ſich dort ein Vorfall, welcher den Hofleuten viel zu ſchwatzen gab. Er entſprang aus den Intriguen der Herren Schuwaloff. Oberſt Békétoff, von dem ich bereits oben geſprochen, kam aus Langerweile und da er zur Zeit ſeiner Begünſtigung nicht wußte was er thun ſolle, (obgleich er damals in ſo hoher Gunſt ſtand, daß man jeden Tag erwartete, einen von beiden aus ihrer Stellung weichen zu ſehen, nämlich Békétoff vor Iwan Schuwaloff oder dieſen vor jenem). Oberſt Békétoff kam auf den Einfall, die kleinen Sänger der Kaiſerin bei ſich ſingen zu laſſen. Er faßte zu mehreren von ihnen, wegen der Schönheit ihrer Stimmen, eine große Zuneigung und da er ſelbſt und ſein Freund Jélagin Verſe machten, ſo dichteten ſie Lieder, welche die Kinder ſangen. Dieſer Sache gab man eine gehäſſige Auslegung; man wußte, daß die Kaiſerin Nichts mehr verabſcheute, als Laſter dieſer Art. Békétoff ging in der Unſchuld ſeines Herzens mit den Kindern im Garten ſpazieren; man rechnete ihm dies als Verbrechen an. Die Kaiſerin begab ſich auf einige Tage nach Zarskoe-Selo und kam dann nach

Peterhof zurück, indeß Bésétoff, angeblich wegen Krankheit, dort bleiben mußte. Er blieb wirklich mit Jélagin dort, wurde an einem hitzigen Fieber krank, an dem er zu ſterben fürchtete und träumte in ſeinen Phantaſien nur von der Kaiſerin, mit der er aufs Ernſthafteſte beſchäftigt war. Er erholte ſich. Allein er blieb in Ungnade und entfernte ſich vom Hofe. Er wurde hierauf in die Armee verſetzt, wo er keinen Erfolg hatte, denn er war für das Kriegshandwerk ein zu verweichlichter Menſch.

Um dieſe Zeit gingen wir nach Oranienbaum, wo alle Tage Jagden ſtattfanden. Zu Anfang des Herbſtes, im September, kehrten wir in die Stadt zurück. Die Kaiſerin ſtellte Leon Nariſchkin als Kammercavalier an unſerm Hofe an. Er war ſo eben mit ſeiner Mutter, ſeinem Bruder und deſſen Frau und ſeinen drei Schweſtern aus Moskau eingetroffen. Es war einer der ſonderbarſten Menſchen die ich gekannt und nie habe ich mehr über Jemanden gelacht, als über ihn. Er war ein geborner Harlequin und wäre er nicht durch ſeine Geburt geweſen, was er war, ſo hätte er ſich durch ſeine wirklich komiſchen Talente ernähren und reich werden können. Es fehlte ihm durchaus nicht an Geiſt; er hatte von Allem reden hören und Alles nahm in ſeinem Kopf eine eigenthümliche Geſtalt an. Er war im Stande über irgend eine Kunſt oder Wiſſenſchaft Vorleſungen zu halten, gebrauchte die techniſchen Ausdrücke und ſprach eine Viertelſtunde oder noch länger — und zuletzt verſtand weder er ſelbſt, noch irgend ein Anderer etwas von den zuſammengeflickten Worten, die ſeinem Munde entſtrömten, bis endlich Alle in lautes Gelächter ausbrachen. Von der Geſchichte ſagte er z. B.: er liebe keine Geſchichte, in der

Geſchichten wären und eine gute Geſchichte müſſe frei ſein von Geſchichte, die Geſchichte werde ſonſt zum Phoebus. Auch über Politik ſprach er unnachahmlich; wenn er davon anfing, konnte der Ernſthafteſte nicht widerſtehen. Er behauptete auch, daß gut geſchriebene Comödien meiſtentheils langweilig ſeien.

Kaum war er bei Hofe angeſtellt, als die Kaiſerin ſeiner älteren Schweſter den Befehl gab, ſich mit einem gewiſſen Séniavin zu vermählen und denſelben aus dieſem Grunde unſerm Hofe als Kammercavalier beiordnete. Die Nachricht war ein Donnerſchlag für das Fräulein, denn ſie heirathete dieſen Menſchen nur mit dem größten Widerſtreben. Auch das Publikum nahm dieſe Heirath ſchlecht auf. Man ſchob die Schuld auf Schuwaloff, den Günſtling der Kaiſerin, der vor ſeiner Begünſtigung eine zärtliche Neigung für das Fräulein gehabt hatte und behauptete ſie werde zu einer ſo ſchlechten Parthie gezwungen, damit er ſie aus dem Geſicht verliere. Es war dies eine Art wahrhaft tyranniſcher Verfolgung. Kurz ſie heirathete ihn, wurde ſchwindſüchtig und ſtarb.

Ende September bezogen wir den Winterpalaſt. Der Hof litt damals ſo großen Mangel an Meubeln, daß dieſelben Spiegel, Betten, Stühle, Tiſche und Kommoden, die wir im Winterpalaſt gebrauchten, uns in den Sommerpalaſt und von dort nach Peterhof, ja ſelbſt nach Moskau folgten. Während des Transports wurde eine ziemliche Anzahl zerſtoßen und zerbrochen und man gab ſie uns in dieſem Zuſtande, ſo daß es oft faſt unmöglich war ſie zu benutzen. Da man nun eines beſondern Befehls der Kaiſerin bedurfte, um andre zu erhalten, da die Kaiſerin mei-

ſtentheils ſchwer zugänglich oder ganz unzugänglich war, ſo entſchloß ich mich, allmälig Kommoden und die unentbehrlichſten Meubeln, ſowohl für den Winterpalaſt als für den Sommerpalaſt, von meinem eigenen Gelde zu kaufen; wenn ich dann von einem Palaſt in den andern überſiedelte, fand ich alles Nothwendige ohne Mühe und ohne die Nachtheile des Transports vor. Dieſe Einrichtung gefiel dem Großfürſten und er that für ſeine Zimmer daſſelbe. Was Oranienbaum anging, welches dem Großfürſten gehörte, ſo richteten wir in dem dortigen Palaſt Alles auf unſre eignen Koſten ein. Mein Zimmer meublirte ich ganz und gar auf meine Koſten, um jeden Streit und jede Schwierigkeit zu vermeiden, denn Se. Kaiſerliche Hoheit, obſchon ſehr verſchwenderiſch in der Befriedigung Seiner Launen, war dies durchaus nicht in Allem was mich betraf und im Allgemeinen nichts weniger als freigebig. Aber inſofern das was ich in meinen Zimmern aus meiner Börſe einrichtete, zur Verſchönerung ſeines Hauſes beitrug, war er ausnehmend damit zufrieden.

Im Laufe des Sommers faßte Madame Tſchoglokoff eine ſo große und wahrhafte Zuneigung zu mir, daß ſie, nach unſrer Rückkehr in die Stadt, nicht ohne mich leben mochte und ſich langweilte, wenn ich nicht in ihrer Nähe war. Der Grund dieſer Zuneigung war der, daß ich diejenige, welche es ihrem Herrn Gemahl gefallen hatte mir zu beweiſen, nicht im Geringſten erwiderte, was in den Augen ſeiner Frau als ein beſonderes Verdienſt erſchien. Es kam wenig Geſellſchaft zu ihr, aber immer mehr als in meine Zimmer, wo ich meiſt allein mit Leſen beſchäftigt war, wenn der Großfürſt nicht eintrat, um mit großen

Schritten auf- und abzugehen und mir von Dingen zu reden, die ihn intereſſirten, für mich aber nicht den geringſten Werth hatten. Sein Auf- und Abgehen dauerte ein bis zwei Stunden und wiederholte ſich mehrerermal des Tages; ich mußte an ſeiner Seite bleiben, bis meine Kräfte gänzlich erſchöpft waren, mußte ihm aufmerkſam zuhören, ihm antworten — und ſeine Bemerkungen hatten meiſtens weder Hand noch Fuß, häufig ſpielte er mit den ſonderbarſten Einfällen. So erinnere ich mich, daß er während eines ganzen Winters mit dem Plane beſchäftigt war, bei Oranienbaum ein Luſthaus in Form eines Kapuzinerkloſters bauen zu laſſen, in welchem er, ich und ſein ganzer Hof Kapuzinerkleider tragen ſollten. Er fand dieſe Art des Anzugs reizend und bequem. Jeder ſollte einen Eſel haben und alle abwechſelnd dieſen Eſel austreiben, um Waſſer und Lebensmittel in das ſogenannte Kloſter zu ſchaffen. Er ſchüttelte ſich vor Lachen über die herrlichen, amüſanten Wirkungen, welche ſeine Erfindung hervorbringen würde. Er forderte mich auf, eine Bleiſtiftſkizze dieſes ſchönen Werkes zu entwerfen und jeden Tag mußte ich etwas hinzufügen oder verändern. So entſchloſſen ich nun auch war, gefällig und geduldig gegen ihn zu ſein, ſo geſteh' ich doch offen, daß ich oft vor Langerweile bei ſeinen Beſuchen, Promenaden und Unterhaltungen beinahe umkam, denn dieſelben waren von einer Abgeſchmacktheit, wie ich nie etwas Aehnliches erlebt habe. Wenn er hinausging, ſchien mir das langweiligſte Buch eine köſtliche Unterhaltung.

Zu Anfang des Herbſtes begannen die Hofbälle und die öffentlichen Bälle, die Anzüge und die Auswahl der Maskenkleider wieder bei Hofe. Graf Zacharias Czernitſcheff kehrte

nach Petersburg zurück. Da ich, wegen unſerer alten Bekanntſchaft, immer ſehr freundlich mit ihm verkehrte, hing es nur von mir ab, ſeine Aufmerkſamkeiten diesmal zu deuten wie es mir gefiel. Er fing damit an mir zu ſagen, daß er finde ich ſei ſehr viel ſchöner geworden. Es war das erſte mal in meinem Leben, daß Jemand mir ſo etwas ſagte. Ich war nicht übel zufrieden damit. Ich that mehr: ich hatte die Gutmüthigkeit zu glauben, daß er die Wahrheit ſage. Bei jedem Ball machte er neue Bemerkungen derſelben Art. Eines Tages brachte die Fürſtin Gagarin mir eine Deviſe von ihm, der ich, als ich ſie erbrach, es anſah, daß ſie geöffnet und wieder geſchloſſen worden war. Das Billet war, wie gewöhnlich, gedruckt, aber es enthielt zwei ſehr zärtliche und gefühlvolle Verſe. Ich ließ mir nach dem Diner Deviſen bringen und ſuchte nach einem Billet, welches, ohne mich zu compromittiren, auf jenes antwortete. Ich fand ein ſolches; ſteckte es in eine, eine Orange darſtellende Deviſe und gab dieſelbe der Fürſtin Gagarin, welche ſie dem Grafen Czernitſcheff einhändigte. Den folgenden Tag brachte ſie mir eine andere von ihm zurück; doch diesmal fand ich darin ein Billet mit einigen Zeilen von ſeiner Hand. Ich antwortete ſogleich und ſo befanden wir uns mitten in einer regelmäßigen, ganz ſentimentalen Correſpondenz. Als er beim nächſten Maskenball mit mir tanzte, ſagte er, er habe mir tauſend Dinge zu ſagen die er weder dem Papier anvertrauen, noch auch in eine Deviſe ſtecken könne, welche die Fürſtin Gagarin vielleicht in ihrer Taſche zerbreche oder unterwegs verliere; er bitte mich, ihm in meinem Zimmer oder wo ich ſonſt es für paſſend halte, einen Augenblick Gehör zu gewähren. Ich erwiderte ihm, dies ſei eine Un-

möglichkeit, meine Zimmer seien unzugänglich und eben so wenig könne ich sie verlassen. Er sagte, er wolle, wenn es nöthig sei, sich als Bedienter verkleiden; aber ich schlug ihm dies rund ab und es blieb bei unsrer in Terrinen versteckten Correspondenz. Zuletzt ahnte die Fürstin Gagarin unser Geheimniß, grollte mir, daß ich sie als Ueberbringerin benutzt und wollte keine Terrinen mehr annehmen.

1752.

So endete das Jahr 1751 und begann das Jahr 1752. Am Schlusse des Carnevals reiste Graf Czernitscheff zu seinem Regimente zurück. Einige Tage vor seiner Abreise, (es war Sonnabend) mußte mir zur Ader gelassen werden. Den Mittwoch darauf lud Tschoglokoff uns nach seiner an der Newamündung gelegenen Insel ein. Auf derselben lag ein Haus, mit einem Saal in der Mitte und mehreren Zimmern an beiden Seiten. Neben diesem Hause hatte er Rutschbahnen einrichten lassen. Ich fand bei meiner Ankunft den Grafen Worenzeff dort, der als er mich sah, ausrief: „Ich werde sie fahren; ich habe einen prächtigen kleinen Schlitten für die Rutschbahn machen lassen.“ Da er mich oft vorher gefahren hatte, nahm ich sein Anerbieten an und sogleich ließ er seinen Schlitten herbeibringen. Es befand sich ein kleiner Sessel darin, worauf ich mich niederließ; er stellte sich hintenauf und wir glitten hinab. Allein in der Mitte des Abhangs war Graf Worenzeff nicht mehr Herr des kleinen Schlittens. Der Schlitten stürzte um, ich fiel nieder und Graf Worenzeff, der einen sehr schweren und

ungeſchickten Körper hatte, fiel auf mich, oder vielmehr auf meinen linken Arm, an welchem mir vor vier bis fünf Tagen zur Ader gelaſſen war. Ich erhob mich, er auch und wir begaben uns zu Fuß nach einem Heſſchlitten, welcher auf die Niedergleitenden wartete und ſie nach dem Abfahrtspunkte zurückbrachte, um, wenn ſie wollten, von Neuem hinunterzugleiten. Als ich mit der Fürſtin Gagarin, welche mir mit Graf Iwan Czernitſcheff gefolgt war, in dieſem Schlitten ſaß, während jener und Worenzoff hintenauf ſtanden, fühlte ich in meinem linken Arm eine Hitze entſtehen, deren Urſache ich mir nicht erklären konnte. Ich faßte mit der rechten Hand in den Aermel meines Pelzes, um zu ſehn was es wäre und fand die Hand, als ich ſie zurückzog, mit Blut bedeckt. Ich ſagte den beiden Grafen und der Fürſtin: mir ſcheine, meine Ader ſei aufgeſprungen und das Blut fließe aus dieſer. Sie ließen den Schlitten ſchneller fahren und ſtatt nach der Rutſchbahn begaben wir uns nach Hauſe. Dort fanden wir Niemand als einen Tafeldecker. Ich legte meinen Pelz ab, der Tafeldecker gab uns Eſſig und Graf Czernitſcheff übernahm das Amt des Chirurgen. Wir verabredeten uns, nicht über dieſes Abenteuer zu reden. Nachdem mein Arm verbunden war, kehrte ich nach dem Rutſchberge zurück. Ich tanzte dann ſpäter am Abend, ſoupirte und wir kamen ſehr ſpät zu Hauſe, ohne daß Jemand ahnte was mir begegnet ſei; doch ſchmerzte mich jene Stelle des Arms faſt einen Monat lang; allein auch dies verlor ſich allmälig.

Während der Faſtenzeit hatte ich einen heftigen Zwiſt mit Madame Tſchoglokeff und zwar aus folgenden Gründen. Meine Mutter lebte ſeit einiger Zeit in Paris. Der

ältere Sohn des Generals Iwan Feodorowitsch Glebeff, welcher von dort zurückkehrte, überbrachte mir von meiner Mutter zwei Stücke sehr reichen und schönen Stoffes. Als ich sie, im Beisein Skurin's, der sie in meinem Toilettenzimmer ausbreitete, ansah, entfuhr mir die Bemerkung, diese Stoffe seien so schön, daß ich mich versucht fühle, sie der Kaiserin anzubieten; und wirklich wartete ich nur auf einen Augenblick um mit Ihrer Kaiserlichen Majestät, die ich nur sehr selten und noch dazu meistens bei öffentlichen Gelegenheiten sah, darüber zu sprechen. Ich erwähnte meine Absicht nicht gegen Madame Tschoglokoff; es war ein Geschenk, welches ich mir allein vorbehielt. Ich verbot Skurin, irgend Jemandem wieder zu sagen, was mir in seinem Beisein entfahren war. Er jedoch hatte nichts Eiligeres zu thun als es Madame Tschoglokoff wiederzuerzählen. Einige Tage darauf trat Madame Tschoglokoff eines schönen Morgens in mein Zimmer und sagte: die Kaiserin lasse mir für meine Stoffe danken, sie habe einen davon behalten und den andern schicke sie mir zurück. Ich fiel wie aus den Wolken als ich dies hörte. Ich erwiderte: „Wie soll ich das verstehn?“ Madame Tschoglokoff fuhr hierauf fort: da sie gehört, daß ich meine Stoffe für Ihre Kaiserliche Majestät bestimmt, habe sie der Kaiserin dieselben überbracht. Im ersten Augenblick wurde ich so zornig wie ich mich nicht besinne je gewesen zu sein. Ich stammelte, ich vermochte kaum zu sprechen. Doch sagte ich Madame Tschoglokoff: ich hätte mir ein Fest daraus gemacht der Kaiserin diese Stoffe zu überreichen und sie beraube mich dieses Vergnügens, indem sie meine Stoffe ohne mein Wissen fortnehme und sie auf solche Art Ihrer Kaiserlichen Majestät über-

bringe; ſie, Madame Tſchoglokoff, könne meine Abſichten nicht kennen, da ich nicht mit ihr davon geredet und wenn ſie davon wiſſe, ſo ſei dies nur durch den Mund eines verrätheriſchen Domeſtiken, der ſeine Herrin verrathe die ihn täglich mit Wohlthaten überhäufe. Madame Tſchoglokoff, die immer ihre eignen Gründe hatte, erwiderte und behauptete gegen mich: es ſei mir nicht geſtattet über irgend Etwas ſelber mit der Kaiſerin zu reden; ſie habe mir den betreffenden Befehl Ihrer Majeſtät kund gethan und meine Diener ſeien verpflichtet, Alles was ich ſagte, ihr zu überbringen; jener Menſch habe alſo nur ſeine Pflicht gethan und ſie die ihrige, indem ſie ohne mein Wiſſen die von mir für die Kaiſerin beſtimmten Stoffe Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät überbracht habe und alles ſei ganz in der Ordnung. Ich ließ ſie reden, weil der Zorn mich ſtumm machte. Endlich entfernte ſie ſich. Ich ging hierauf in ein kleines Vorzimmer, wo Skurin ſich gewöhnlich am Morgen aufhielt und wo meine Garderobe war. Als ich ihn dort fand, gab ich ihm mit all meiner Kraft eine derbe Ohrfeige und ſagte ihm: er ſei ein Verräther und der undankbarſte Menſch, da er Madame Tſchoglokoff hinterbracht habe, weron ich ihm zu ſprechen verboten; während ich ihn mit Wohlthaten überhäufe, verrathe er ſelbſt meine unſchuldigſten Worte; allein von dieſem Tage an werde ich Nichts mehr geben und ihn fortjagen und ausprügeln laſſen. Ich fragte, was er ſich von ſeinem Betragen verſpreche; denn ich bleibe immer was ich ſei, während die Tſchoglokoffs, gehaßt und verabſcheut von Allen wie ſie ſeien, zuletzt durch die Kaiſerin ſelbſt fortgejagt werden würden, die früher oder ſpäter gewiß ihre Einfältigkeit und ihre Unfähigkeit für die Stellung, in welche

ein böswilliger Mensch sie aus Intrigue versetzt habe, erkennen würde. Wenn er wolle, könne er gehn und wiedererzählen was ich ihm gesagt; für mich werde dies sicherlich ohne Folgen bleiben, aber was für ihn selbst daraus entstehe, werde er sehn. Mein Diener stürzte bitterlich weinend vor mir auf die Kniee, und bat mich mit einem Ausdruck von Reue um Verzeihung, der mir aufrichtig schien. Dies rührte mich und ich antwortete: sein künftiges Betragen werde mir den Weg zeigen, den ich hinsichtlich seiner einzuschlagen habe und meine Handlungsweise werde abhängen von der seinigen. Er war ein intelligenter Mensch, dem es nicht an Geist fehlte und er hat später niemals sein Wort gegen mich gebrochen; im Gegentheil ich erhielt Beweise des größten Eifers und der wahrhaftesten Treue von ihm, unter den schwierigsten Verhältnissen. Ich beklagte mich so viel ich konnte über den Streich, den Madame Tschoglokoff mir gespielt hatte, damit die Sache zu den Ohren der Kaiserin gelange. Die Kaiserin dankte mir für meine Steife als sie mich sah; ich erfuhr aus dritter Hand daß sie die Art auf welche Madame Tschoglokoff verfahren, mißbillige und damit war die Sache zu Ende.

Nach dem Osterfeste bezogen wir den Sommerpalast. Ich bemerkte schon seit einiger Zeit, daß der Kammerherr Sergius Soltikoff sich häufiger als gewöhnlich bei Hofe zeigte. Er kam immer mit Leon Narischkin, der Alle durch seine schon eben geschilderte Originalität amüsirte. Die Fürstin Gagarin, welche ich sehr gern hatte und die sogar meine Vertraute war, konnte Sergius Soltikoff nicht ausstehen. Leon Narischkin galt für einen sehr originellen, übrigens aber bedeutungslosen Menschen. Sergius Solti-

koff suchte sich soviel als möglich bei den Tschoglokoffs einzuschmeicheln. Da diese nun weder liebenswürdig, noch geistreich, noch unterhaltend waren, mußten seine Bemühungen auf verborgenen Absichten beruhen. Madame Tschoglokoff war damals guter Hoffnung und oft unpäßlich. Weil sie nun erklärte, ich unterhalte sie im Sommer nicht weniger gut als im Winter, wünschte sie oft, mich bei sich zu sehen. Sergius Soltikoff, Leon Narischkin, die Fürstin Gagarin und mehrere Andere besuchten sie auch gewöhnlich, wenn kein Concert beim Großfürsten oder kein Theater bei Hofe war. Die Concerte langweilten Tschoglokoff, obgleich er nie dabei fehlte; Sergius Soltikoff fand ein eigenthümliches Mittel ihn zu beschäftigen. Ich weiß nicht auf welche Weise er in dem schwerfälligsten, aller Phantasie und alles Geistes barsten Menschen eine leidenschaftliche Neigung zur Verfertigung von Gedichten zu wecken vermochte, welche ohne jeden Sinn und Verstand waren. Nachdem wir dies entdeckt hatten, baten wir Tschoglokoff jedesmal wenn wir ihn los zu sein wünschten, ein neues Gedicht zu machen. Dann setzte er sich mit großem Eifer in eine Ecke des Zimmers, meist in die Nähe des Ofens und beschäftigte sich mit der Abfassung seines Gedichtes, was den ganzen Abend ausfüllte. Man fand sein Gedicht reizend und ermunterte ihn so, fortwährend neue zu machen. Leon Narischkin setzte seine Lieder in Musik und sang sie mit ihm. Unterdessen unterhielt man sich ungestört im Zimmer und sagte was man wollte. Ich besaß einen dicken Band von diesen Gedichten, weiß aber nicht was daraus geworden ist.

Bei einem dieser Concerte ließ mich Sergius Soltikoff vernehmen, was die Ursache seiner Aufmerksamkeiten war.

Ich antwortete ihm zuerſt nicht; als er von Neuem über denſelben Gegenſtand zu ſprechen anfing, fragte ich ihn: was er ſich davon verſpreche? Er entwarf darauf ein ebenſo glänzendes als leidenſchaftliches Bild des höchſten Glückes. Ich erwiderte: „Und Ihre Frau die Sie erſt vor zwei Jahren aus Leidenſchaft geheirathet und von der man ſagt, daß Sie bis zum Wahnſinn in ſie verliebt ſeien, ein Gefühl das ſie mit gleicher Glut erwidert, was wird ſie davon ſagen?“ Hierauf bemerkte er: nicht Alles ſei Gold was glänze und er büße ſchwer für einen Augenblick der Verblendung. Ich that was in meinen Kräften ſtand, ihn auf andere Gedanken zu bringen — ich glaubte das gelinge mir — er that mir leid. Unglücklicherweiſe hörte ich ihn an. Er war ſchön wie der Tag und Niemand kam ihm an dem großen Hofe, geſchweige denn an unſerm kleinen Hofe, gleich. Es fehlte ihm nicht an Geiſt, noch an jener Gewandtheit in Kenntniſſen, Benehmen und Rückſichten, welche die große Welt und beſonders das Hofleben verleiht. Er war ſechsundzwanzig Jahre alt. Kurz, Geburt und manche andre Eigenſchaften machten ihn zu einem glänzenden Cavalier. Seine Fehler wußte er zu verbergen; die größten waren ſeine Neigung zum Intriguiren und ſein Mangel an Grundſätzen; dieſe waren in meinen Augen wenig entwickelt. Ich widerſtand ihm während des Frühlings und eines Theils des Sommers. Ich ſah ihn faſt täglich, änderte aber mein Benehmen gegen ihn nicht. Ich verkehrte mit ihm wie mit allen Andern, ſah ihn nur in Gegenwart des Hofes, oder doch mehrerer Hofleute. Eines Tages kam mir der Gedanke, mich ſeiner zu entledigen, indem ich ihm ſagte, er komme übel an; und hinzufügte:

„Was wissen Sie denn? vielleicht ist mein Herz schon von einem Andern erobert?“ Doch ich bemerkte, daß diese Worte, statt ihn zu entmuthigen, seinen Bewerbungen nur eine heißere Leidenschaft einflößten. Von meinem lieben Gemahl war bei allen diesen Vorgängen nie die Rede, weil es eine ausgemachte Sache war, daß selbst die in welche er verliebt war, ihn nicht liebenswürdig fanden; und verliebt war er fortwährend, ja er machte, so zu sagen, allen Frauen den Hof. Nur die welche den Namen der seinigen trug, war von seiner Beachtung ausgeschlossen.

Um diese Zeit lud uns Tscheglokoff zu einer Jagd auf seine Insel ein. Wir begaben uns dorthin in einer Schaluppe. Unsere Pferde waren vorausgeschickt. Gleich nach unsrer Ankunft bestieg ich mein Pferd und wir holten die Hunde ab. Sergius Soltikoff erspähte den Moment, als die Andern mit der Verfolgung der Hasen beschäftigt waren, um sich mir zu nähern und mich von seinem Lieblingsthema zu unterhalten. Ich hörte ihm aufmerksamer als gewöhnlich zu. Er entwarf mir die Grundzüge des Planes, den er sich ausgedacht, um, wie er sagte, das Glück, dessen man unter solchen Verhältnissen genießen könnte, in ein tiefes Geheimniß zu hüllen. Ich blieb stumm und er machte sich mein Schweigen zu Nutze, um mich zu überreden, daß er mich leidenschaftlich liebe; mich zu bitten, ich solle ihm gestatten zu glauben, daß er mir wenigstens nicht gleichgültig sei. Ich erwiderte, ich könne ihn nicht hindern, sich seinen Phantasieen hinzugeben. Endlich verglich er sich mit andern Persönlichkeiten des Hofes und drängte mich zu dem Geständnisse: daß er diesen vorzuziehen sei, woraus er dann schloß, ich ziehe ihn überhaupt wirklich vor. Ich lachte über

das, was er sagte, aber im Grund gestand ich mir, daß er mir sehr gefalle. Nach einer anderthalbstündigen Unterhaltung forderte ich ihn auf, sich zu entfernen, weil ein so langes Gespräch Verdacht erregen könne. Er erwiderte, er werde sich nicht entfernen, wenn ich ihm nicht vorher sagte daß er mir gefalle. Ich antwortete: „Ja, ja, aber gehen Sie!“ Er erwiderte: „Ich werde mir dies gesagt sein lassen“ und gab seinem Pferde die Sporen, indeß ich ausrief: „Nein, nein!“ und er wiederholte: „Ja, ja“. So trennten wir uns. Nach dem auf der Insel gelegenen Hause zurückgekehrt, gingen wir zum Souper. Während desselben erhob sich ein heftiger Sturm, welcher die Meereswellen so hoch aufpeitschte, daß sie die Treppenstufen des Hauses umspülten und die ganze Insel mehrere Fuß tief unter Wasser stand. Wir waren genöthigt, auf Tschoglokoff's Insel zu bleiben, bis Sturm und Wellen sich gelegt hatten, was bis zwei oder drei Uhr Morgens dauerte. Während dieser Zeit sagte mir Sergius Soltikoff: der Himmel selbst begünstige ihn heute, weil er ihn länger meines Anblicks genießen lasse; und viele andere Bemerkungen ähnlicher Art. Er hielt sich schon für sehr glücklich. Ich dagegen war dies nicht. Tausend Befürchtungen quälten meinen Geist; ich war, meiner eigenen Empfindung zufolge, an jenem Tage mürrisch und unzufrieden mit mir selbst. Ich hatte geglaubt, seine Gedanken und meine eigenen lenken und erziehen zu können und ich sah ein, daß beides schwer, wo nicht unmöglich war.

Zwei Tage später sagte mir Sergius Soltikoff: ein Kammerdiener des Großfürsten, ein Franzose, Namens Breffen, habe ihm erzählt, Seine Kaiserliche Hoheit habe

in Ihrem Zimmer geäußert: „Sergius Soltikoff und meine Gemahlin täuschen Tschoglokoff, machen ihn glauben was ſie wollen und lachen dann über ihn.“ In der That war an dieſer Bemerkung des Großfürſten etwas Wahres. Ich rieth ihm daher, künftig vorſichtiger zu ſein. Einige Tage nachher bekam ich eine ſchlimme Halsentzündung, von bitzigem Fieber begleitet, welche drei Wochen dauerte. Die Kaiſerin ſchickte während dieſer Zeit die Fürſtin Kurakin zu mir, damit ich ſie zu ihrer damals ſtattfindenden Vermählung mit dem Fürſten Labanoff coiffiren ſolle. Sie ſetzte ſich zu dieſem Zweck im Hofkleide mit großem Reifrock auf mein Bett und ich verſuchte was ich konnte. Da aber Madame Tſchoglokoff ſah, daß ich nicht im Stande ſei, ihren Haarputz zu vollenden, forderte ſie die Dame auf, mein Bett zu verlaſſen und machte fertig, was noch zu thun war. Ich bin ihr ſeit jener Zeit nicht wieder begegnet.

Der Großfürſt war damals in Fräulein Martha Iſaëwna Schafiroff verliebt, welche die Kaiſerin mir vor Kurzem, zugleich mit ihrer älteren Schweſter, Anna Iſaëwna, beigegeben hatte. Sergius Soltikoff, ein Dämon in Intriguen wie er war, ließ ſich mit den beiden Damen ein, um zu erfahren, was der Großfürſt den Schweſtern über ihn geſagt haben möge, was er ſich dann zu Nutze zu machen dachte. Die Mädchen waren arm, ziemlich einfältig und ſehr intereſſirt und wurden wirklich nach kurzer Zeit äußerſt vertraut mit ihm.

Unterdeſſen gingen wir nach Oranienbaum, wo ich wieder täglich ausritt und, mit Ausnahme der Sonntage, nur Männerkleider trug. Tſchoglokoff und ſeine Frau waren ſanft wie Lämmer geworden. Ich hatte in Madame

Tſchoglokoff's Augen ein neues Verdienſt: ich liebte und liebkoste eins ihrer Kinder, das ſie bei ſich hatte. Ich machte ihm Kleider und ſchenkte ihm Gott weiß was für Spiel- und Putzſachen. Nun war die Mutter in dieſes Kind vernarrt, welches doch nachher ein Taugenichts wurde, der wegen ſeiner ſchlechten Streiche ſich eine fünfzehnjährige Feſtungshaft zuzog. Sergius Soltikoff war Freund, Vertrauter und Rathgeber von Herrn und Madame Tſchoglokoff geworden. Sicherlich konnte Niemand, der geſunden Menſchenverſtand hatte, ſich der Qual unterwerfen, das unſinnige Geſchwätz von zwei hochmüthigen, anmaßenden und egoiſtiſchen Narren den ganzen Tag mit anzuhören, ohne daß er ein ſehr großes Intereſſe dabei gehabt hätte. Man ahnte, man ſetzte voraus, welches Intereſſe er dabei haben könne; das Gerücht davon gelangte nach Peterhof, zu den Ohren der Kaiſerin. Nun geſchah es damals ſehr häufig, daß Ihre Kaiſerliche Majeſtät, wenn Sie Luſt zu ſchelten hatte, ihren Zorn nicht gegen das richtete, was ihn mit Recht hätte erregen können, ſondern den Vorwand dazu von einer Seite hernahm, von der es Niemandem einfiel, ihren Unwillen zu erwarten. Es iſt dies die Bemerkung eines Hofmannes und ich habe ſie aus ſeinem eigenen Munde, nämlich vom Grafen Zacharias Czernitſcheff. In Oranienbaum war unſer ganzes Gefolge, Herren ſowohl als Damen, überein gekommen, ſich für den Sommer Anzüge von derſelben Farbe machen zu laſſen, oben grau, unten blau, mit einer Jacke von ſchwarzem Sammet und das Ganze ohne Garnituren. Eine ſolche Gleichförmigkeit war uns in mehr als einer Hinſicht bequem. An dieſe Kleidung nun hängte man ſich an und beſonders an die Thatſache, daß ich immer im

Reitkleide gehe und in Peterhof als Mann reite. An einem Gallatage ſagte die Kaiſerin zu Madame Tſchoglokoff: dieſe Art des Reitens ſei Schuld, daß ich keine Kinder bekomme und mein Anzug ſei unpaſſend; wenn ſie reiten wolle, ſo wechsle ſie ihre Kleidung. Madame Tſchoglokoff erwiderte: daß ich keine Kinder bekomme, ſei eine ganz andere Frage. Kinder könnten nicht ohne Urſache kommen und obgleich Ihre Kaiſerlichen Hoheiten ſeit dem Jahre 1745 verheirathet ſeien, ſo exiſtire eine ſolche Urſache doch bis jetzt nicht. Hierauf ſchalt Ihre Kaiſerliche Majeſtät Madame Tſchoglokoff, indem ſie bemerkte: es ſei ihre Schuld, daß ſie vernachläſſige, die dabei intereſſirten Perſonen hinſichtlich dieſes Punktes zu ermahnen; überhaupt zeigte ſie ſich ſehr verſtimmt und fügte hinzu: ihr Gemahl ſei eine Schlafmütze, die ſich von Rotznaſen leiten laſſe. Alles dies wurde innerhalb 24 Stunden ihren Vertrauten wieder erzählt. Bei dem Worte Rotznaſen ſchneuzten die Rotznaſen ſich und in einer von dieſen Rotznaſen beſonders abgehaltenen Berathung, wurde verfügt und beſchloſſen, daß, in ſtrenger Befolgung der Gefühle Ihrer Majeſtät, Sergius Soltikoff und Leon Nariſchkin eine ſcheinbare Ungnade ſeitens Tſchoglokoff's erleiden ſollten, über welche er ſelbſt wahrſcheinlich nicht im Unklaren ſein würde; daß ſie, angeblich wegen Krankheit ihrer Aeltern, ſich auf drei Wochen oder einen Monat in ihre Häuſer zurückziehen ſollten, um die dumpf umlaufenden Gerüchte zum Schweigen zu bringen. Dieſe Beſchlüſſe kamen pünktlich zur Ausführung und Tags darauf reiſ'ten ſie ab, um ſich einen Monat in den Schooß ihrer Familien zurückzuziehen. Ich änderte ſofort meinen Anzug; auch der andere war jetzt nutzlos geworden; die erſte Idee einer Gleichförmigkeit des

Anzuges war uns bei dem an den Gallatagen in Peterhof getragenen Koſtüme gekommen; daſſelbe war oben weiß, unten grün und das Ganze mit Silber galonnirt. Sergius Soltikoff, der brünett war, ſagte, mit dieſem Anzuge in Weiß und Silber ſehe er aus wie eine Fliege in der Milch. Uebrigens ſetzte ich meinen Verkehr mit den Tſchoglokoffs fort, obſchon ich große Langeweile dabei empfand. Gemahl und Gemahlin bedauerten die Abweſenheit der beiden Hauptheiden ihres Kreiſes — und ich war wahrlich nicht anderer Meinung. Die Krankheit von Sergius Soltikoff verlängerte ſeine Abweſenheit. Indeß forderte die Kaiſerin uns auf, von Oranienbaum zu ihr nach Kronſtadt zu kommen, da in ihrer Gegenwart das Waſſer in den Kanal Peter I. gelaſſen werden ſollte, den dieſer Kaiſer begonnen hatte und der ſoeben vollendet worden war. Sie war uns nach Kronſtadt vorangeeilt. Die Nacht nach ihrer Ankunft war ſehr ſtürmiſch und da Ihre Kaiſerliche Majeſtät uns von dort aus aufgefordert hatte, zu ihr zu kommen, glaubte ſie, wir befänden uns während dieſes Sturms auf dem Meere. Sie brachte die Nacht in größter Unruhe zu. Es ſchien ihr, als wenn ein Schiff, welches ſie aus ihren Fenſtern mit den Wellen kämpfen ſah, die Jacht ſein könne, auf welcher wir überfahren ſollten. Sie wandte ſich um Beiſtand an die Reliquien, welche ſie immer zur Seite ihres Lagers hatte. Sie trug dieſelben an's Fenſter und bewegte ſie nach einer dem mit den Wellen kämpfenden Schiff entgegengeſetzten Richtung. Mehreremal rief ſie aus, wir würden ſicherlich untergehen und dies ſei ihre Schuld, weil wir, nachdem ſie uns vor Kurzem getadelt, gleich nach der Ankunft der Jacht abgeſegelt ſeien, um ihr einen Beweis unſerer Ergebenheit

zu geben. Aber in der That kam die Yacht erſt nach dem Sturme in Oranienbaum an, ſo daß wir erſt am Nachmittage des folgenden Tages an Bord gingen. Wir blieben dreimal 24 Stunden in Kronſtadt. Während dieſer Zeit fand die feierliche Einſegnung des Kanals ſtatt und man ließ das Waſſer zum erſtenmale in dieſen Kanal. Am Nachmittage war großer Ball. Die Kaiſerin wollte in Kronſtadt bleiben, um das Waſſer wieder abfließen zu ſehen; allein ſie verließ es am dritten Tage, ohne daß man den Abfluß hatte bewirken können. Der Kanal wurde ſeit jener Zeit nicht wieder trocken gelegt, bis ich, während meiner Regierung, die Dampfmühle errichten ließ, welche ihn leert. Es würde außerdem unmöglich geweſen ſein, da der Boden des Kanals tiefer liegt als das Meer; doch dies wurde damals nicht in Erwägung gezogen.

Von Kronſtadt kehrte Jeder in das Seine zurück; die Kaiſerin ging nach Peterhof, wir nach Oranienbaum. Tſchoglokoff verlangte und erhielt die Erlaubniß, ſich für einen Monat auf eines ſeiner Güter zu begeben. Während ſeiner Abweſenheit war ſeine Frau Gemahlin eifrig bemüht, die Befehle der Kaiſerin buchſtäblich auszuführen. Zunächſt hatte ſie viele Berathungen mit Breſſen, dem Kammerdiener des Großfürſten. Dieſer fand in Oranienbaum eine hübſche Malerwittwe, Namens Groot; einige Tage gingen darauf hin, ſie zu überreden, ihr, ich weiß nicht was, zu verſprechen, ſodann ſie über das, was man von ihr wollte und wozu ſie ſich hergeben ſolle, aufzuklären. Hierauf wurde Breſſen beauftragt, Seine Kaiſerliche Hoheit mit dieſer jungen und ſchönen Wittwe bekannt zu machen. Ich bemerkte ſehr wohl, in welcher Aufregung Madame Tſchoglokoff ſich befand, doch

wußte ich nicht weshalb, bis endlich Sergius Soltikoff aus seinem freiwilligen Exil zurückkehrte und mir nach und nach zu verstehen gab, um was es sich handle. Endlich, mit großer Mühe, erreichte Madame Tschoglokoff ihren Zweck, und als sie sich dieser Thatsache vergewissert hatte, benachrichtigte sie die Kaiserin, daß ihre Wünsche erfüllt seien. Sie hoffte, für ihre Mühe reichlich entschädigt zu werden, allein hierin täuschte sie sich, denn sie erhielt Nichts. Doch behauptete sie: das Reich sei ihr zu großem Danke verpflichtet. Gleich nachher kehrten wir in die Stadt zurück.

Um jene Zeit gelang es mir, den Großfürsten zum Abbruch der Unterhandlung mit Dänemark zu bewegen. Ich erinnerte ihn an die Rathschläge des Grafen Bernis, der schon nach Wien zurückgekehrt war; er folgte mir und befahl, abzubrechen, ohne Etwas abzuschließen, was auch geschah. Nach einem kurzen Aufenthalte im Sommerpalast bezogen wir den Winterpalast.

Ich glaubte damals zu bemerken, daß Sergius Soltikoff anfing, sich weniger um mich zu bekümmern, daß er zerstreut, mitunter albern, anmaßend und ausgelassen werde. Dies quälte mich; ich redete ihn darauf an. Er gab mir schlechte Gründe, und behauptete, ich verstehe die außerordentliche Gewandtheit seines Benehmens nicht zu würdigen. Er hatte Recht, denn ich fand dasselbe sehr sonderbar. Einem Befehl zufolge bereiteten wir uns zur Reise nach Moskau vor. Am 14. December 1752 reisten wir von Petersburg ab. Sergius Soltikoff blieb dort und folgte uns erst mehrere Wochen später. Ich verließ Petersburg mit verschiedenen Anzeichen, daß ich guter Hoffnung sei. Wir reisten sehr schnell, Tag und Nacht. Auf der letzten Station vor Moskau ver-

ſchwanden jene Anzeichen unter heftigen Leibſchmerzen. Nach der Ankunft in Moskau konnte mir, bei der Wendung der Dinge, kein Zweifel mehr darüber bleiben, daß eine unzeitige Geburt ſtattgefunden habe. Madame Tſcheglokoff war in Petersburg zurückgeblieben, weil ſie eben von ihrem ſiebenten und letzten Kinde, einem Mädchen, entbunden worden war. Nachdem ſie ſich erholt hatte, folgte ſie uns nach Moskau.

1753.

Man hatte uns in Moskau einen von Holz gebauten Flügel eingeräumt, der erſt während des Herbſtes errichtet war, ſo daß das Waſſer an dem Gebälk niederlief und alle unſere Zimmer an einer ſeltſamen Feuchtigkeit litten. Dieſer Flügel beſtand aus zwei Abtheilungen, deren jeder fünf bis ſechs große Zimmer enthielt. Die nach der Straße liegenden waren für mich, die Hinterzimmer für den Großfürſten beſtimmt. Meine Kammermädchen und Kammerfrauen ſammt ihren Dienerinnen wurden in meinem Toilettezimmer untergebracht. So bewohnten denn ſiebzehn Mädchen und Frauen eine Stube; eine Stube, die freilich drei große Fenſter hatte, aber keinen Ausgang als mein Schlafzimmer, durch welches ſie, wenn ſie das Geringſte bedurften, paſſiren mußten. Natürlich war eine ſolche Einrichtung weder für ſie noch für mich bequem. Dennoch waren wir genöthigt, dieſe Unbequemlichkeit, dergleichen ich nie vorher geſehen, zu ertragen. Dazu befand ſich ihr Speiſeſaal in einem meiner Vorzimmer. Als ich ankam, war ich krank und um der eben erwähnten Unbequemlichkeit abzuhelfen, ließ ich

große Ofenſchirme in mein Schlafzimmer bringen, vermittelſt welcher ich daſſelbe in drei Theile theilte. Doch half dies ſo gut wie gar nichts, weil die Thüren ſich faſt unausgeſetzt öffneten und ſchloſſen und dies Oeffnen und Schließen unvermeidlich war. Am zehnten Tage endlich beſuchte mich die Kaiſerin und als ſie die fortwährende Paſſage bemerkte, ging ſie in das Nebenzimmer und ſagte zu meinen Frauen: „Ich werde einen andern Ausgang machen laſſen als den durch das Schlafzimmer der Großfürſtin.“ Allein was geſchah? Sie befahl die Errichtung einer Bretterwand, welche das Zimmer, in dem ſiebzehn Perſonen bereits mit Mühe untergebracht wurden, noch um ein Fenſter verkleinerte. Um alſo einen Korridor zu gewinnen, ſchnitt man einen Theil des Zimmers ab. Die Fenſterwand wurde nach der Straße zu durchbrochen und eine Treppe darunter angebracht, von der meine Frauen in die Straße hinabſteigen mußten. Unter ihren Fenſtern errichtete man Commoditäten für ſie und auch wenn ſie zum Diner gingen, mußten ſie die Straße paſſiren. Kurz dieſe Anordnung war ſo ſchlecht als ſie möglicherweiſe ſein konnte und ich wundere mich, daß dieſe ſiebzehn Frauen, zuſammengepackt und öfter krank wie ſie waren, in dieſer Wohnung nicht an einem Hautfieber ſtarben. Und dies Alles neben meinem Schlafzimmer, welches noch dazu mit Ungeziefer jeder Art ſo angefüllt war, daß ich dadurch am Schlafen verhindert wurde. Endlich kam Madame Tſchoglokoff, nachdem ſie ſich von ihrem Wochenbett erholt, in Moskau an und einige Tage ſpäter auch Sergius Soltikoff. Da Moskau ſehr groß und Jeder dort immer weit vom Andern entfernt iſt, benutzte er eine ſo vortheilhafte Localität, um die Verminderung ſeiner er-

dichteten oder wirklichen Bemühungen bei Hofe zu verbergen. Für mich war dies ſchmerzlich; aber er führte ſo gewichtige und gültige Gründe dafür an, daß mein Bedenken verſchwand, nachdem ich ihn geſehen und geſprochen hatte. Wir verabredeten, ich ſolle, um die Zahl ſeiner Feinde zu mindern, dem Grafen Beſtuſcheff etwas ſagen laſſen, was dieſem die Hoffnung geben konnte, daß ich ihm weniger fern ſtehe als bisher. Ich beauftragte mit dieſer Botſchaft einen gewiſſen Bremſe, der in Pechlins Holſtein'ſcher Kanzlei angeſtellt war, und wenn er nicht bei Hofe war, den Grafen Beſtuſcheff häufig beſuchte. Er übernahm meinen Auftrag mit großer Bereitwilligkeit und ſagte: der Kanzler ſei auf's Höchſte erfreut geweſen; er habe erklärt, ich möge mich, ſo oft ich wolle, an ihn wenden und wenn er mir nützlich ſein könne, bitte er mich, ihm einen ſichern Kanal anzugeben, vermittelſt deſſen wir uns gegenſeitig mitzutheilen vermöchten, was wir für geeignet hielten. Ich verſtand ſeine Abſicht und antwortete Bremſe: ich werde mir die Sache überlegen. Ich ſprach dann mit Sergius Soltikoff davon und wir beſchloſſen ſofort, daß er ſelbſt zu dem Kanzler gehen ſollte, was er, kurz nach ſeiner Ankunft, unter dem Vorwande eines Beſuchs, leicht thun konnte. Der Alte empfing ihn vortrefflich, unterhielt ſich mit ihm vertraulich über die innern Angelegenheiten unſres Hofes, über die Einfältigkeit der Tſcheglokoffs und bemerkte unter anderm: „Ich weiß, obgleich Sie ihr Vertrauter ſind, kennen Sie ſie doch eben ſo gut als ich, denn Sie ſind ein junger Mann von Geiſt.“ Hierauf ſprach er mit ihm von mir und meiner Lage, als hätte er in meinem Zimmer gewohnt und fügte dann hinzu: „In Anerkennung des Wohlwollens, welches die Großfürſtin

mir entgegenbringt, werde ich ihr einen kleinen Dienſt erweiſen, der wie ich glaube, ihr willkommen ſein wird. Ich werde ihr Madame Wladislawa, ſanft wie ein Lamm, zurückgeben und ſie ſoll mit ihr machen was ihr gefällt. Sie wird ſehen, daß ich kein ſolcher Währwolf bin, als man mich in ihren Augen dargeſtellt hat. Kurz, Sergius Soltikoff kehrte ſehr befriedigt von ſeiner Sendung und von ſeinem Manne zurück. Ihm ſelbſt hatte er eben ſo verſtändige als nützliche Rathſchläge gegeben. Alles dies beförderte unſer Einverſtändniß, ohne daß irgend ein Anderer davon wußte.

Um dieſe Zeit nahm Madame Tſchoglokoff, welche fortwährend ihr Lieblingsprojekt, über die Thronfolge zu wachen, im Kopfe hatte, mich eines Tages bei Seite und ſagte: „Hören Sie mich an, ich muß ganz aufrichtig mit Ihnen reden.“ Natürlich öffnete ich Augen und Ohren. Sie begann mit einer langen Einleitung nach ihrer Art und Weiſe: über ihre Anhänglichkeit an ihren Gemahl, über ihre Einſicht, über das was ſein und nicht ſein müſſe, damit man ſich liebe und ſich die ehelichen Bande erleichtere. Dann änderte ſie ihren Ton, indem ſie hinzufügte: zuweilen gebe es Verhältniſſe von höherem Intereſſe, welche eine Ausnahme von der Regel nothwendig machten. Ich ließ ſie reden ſo viel ſie wollte, ohne ſie zu unterbrechen, da ich nicht wußte was der Zweck ihrer Auseinanderſetzungen war, da das Ganze mich überraſchte und ich nicht klar erkannte, ob ſie mich in einen Hinterhalt locke oder aufrichtig rede. Indem ich leiſe dieſe Betrachtungen anſtellte, fuhr ſie fort: „Sie werden ſehen wie groß meine Vaterlandsliebe iſt und wie ernſt ich es meine. Ich zweifle nicht, daß Sie auf

Jemanden mit Vorliebe hinblicken. Ich laſſe Ihnen die Wahl zwiſchen Sergius Soltikoff und Leon Nariſchkin; irre ich nicht, ſo iſt es der letztere.“ Hierauf rief ich: „Nein, nein, gewiß nicht!“ Sie erwiderte: „Nun gut, wenn er es nicht iſt, ſo iſt es unzweifelhaft der Andre.“ Ich ſpielte die Einfältige in einem Grade, daß ſie mich wiederholt ſchalt, ſowohl in der Stadt, als auf dem Lande, wohin wir uns nach Oſtern begaben.

Damals ungefähr war es als die Kaiſerin dem Großfürſten Liveniſa und mehrere andere Güter, vierzehn bis fünfzehn Werſte von Moskau, zum Geſchenke machte; allein ehe ſie dieſe neuen Beſitzungen Seiner Kaiſerlichen Hoheit beſuchte, feierte die Kaiſerin in Moskau den Jahrestag ihrer Krönung. Es war der 25. April. Man kündigte uns an, ſie habe befohlen das Ceremoniell ſolle ganz daſſelbe ſein welches an dem wirklichen Krönungstage beobachtet worden war. Wir waren ſehr neugierig den Hergang zu ſehen. Am Vorabend begab ſie ſich zur Nachtruhe in den Kremlin. Wir blieben in dem Holzpalaſt an der Sloboda, und erhielten den Befehl zur Meſſe in die Kathedrale zu kommen. Um 9 Uhr Morgens verließen wir den Holzpalaſt in Staatskaroſſen, neben welchen die Bedienten zu Fuß hergingen, durchzogen im Schritt ganz Moskau (eine Entfernung von ſieben Werſten) und ſtiegen vor der Kirche aus. Gleich darauf langte die Kaiſerin mit ihrer Begleitung an. Sie trug die kleine Krone auf dem Haupte und der Kaiſerliche Mantel wurde, wie gewöhnlich, von den Kammerherren getragen. Sie begab ſich an ihren gewöhnlichen Platz in der Kirche — kurz in Allem war nichts Außerordentliches, was nicht bei jedem andern Feſte ihrer

Regierung ebenſo vorkam. In der Kirche war eine feuchte Kälte, wie ich ſie niemals ſo heftig empfunden habe. Ich wurde in meinem Hofkleid mit bloßem Halſe ganz blau und ſtarr von Froſt. Die Kaiſerin ließ mir ſagen ich ſolle einen Halskragen von Zobelpelz umhängen, aber ich hatte keinen bei mir. Sie ließ ſich ihre eignen herbeiholen, nahm einen davon und band ihn um. Ich ſah noch einen andern in dem Kaſten. Ich dachte ſie werde mir denſelben zum Umbinden ſchicken, aber ich täuſchte mich: ſie ließ ihn forttragen. Dies ſchien mir ein ziemlich ſtarkes Zeichen von Ungnade. Madame Tſchoglokoff, welche ſah daß ich vor Kälte zitterte, verſchaffte mir, ich weiß nicht woher, ein ſeidenes Taſchentuch, das ich um meinen Hals band. Am Schluß der Meſſe und der Predigt verließ die Kaiſerin die Kirche; wir hielten es für pflichtgemäß ihr zu folgen; allein ſie ließ uns ſagen wir könnten nach Hauſe zurückkehren. Wir begriffen nun, daß ſie allein auf dem Throne zu diniren beabſichtige und daß hierin das Ceremoniell des Krönungstages beobachtet werden ſolle, an welchem ſie auch allein dinirt hatte. Ausgeſchloſſen von dieſem Diner, kehrten wir zurück wie wir gekommen waren: in großer Feierlichkeit, unſre Bedienten zu Fuß und legten ſo vierzehn Werſte zurück, indem wir, von Kälte erſtarrt und vor Hunger faſt ſterbend, Moskau von einem Ende zum andern durchzogen. Wenn die Kaiſerin uns während der Meſſe in ſehr ſchlechter Laune zu ſein ſchien, ſo entließ ſie uns jetzt in nicht viel heiterer Stimmung, mit dem Beweiſe eines ſo wenig erfreulichen Mangels an Aufmerkſamkeit, — um nicht mehr zu ſagen. Bei den andern großen Feſten in welchen ſie auf dem Throne dinirte, hatten wir die Ehre gehabt mit

ihr zu ſpeiſen; diesmal entließ ſie uns öffentlich. Unterwegs ſagte ich dem Großfürſten mit dem ich allein im Wagen fuhr, meine Meinung darüber; er erklärte, er werde ſich beſchweren. Nach meiner Rückkehr klagte ich Madame Tſchoglokoff, ſtarr vor Kälte und abgemattet wie ich war, daß ich mich erkältet habe. Den Tag darauf fand ein Ball im Holzpalaſte ſtatt; ich gab mich für krank aus und ging nicht hin. Der Großfürſt ſchickte in der That über die Sache, ich weiß nicht was für eine Botſchaft, an die Schuwaloffs und ſie ſchickten ihm auch, ich weiß nicht was für eine, ihn befriedigende Antwort — dann war nicht weiter die Rede davon.

Etwa um dieſelbe Zeit erfuhren wir, daß Zacharias Czernitſcheff und der Oberſt Nicolaus Léontieff ſich im Hauſe Roman Woronzoffs beim Spiele erzürnt, mit den Degen in der Hand gefochten und daß Graf Zacharias Czernitſcheff eine gefährliche Verwundung am Kopfe erhalten habe. Sein Zuſtand war ſo bedenklich, daß man ihn nicht aus dem Hauſe Roman Woronzoffs in ſein eignes hatte bringen können. Er blieb dort, befand ſich ſehr ſchlecht und es war die Rede davon ihn zu trepaniren. Mich betrübte dies ſehr, denn ich hatte eine große Zuneigung zu ihm. Léontieff wurde auf Befehl der Kaiſerin verhaftet. Dies Duell füllte die ganze Stadt mit Kabalen, wegen der außerordentlich zahlreichen Verwandtſchaft beider Kämpfer. Léontieff war der Schwiegerſohn der Gräfin Romanzow und ein ſehr naher Verwandter der Panin und Kurakin. Ebenſo hatte ſein Gegner Verwandte, Freunde und Beſchützer. Der Vorfall hatte ſich ereignet im Hauſe des Grafen Roman

Worenzoff; der Kranke befand ſich bei ihm. Endlich ſchwand die Gefahr, die Sache wurde beigelegt und vergeſſen.

Im Laufe des Monats Mai ſtellten ſich wieder Anzeichen von Schwangerſchaft bei mir ein. Wir begaben uns nach Libenitza, dem Gute des Großfürſten, zwölf bis vierzehn Werſte von Moskau. Das ſteinerne Haus, welches Fürſt Menſchikoff früher dort errichtet hatte, war verfallen; wir konnten nicht darin wohnen. Zur Aushülfe ſchlug man Zelte im Hofe auf. Morgens zwiſchen drei und vier Uhr wurde mein Schlaf unterbrochen von den Schlägen der Art und dem Lärm, den man bei dem Bau eines Flügels von Holz machte, welcher in aller Eile, ſo zu ſagen zwei Schritte von unſern Zelten, errichtet wurde, damit wir während des Reſtes des Sommers einen Ort hätten, wo wir wohnen könnten. Später gingen wir meiſtens auf die Jagd oder promenirten umher — doch ritt ich nicht mehr, ſondern fuhr im offnen Wagen. Gegen den Peterstag kehrten wir nach Moskau zurück. Ich wurde damals ſo ſchlafmüde, daß ich jeden Tag bis Mittag ſchlief und nur mit Mühe zum Diner geweckt wurde. Die Feier des Peterstags war wie gewöhnlich; ich kleidete mich an, war bei der Meſſe, beim Diner, beim Ball und beim Souper zugegen. Tags darauf fühlte ich Schmerzen im Kreuz. Madame Tſchoglokoff ließ eine Hebamme kommen, welche die unzeitige Geburt vorherſagte, die während der Nacht ſtattfand. Ich mochte zwei oder drei Monate guter Hoffnung geweſen ſein. Vierzehn Tage lang ſchwebte ich in Lebensgefahr, da man fürchtete ein Theil der Nachgeburt ſei zurückgeblieben. Doch verbarg man mir dieſen Umſtand. Endlich am vierzehnten Tage ging die Nachgeburt von ſelbſt, ohne Anſtrengung

und Schmerz ab. Ich mußte wegen dieſes Unfalls mein Zimmer in einer unerträglichen Hitze ſechs Wochen lang hüten. Die Kaiſerin beſuchte mich an demſelben Tage, wo meine Krankheit begann und ſchien durch meinen Zuſtand gerührt. Während jener ſechs Wochen, in denen ich das Zimmer zu hüten hatte, langweilte ich mich tödtlich. Meine ganze Geſellſchaft beſtand in Madame Tſchoglokoff (die noch dazu ſehr ſelten zu mir kam) und einer kleinen Kalmuckin, die ich gern hatte, weil ſie anmuthig war. Ich weinte oft vor Langerweile. Was den Großfürſten anging, ſo hielt er ſich meiſt in ſeinen Zimmern auf, wo einer ſeiner Kammerdiener Namens Karnowitſch, ein Ukrainer, ein eben ſo großer Narr als Trunkenbold, ihn nach Kräften unterhielt, indem er ihm Spielſachen, Wein und ſtarke Getränke brachte, ſo viel er konnte. Tſchoglokoff, den überhaupt Alle täuſchten und hintergingen, wußte hiervon Nichts. Doch während der geheimen nächtlichen Bacchanalien des Großfürſten mit ſeinen Kammerdomeſtiken, unter denen mehrere junge Kalmucken ſich befanden, hörte man oft wenig auf ſeine Befehle und bediente ihn ſchlecht. Denn in ihrer Trunkenheit wußten ſie nicht was ſie thaten und vergaßen, daß ſie mit ihrem Herrn zuſammen waren und daß dieſer Herr der Großfürſt war. Dann nahm Se. Kaiſerliche Hoheit zu Stockſchlägen und flachen Säbelhieben ſeine Zuflucht — allein trotzdem gehorchte ihm die Genoſſenſchaft ſchlecht und mehr als einmal beklagte er ſich über ſeine Leute bei mir und bat mich, ſie zur Vernunft zu bringen. Ich ging darauf in ſein Zimmer, ſchalt ſie, erinnerte ſie an ihre Pflichten und brachte ſie ſofort zum Gehorſam — ſo daß der Großfürſt wiederholt gegen mich äußerte und auch gegen

Breſſon wiederholte, er wiſſe nicht was ich mit ſeinen Leuten mache; er ſelbſt ſchelte ſie und könne ſie nicht zum Gehorſam bringen und ich erlange von ihnen Alles mit einem Worte. Als ich eines Tages zu demſelben Zweck das Zimmer Sr. Kaiſerlichen Hoheit betrat, fiel mein Blick auf eine große Ratte, die er, mit dem ganzen Apparat einer Hinrichtung, in der Mitte eines durch eine Bretterwand gebildeten Kabinets, hatte aufhängen laſſen. Ich fragte was dies bedeute; worauf er erwiederte, dieſe Ratte habe eine verbrecheriſche Handlung begangen, welche nach den Kriegsgeſetzen mit Hinrichtung beſtraft werde. Sie ſei über die Wälle einer Feſtung von Pappe geſprungen, die auf dem Tiſche in dieſem Kabinet ſtand, und habe zwei aus Zunder verfertigte Schildwachen, die auf den Baſtionen im Dienſte geweſen, aufgefreſſen. Er habe den Verbrecher nach den Kriegsgeſetzen verurtheilen laſſen. Sein Hühnerhund habe die Ratte erwiſcht und ſie ſei ſofort erhängt worden, wie ich ſie ſehe und ſolle als warnendes Beiſpiel drei Tage vor den Augen des Publikums ausgeſtellt bleiben. Ich konnte nicht umhin, über die unglaubliche Albernheit dieſes Vorgangs in lautes Lachen auszubrechen, erregte jedoch dadurch großes Mißfallen bei ihm. In Anbetracht der Wichtigkeit, die er der Sache beimaß, zog ich mich zurück und verſchanzte mich, als Frau, hinter meine Unkenntniß der Kriegsgeſetze. Allein er ließ nicht nach, mich wegen meines Lachens zu ſchelten, und doch konnte man zur Rechtfertigung der Ratte mindeſtens das anführen, daß ſie gehängt worden war, ohne daß man ſie aufgefordert ſich zu rechtfertigen, oder daß man ihre Rechtfertigung gehört hätte.

Während des diesmaligen Aufenthalts des Hofes in Moskau geschah es, daß ein Hoflakei verrückt und sogar toll wurde. Die Kaiserin befahl Boërhave, ihrem ersten Arzte, den Menschen zu behandeln. Er wurde in einem Zimmer nahe bei der Wohnung Boërhaves, der am Hofe lebte, untergebracht. Zufällig verloren während desselben Jahres noch mehrere andere Personen den Verstand. So wie die Kaiserin Kunde davon erhielt, nahm sie sie an den Hof und ließ sie in Boërhaves Nähe wohnen, so daß ein förmliches kleines Irrenhaus bei Hofe entstand. Ich erinnere mich, daß die merkwürdigsten Insassen desselben ein Major aus den Semenoffskischen Garden, Namens Tschedajeff, ein Oberstlieutenant Lintrum, ein Major Tschoglokoff und ein Mönch des Klosters Voskresensky waren, welcher letztere sich mit einem Rasirmesser die Geschlechtstheile abgeschnitten hatte — und andere mehr. Die Verrücktheit Tschedajeffs bestand darin, daß er Schach-Nadir, sonst Thamas-Kuli-Khan, Usurpator und Tyrann von Persien, für den lieben Gott hielt. Als es den Aerzten nicht gelingen wollte ihn von seiner Marotte zu heilen, übergab man ihn den Pfaffen. Diese überredeten die Kaiserin, den Teufel aus ihm austreiben zu lassen. Sie war selbst bei der Ceremonie zugegen; allein Tschedajeff blieb so verrückt als er war. Doch gab es Leute, die an seiner Verrücktheit zweifelten, weil er, Schah-Nadir ausgenommen, in jeder andern Beziehung vernünftig war. Ja, seine frühern Freunde fragten ihn wegen ihrer Angelegenheiten um Rath und er gab ihnen sehr verständige Rathschläge. Die welche ihn nicht für wahnsinnig hielten, führten als Grund seiner Affektation des Wahnsinns an, daß er in verzweifelte Verhältnisse ver-

wickelt geweſen ſei, aus denen er ſich durch dieſe Liſt gerettet habe. Zu Anfang der Regierung der Kaiſerin war er bei der Steuerreviſion angeſtellt; man hatte ihn der Erpreſſung angeklagt und aus Furcht verurtheilt zu werden, nahm er zu der erwähnten Phantaſie ſeine Zuflucht, wodurch er der Verurtheilung entging.

Mitte Auguſt 1753 kehrten wir auf das Land zurück. Die Kaiſerin begab ſich an ihrem Namenstage, den 5. September, in das Kloſter Voskreſensky. Während ſie ſich dort aufhielt, ſchlug der Blitz in die Kirche ein. Glücklicherweiſe befand ſich Ihre Kaiſerliche Majeſtät in einer Kapelle neben der Hauptkirche. Sie erfuhr das Geſchehene nur durch den Schreck ihrer Hofleute; niemand wurde durch den Vorfall weder verwundet noch getödtet. Kurze Zeit nachher kam ſie nach Moskau, und auch wir kehrten von Liberiſa dorthin zurück. Bei unſerer Rückkehr in die Stadt ſahen wir, wie die Prinzeſſin von Kurland der Kaiſerin für die Erlaubniß zu ihrer Vermählung mit Fürſt Georg Hovansky öffentlich die Hand küßte. Mit ihrem erſten Verlobten, Peter Soltikoff, der ſeinerſeits ſofort eine Fürſtin Suzoff heirathete, hatte ſie gebrochen. Ich befand mich am erſten November deſſelben Jahres, Nachmittags 3 Uhr, bei Madame Tſchoglokoff, als ihr Gemahl, Sergius Soltikoff, Leon Nariſchkin und mehrere andere Hofcavaliere das Zimmer verließen, um den Kammerherrn Schuwaloff zu ſeinem Geburtstage, der auf dieſen Tag fiel, zu beglückwünſchen. Madame Tſchoglokoff, die Fürſtin Gagarin und ich ſetzten unſere Unterhaltung fort. Plötzlich hörten wir Lärm in einer nahegelegenen kleinen Kapelle und ein paar jener Herren kamen zurück mit der Meldung, daß ſie die Säle

des Schloſſes nicht hätten paſſiren können, weil Feuer darin ausgebrochen ſei. Ich eilte ſogleich in mein Zimmer und indem ich durch ein Vorzimmer ging, ſah ich daß die Baluſtrade in der Ecke des großen Saals brannte. Dieſer Saal lag zwanzig Schritt von dem Flügel, welchen wir bewohnten. Als ich meine Zimmer erreichte, fand ich ſie ſchon voll von Soldaten und Domeſtiken, welche die Meubeln und Alles was ſie konnten, fortſchleppten. Madame Tſchoglokoff war mir gefolgt und da der Ausbruch des Feuers in allen Theilen des Hauſes das Einzige war was man erwarten konnte, verließen wir das Haus, beſtiegen den vor der Thüre wartenden Wagen des Kapellmeiſters Kraya, der zu einem Concert beim Großfürſten gekommen war und den ich ſelbſt vom Brande des Hauſes benachrichtigt hatte und betrachteten, weil die Straße durch kürzlich gefallene ſtarke Regengüſſe mit Koth bedeckt war, von dort die Feuersbrunſt ſowie die Bemühungen, die Meubeln aus allen Theilen des Hauſes fortzuſchaffen. Ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit einen ſonderbaren Zwiſchenfall; eine erſtaunliche Menge von Ratten und Mäuſen lief nämlich in langen Reihen die Treppe hinunter, ohne ſich eben ſehr zu beeilen. Wegen Mangel an Maſchinen und weil die wenigen welche da waren, ſich gerade unter dem brennenden Saale befanden, war es unmöglich, den großen Holzbau ſelbſt zu retten. Derſelbe nahm etwa die Mitte der ihn umgebenden Gebäude ein, mit einem Umfang von ungefähr zwei bis drei Werſten. Ich verließ ihn gerade um drei Uhr und um ſechs war jede Spur davon verſchwunden. Die Hitze wurde ſo groß, daß weder Madame Tſchoglokoff noch ich ſelbſt ſie länger aushalten konnten, wir ließen den Wagen ein paar hundert

Schritte ins Freie hinausfahren. Endlich kam Tschoglokoff mit dem Großfürsten, um uns zu melden, daß die Kaiserin sich in das Haus Pokrowsky begebe und daß sie befohlen habe, wir sollten das Haus Tschoglokoffs beziehen, welches an der rechten Ecke der großen Slobodastraße gelegen war. Wir begaben uns sofort dorthin. Dieses Haus enthielt einen Saal in der Mitte und vier Zimmer auf beiden Seiten. Man kann nicht unbequemer wohnen als wir in diesem Hause wohnten. Der Wind fuhr nach allen Weltgegenden hindurch, Fenster und Thüren waren halb verfault, Oeffnungen von 3—4 Zoll Breite in den Fußböden. Dazu war es voller Ungeziefer; die Kinder und die Diener Tschoglokoffs wohnten darin. Sowie wir es betraten, wurden sie hinausgeschickt und man quartirte uns in diesem entsetzlichen Hause ein, dem es an Meubeln fast ganz fehlte.

Am nächsten Morgen sah ich was sich Alles in einer Kalmuckennase befinden kann. Die kleine Kalmuckin welche ich bei mir hatte, sagte, als ich erwachte, indem sie mir ihre Nase zeigte: „Ich habe hier eine Haselnuß.“ Ich befühlte die Nase, ohne etwas zu finden. Aber den ganzen Morgen wiederholte das Kind ohne Aufhören, sie habe in ihrer Nase eine Haselnuß. Das Kind war 4—5 Jahre alt. Niemand wußte was sie unter der Haselnuß in ihrer Nase verstand. Gegen Mittag fiel sie im Laufen gegen einen Tisch, fing an zu weinen, zog ihr Taschentuch und schneuzte sich die Nase. Indem sie sich schneuzte, sah ich selbst die Haselnuß aus ihrer Nase fallen und nun begriff ich, daß eine Haselnuß, die man in jeder europäischen Nase bemerken würde, sich verbergen könne in der Höhlung einer Kalmuckennase,

welche zwiſchen zwei dicken Backen in das Innere des Kopfes eingeſetzt iſt.

Unſre Garderobe und Alles was wir bedurften, lag noch im Koth vor dem niedergebrannten Palaſt; wir erhielten ſie erſt in der Nacht und den Tag nachher. Was mir die größte Unruhe verurſachte, waren meine Bücher. Ich beendete damals gerade den vierten Band des Bayle'ſchen Lexikons, eine Lektüre zu der ich zwei Jahre gebraucht hatte, indem ich alle ſechs Monate einen Band durchſtudirte. Man kann ſich daher vorſtellen in welcher Einſamkeit ich mein Leben hinbrachte. Endlich brachte man mir die Bücher, auch meine Garderobe, die der Gräfin Schuwaloff u. ſ. w. fand ſich. Madame Wladislawa zeigte mir, der Curioſität halber, die Unterröcke dieſer Dame, welche hinten ganz mit Leder gefüttert waren, weil ſie ihren Urin nicht zurückhalten konnte. Dies war von ihrem erſten Wochenbett zurückgeblieben und die Unterröcke waren ganz von dem Geruch durchdrungen, ich ſchickte ſie ſo bald als möglich an ihre Beſitzerin. Die Kaiſerin verlor durch den Brand die ganze Maſſe ihrer nach Moskau gebrachten ungeheuern Garderobe. Sie erwies mir die Ehre mir mitzutheilen, daß ſie 4000 Kleider verloren und daß ſie von allen nur den Verluſt des Kleides bedauere, zu welchem ich ihr den Stoff geſchenkt hatte. Sie verlor außerdem noch viele Koſtbarkeiten, unter andern eine mit geſchnittenen Steinen verzierte Schaale, die Gräfin Romanzow für 8000 Dukaten in Conſtantinopel gekauft hatte. Alle dieſe Sachen befanden ſich in einer Garderobe über dem Saale worin das Feuer ausbrach. Dieſer Saal diente als Vorſaal zu dem Hauptſaale des Palaſtes. Um 10 Uhr Morgens waren die Ofenheizer ge-

kommen, um den Vorſaal zu heizen und hatten, nachdem ſie Holz in den Ofen gelegt, das Feuer wie gewöhnlich angeſteckt. Das Zimmer füllte ſich hierauf mit Rauch. Sie glaubten, derſelbe dringe durch einige nicht wahrnehmbare Ritzen des Ofens und bedeckten daher die Zwiſchenräume der Porzellanplatten mit Thon. Als nichtsdeſtoweniger der Rauch ſtärker wurde, ſuchten ſie nach den Ritzen im Ofen, und bemerkten, als ſie keine fanden, daß die Ritzen, aus welchen der Rauch hervordrang, zwiſchen den Scheidewänden des Zimmers ſich befanden. Dieſe Scheidewände waren von Holz. Sie holten nun Waſſer herbei und löſchten das Feuer im Ofen. Allein der Rauch wurde immer ſtärker und drang in das Vorzimmer, wo eine Schildwache der Garde zu Pferde ſtand. Die Schildwache, die ihren Poſten nicht zu verlaſſen wagte und zu erſticken fürchtete, drückte eine Fenſterſcheibe ein und erhob ein lautes Geſchrei; und als Niemand zu Hülfe kam oder ihr Schreien hörte, feuerte ſie ihr Gewehr durch das Fenſter ab. Man hörte den Knall in der Hauptwache, gegenüber dem Palaſte, eilte herbei und fand beim Eintreten überall einen dicken Rauch, aus dem man die Schildwache befreite. Die Heizer wurden verhaftet. Sie hatten geglaubt, daß ſie, ohne Jemand davon zu benachrichtigen, das Feuer löſchen oder doch die Vermehrung des Rauches hindern könnten; und waren hiermit in gutem Glauben fünf Stunden hindurch beſchäftigt geweſen.

Die Feuersbrunſt gab Tſchoglokoff Veranlaſſung zu einer unvermutheten Entdeckung. Der Großfürſt hatte in ſeinen Zimmern viele große Kommoden. Als man dieſe hinaustrug, zeigten einige offene oder ſchlecht verſchloſſene Fächer den Augen der Zuſchauer, was ſie enthielten. Wer hätte

es glauben ſollen? Die Schubladen enthielten nichts Anderes als eine ungeheure Menge Wein- und Liqueurflaſchen; ſie dienten Sr. Kaiſerlichen Hoheit als Keller. Tſchoglokoff erzählte mir davon. Ich ſagte ihm, ich wiſſe von dieſem Umſtande Nichts und ſo war es; aber ſehr häufig, ja faſt täglich, bemerkte ich die Trunkenheit des Großfürſten.

Wir blieben nach dem Brande ungefähr ſechs Wochen in dem Hauſe Tſchoglokoffs und da wir beim Hinausgehn oft an einem in einem Garten, nahe bei der Brücke Soltikoff gelegenen Hauſe vorbeikamen, welches der Kaiſerin gehörte und das Biſchofshaus hieß, weil die Kaiſerin es von einem Biſchof gekauft hatte; kam uns der Gedanke, die Kaiſerin, ohne Wiſſen Tſchoglokoffs, um die Erlaubniß zu bitten, dies Haus zu bewohnen, welches uns wohnlicher ſchien und geſchildert wurde, als das, in welchem wir uns befanden. Wir erhielten den Befehl, in das Biſchofshaus überzuſiedeln. Es war ein ſehr altes Haus von Holz, aus dem man nach keiner Seite eine Ausſicht hatte; da es über ſteinernen Kellern gebaut war, lag es höher als das, welches wir verlaſſen, welches nur aus einem Erdgeſchoß beſtand. Die Oefen waren ſo alt und ſo voller Ritzen, daß man das Feuer hindurchſcheinen ſah, wenn ſie geheizt wurden und der Rauch die Zimmer erfüllte. Wir litten daher an Kopf- und Augenſchmerzen. Man lief in dieſem Hauſe Gefahr, lebendig verbrannt zu werden, denn es war nur eine hölzerne Treppe darin und die Fenſter lagen hoch. In der That brach während unſres Aufenthalts zwei- bis dreimal Feuer aus, allein man löſchte zeitig. Ich bekam dort eine von hitzigem Fieber begleitete Halsentzündung. An demſelben Tage, als meine Krankheit begann, ſollte

Herr von Breitbardt, der von dem Wiener Hofe wieder nach Rußland geſchickt worden war, zum Abſchied bei uns ſoupiren. Er fand mich mit rothen, geſchwollenen Augen. Er glaubte ich habe geweint, und täuſchte ſich nicht. Langeweile, Unwohlſein, phyſiſches und moraliſches Unbehagen an der Läge, worin ich mich befand, hatten mich in tiefe Melancholie verſetzt. Ich hatte den ganzen Tag bei Madame Tſchoglokoff damit hingebracht, Die zu erwarten, Die nicht kamen, während ſie jeden Augenblick zu mir ſagte: „Es iſt ſchrecklich, wie man uns allein läßt.“ Ihr Gemahl hatte anderswo dinirt und die ganze Geſellſchaft war ihm gefolgt. Trotz aller Verſprechungen, ſich von der Tafel fortzuſtehlen, kam Sergius Soltikoff erſt mit Tſchoglokoff zurück. Alles dies verſtimmte mich tief. Einige Tage nachher erhielten wir endlich die Erlaubniß nach Liberitza zu gehn. Hier fühlten wir uns wie im Paradieſe. Das Haus war ganz neu und bequem eingerichtet, jeden Abend wurde getanzt und unſer ganzer Hof war wieder beiſammen. Auf einem dieſer Bälle bemerkten wir, wie der Großfürſt lange Zeit mit Tſchoglokoff flüſterte. Der letztere ſchien dann traurig, träumeriſch, verſchloſſener und mürriſcher als gewöhnlich. Als Sergius Soltikoff dies ſah und bemerkte, daß Tſchoglokoff ihm mit ſonderbarer Kälte begegnete, ſetzte er ſich zu Fräulein Martha Schafiroff und ſuchte von ihr zu erfahren, was es mit der ſo ungewöhnlichen Vertraulichkeit des Großfürſten und Tſchoglokoffs für eine Bewandtniß haben könne. Sie ſagte, daß ſie die Urſache nicht kenne. Der Großfürſt habe öfter gegen ſie geäußert: „Sergius Soltikoff und meine Frau täuſchen Tſchoglokoff auf eine unerhörte Weiſe. Er iſt in die Großfürſtin ver-

liebt; ſie kann ihn nicht ausſtehen. Sergius Soltikoff iſt Tſchoglokoffs Vertrauter. Er macht ihn glauben, daß er ſich bei meiner Frau für ihn bemühe, und ſtatt deſſen bemüht er ſich bei ihr nur für ſich ſelbſt. Und ſie, ſie kann den amüſanten Sergius Soltikoff ſehr wohl ausſtehen. Sie bedient ſich ſeiner um Tſchoglokoff zu regieren wie ſie will, und im Grunde macht ſie ſich luſtig über Beide. Ich muß dieſem armen Teufel von Tſchoglokoff, der mir leid thut, die Augen öffnen, ich muß ihm die Wahrheit ſagen; dann wird er ſehen, wer ſein wahrer Freund iſt, meine Frau oder ich." Nachdem Sergius Soltikoff dieſe gefährliche Unterredung und die unangenehme Situation, welche daraus hervorging, in Erfahrung gebracht hatte, erzählte er mir Alles wieder und ſetzte ſich dann zu Tſchoglokoff, indem er ihn fragte, was ihm fehle. Tſchoglokoff wollte ſich anfangs nicht erklären, ſeufzte einmal über das andere, beklagte ſich dann, wie ſchwer es ſei treue Freunde zu finden, bis endlich Sergius Soltikoff ihn nach ſo vielen Seiten hin- und herfragte, daß er den Inhalt ſeiner Unterredungen mit dem Großfürſten geſtand. Wenn man nicht Aufſchluß darüber erhielt, konnte man allerdings nicht ahnen, was ſie miteinander geſprochen hatten. Der Großfürſt hatte damit angefangen, Tſchoglokoff die größten Verſicherungen ſeiner Freundſchaft zu machen und bemerkt, nur in bedrängten Lebenslagen könne man die wahren Freunde unterſcheiden von den falſchen. Um ihm die Aufrichtigkeit der ſeinigen zu beweiſen, wolle er über eine wichtige Angelegenheit ganz offen mit ihm reden. Er wiſſe, daß Tſchoglokoff in mich verliebt ſei. Dies rechne er ihm nicht zum Verbrechen an; ich könne ihm liebenswürdig erſcheinen und man ſei nicht Herr ſeines

Herzens. Aber er müsse ihm bemerklich machen, daß er seine Vertrauten schlecht wähle. Denn er nehme ohne weiteres an, daß Sergius Soltikoff sein Freund sei und sich bei mir für ihn bemühe, während er sich allein für sich selbst bemühe und ihn als seinen Nebenbuhler mit Mißtrauen betrachte. Ich aber mache mich über sie Beide lustig. Wenn indeß Tscheglokoff seinem, dem Rathe des Großfürsten, folgen und sich ihm vertrauen wolle, so werde er sehen, daß er sein einziger und wahrhafter Freund sei. Tscheglokoff hatte dem Großfürsten aufs lebhafteste für sein Vertrauen und seine Freundschaftsbetheuerungen gedankt. Allein im Grunde hatte er alles Andere als Grille und als persönliche Phantasie des Großfürsten behandelt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß er keinesfalls großes Vertrauen in einen Freund setzen konnte, der durch seine Stellung sowohl, als seinen Charakter eben so unsicher als nutzlos war. Nachdem er sich so weit ausgesprochen, kostete es Sergius Soltikoff wenig Mühe, Ruhe und Heiterkeit in Tschoglokoffs Seele zurückzuführen; zumal da der letztere gewohnt war, den Reden eines Menschen, den man als einsichtslos kannte, wenig Bedeutung und Aufmerksamkeit beizumessen. Ich meinerseits gestehe, daß ich über die Mittheilungen des Großfürsten empört war und um ihn von dem Gegenstande abzubringen, ließ ich ihn merken, daß ich von dem zwischen ihm und Tscheglokoff Vorgegangenen unterrichtet sei. Er erröthete, antwortete nicht, entfernte sich, grollte mir und damit war die Sache zu Ende.

Nach Moskau zurückgekehrt, siedelte man uns aus dem Hause des Bischofs in die Gemächer des sogenannten Sem-

merhauſes der Kaiſerin über, welches vom Brande verſchont geblieben war. Die Kaiſerin hatte ſich binnen ſechs Wochen eine neue Wohnung errichten laſſen, zu welcher man das Gebälk aus dem Hauſe in Pérowa, dem des Grafen Hendrikoff und dem der Fürſten von Georgien herbeigeſchafft hatte. Zu Anfang des neuen Jahres zog ſie darin ein.

1754.

Die Kaiſerin feierte den erſten Januar 1754 in dieſem Hauſe und der Großfürſt und ich hatten die Ehre, mit ihr öffentlich unter dem Thronhimmel zu diniren. Bei Tafel ſchien Ihre Majeſtät ſehr heiter und geſprächig. Neben dem Throne waren Tiſche für mehrere hundert Gäſte aus den vornehmſten Klaſſen der Geſellſchaft gedeckt. Während des Diners fragte die Kaiſerin, wer jene magere häßliche Perſon mit dem Kranichhals ſei, die ſie dort ſitzen ſehe (ſie deutete auf den Platz). Man ſagte ihr, es ſei Fräulein Martha Schafinoff. Sie brach in lautes Lachen aus, wendete ſich zu mir und ſagte: dies erinnere Sie an ein ruſſiſches Sprüchwort: „Ein langer Hals iſt nur gut zum Aufhängen“. Ich konnte nicht umhin, über die Bosheit dieſes kaiſerlichen Witzwortes zu lächeln und es fiel nicht zu Boden. Die Hofleute wiederholten es von Mund zu Mund, ſo daß, als wir von der Tafel aufſtanden, ich ſchon mehrere Perſonen fand, die davon wußten. Ob der Großfürſt es gehört hatte,

weiß ich nicht, er erwähnte es nicht mit einer Sylbe und ich hütete mich, mit ihm darüber zu ſprechen.

Kein Jahr war ſo reich an Feuersbrünſten als das von 1753—1754. Es geſchah öfter, daß ich aus den Fenſtern meiner Gemächer im Sommerpalaſt zwei, drei, vier, ja fünf Feuersbrünſte zugleich an verſchiedenen Punkten Moskaus entdeckte. Während des Carnevals ordnete die Kaiſerin mehrere Bälle und Masqueraden in ihren Gemächern an. Ich bemerkte, wie ſie auf einem derſelben eine lange Unterredung mit der Generalin Matuſchkin hatte, welche nicht wollte, daß ihr Sohn ſich mit der Fürſtin Gagarin, meiner Ehrendame, vermähle. Allein die Kaiſerin überredete die Mutter, und die Fürſtin Gagarin, welche achtunddreißig wohlgezählte Jahre alt war, erhielt die Erlaubniß, Dimitri Matuſchkin zu heirathen. Sie ſowohl als ich ſelbſt waren ſehr froh darüber; es war eine Heirath aus Neigung und Matuſchkin war damals ſehr ſchön. Madame Tſchoglokoff zog nicht mit uns in die Sommerwohnung. Unter verſchiedenen Vorwänden blieb ſie mit ihren Kindern in ihrem nahe am Hofe gelegenen Hauſe. Allein in Wahrheit hatte ſie, ſo einſichtsvoll und ſo voller Liebe zu ihrem Gemahle ſie auch war, eine Leidenſchaft für den Fürſt Peter Repnin und eine entſchiedene Abneigung gegen ihren Gemahl gefaßt. Sie glaubte, ſie könne nicht glücklich ſein ohne eine Vertraute und ich ſchien ihr am zuverläſſigſten zu ſein. Sie zeigte mir alle Briefe, die ſie von ihrem Geliebten empfing und ich bewahrte ihr Geheimniß mit ſcrupulöſer Treue und Gewiſſenhaftigkeit. Sie ſah den Fürſten ſo geheim als möglich; nichts deſtoweniger fing dem Gemahl der Dame einiger Verdacht auf. Ein Officier der Garde zu Pferd,

Namens Kaminin, war Schuld daran. Dieſer Menſch war die Verkörperung der Eiferſucht und des Verdachts; es war ſein Charakter. Tſchoglokeff hatte ihn lange Zeit gekannt. Er wandte ſich an Sergius Soltikeff, der ihn zu beruhigen ſuchte. Ich hütete mich, Sergius Soltikeff mitzutheilen, was ich davon wußte, aus Furcht, er könne eine unfreiwillige Indiskretion begehen. Endlich klopfte der Gemahl auch bei mir an. Ich ſpielte die Einfältige und Ueberraſchte und ſchwieg.

Im Februar hatte ich Anzeichen von Schwangerſchaft. Grade am Oſtertage, während der Meſſe, wurde Tſchoglokeff an einer trocknen Kolik krank. Man gab ihm kräftige Arzneien, allein ſein Leiden verſchlimmerte ſich. In der Oſterwoche machte der Großfürſt mit unſern Hofcavalieren einen Spazierritt, an welchem auch Sergius Soltikeff Theil nahm. Ich blieb zu Hauſe, weil man Furcht hatte, mich in meinem Zuſtande ausgehen zu laſſen, nachdem ich zweimal unzeitige Wochen gehalten. Ich befand mich allein in meinem Zimmer, als Tſchoglokeff mich bitten ließ, zu ihm zu kommen. Ich ging und fand ihn im Bette. Er beklagte ſich bitterlich über ſeine Frau, ſagte mir, ſie ſehe Fürſt Repnin bei ſich, derſelbe komme zu Fuß zu ihr; während des Carnevals habe er ſie eines Tages, bei Gelegenheit eines Hofballs, im Harlequinskoſtüme beſucht. Kaminin habe ihn ausſpähen laſſen — und tauſend andere Einzelnheiten, die ich vergeſſen.

Grade als er in der größten Aufregung war, trat ſeine Frau ein. Er überhäufte ſie in meinem Beiſein mit Vorwürfen und ſagte, ſie verlaſſe ihn, während er krank darniederliege. Beide waren argwöhniſche bornirte Menſchen.

Ich war außer mir vor Angſt, ſeine Frau könne glauben, ich habe ihre Zuſammenkünfte, die er in allen Einzelnheiten ſchilderte, verrathen. Sie jedoch erwiderte ihm: es ſei nicht befremdlich, wenn ſie ihn für ſein Benehmen gegen ſie ſtrafe. Weder er noch irgend Jemand ſonſt könne ihr verwerfen, daß ſie bis dahin irgend welche Pflicht gegen ihn verletzt habe; ihm ſtehe es ſchlecht an, ſich zu beklagen. Dabei wendeten ſich Beide fortwährend an mich, als Richterin und Entſcheiderin deſſen, was ſie ſagten. Ich ſchwieg, aus Furcht, einen von ihnen oder beide zu beleidigen, oder mir eine Blöße zu geben. Mein Geſicht brannte vor Aufregung, ich war mit ihnen allein. Mitten im heftigſten Streit meldete mir Madame Wladislawa, daß die Kaiſerin in meine Gemächer eingetreten ſei. Ich eilte ſofort hinaus. Madame Iſchoglokoff folgte mir, blieb aber, wie ich nachher erfuhr, in einem Corridor ſtehen, aus welchem eine Treppe in den Garten führte, und ſetzte ſich auf die Treppe. Ich kam außer Athem in mein Zimmer. Die Kaiſerin war wirklich da. Als ſie bemerkte, daß ich roth und athemlos hereintrat, fragte ſie, wo ich geweſen ſei. Ich erwiderte: ich komme von Iſchoglokoff, dem es ſchlecht gehe und da ich gehört, daß ſie mir die Gnade erwieſen, mich zu beſuchen, ſei ich gelaufen, um ſo ſchnell als möglich zurückzukommen. Sie fragte mich nicht weiter aus; allein mir ſchien es, als ob ſie über meine Worte nachſinne und als habe ſie etwas Auffallendes in ihnen gefunden. Dennoch fuhr ſie fort, mit mir zu ſprechen. Sie fragte: wo der Großfürſt ſich befinde, weil ſie wußte, daß er ausgegangen war; und weder er noch ich wagten während der ganzen Regierung der Kaiſerin die Stadt oder ſelbſt das Haus zu verlaſſen,

ohne ſie um Erlaubniß gebeten zu haben. Madame Wladislawa war in meinem Zimmer. Die Kaiſerin richtete das Wort mehrermale an ſie, dann wieder an mich, ſprach von gleichgültigen Dingen und entfernte ſich nach einer kleinen halben Stunde, indem ſie mir ſagte, wegen meines Zuſtandes enthebe ſie mich daran, am 21. und 23. April öffentlich zu erſcheinen. Es überraſchte mich, daß Madame Tſchegleleff mir nicht gefolgt war. Ich fragte, nachdem die Kaiſerin ſich entfernt hatte, Madame Wladislawa, was aus ihr geworden ſei; ſie ſagte, daß ſie ſich auf die Treppe geſetzt und geweint habe. Nach der Rückkehr des Großfürſten erzählte ich Sergius Soltikoff, wie es mir während ihres Spazierritts ergangen ſei: wie Tſchegleleff mich hatte rufen laſſen, von meiner Aufregung bei der Unterhaltung zwiſchen ihm und ſeiner Frau und von dem Beſuche der Kaiſerin. Er ſagte: „Wenn die Sache ſich ſo verhält, ſo glaube ich, daß die Kaiſerin gekommen iſt, um zu ſehen, womit Sie ſich während der Abweſenheit Ihres Gemahls beſchäftigen und damit ſie ſieht, daß Sie ganz allein in Ihren Gemächern und bei Tſchegleleff waren, werde ich mit allen meinen Kameraden, über und über beſchmutzt wie wir ſind, zu Ivan Schuwaloff gehen.“ In der That begab er ſich, nachdem der Großfürſt ſich zurückgezogen hatte, mit Allen, die an dem Spazierritte Theil genommen, zu Ivan Schuwaloff, der am Hofe wohnte. Als ſie zu ihm kamen, erkundigte er ſich nach den Details ihres Spazierritts und Sergius Soltikoff ſagte mir nachher, aus ſeinen Fragen ſei ihm hervorgegangen, daß er ſich nicht getäuſcht habe.

Seit dieſem Tage nahm die Krankheit Tſchegleleffs eine mehr und mehr bedenkliche Wendung. Am 21. April,

meinem Geburtstage, wurde er von den Aerzten aufgegeben. Man setzte die Kaiserin davon in Kenntniß und sie befahl, wie sie in ähnlichen Fällen zu thun pflegte, den Kranken in sein eigenes Haus zu tragen, damit er nicht bei Hofe stürbe, weil sie sich vor Todten fürchtete. Mich betrübte es sehr von dem Zustande zu erfahren, in welchem Tschoglokoff sich befand. Er starb gerade zu einer Zeit als es, nach mehreren Jahren der Mühe und Arbeit, gelungen war, ihn nicht nur weniger schlecht und böswillig zu machen, sondern mit ihm umzugehen und selbst etwas bei ihm auszurichten, weil man seinen Charakter kennen gelernt hatte. Was seine Frau betraf, so liebte sie mich damals aufrichtig und war aus einem strengen böswilligen Argus eine treue und ergebene Freundin geworden. Tschoglokoff lebte in seinem Hause noch bis zum 23. April, dem Krönungstage der Kaiserin, wo er am Nachmittage verschied. Da ich fast jeden Augenblick nach ihm fragen ließ, kam mir die Nachricht sofort zu Ohren. Ich war wirklich traurig und weinte lange. Während der letzten Lebenstage Tschoglokoffs war auch seine Frau ans Bett gefesselt; er lag in dem einen, sie in dem andern Flügel des Hauses. Sergius Soltikoff und Frau Narischkin befanden sich in dem Zimmer Madame Tschoglokoffs als ihr Gemahl starb und da die Fenster geöffnet waren, flog ein Vogel hinein und setzte sich auf den Rand des Plafonds, gegenüber dem Bette Madame Tschoglokoffs. Als sie dies bemerkte, sagte sie: »Ich glaube mein Gemahl ist eben gestorben, lassen Sie fragen wie die Sachen stehn.« Man brachte die Botschaft daß er in der That gestorben sei. Sie sagte: dieser Vogel sei die Seele ihres Gemahls. Man suchte ihr zu beweisen,

daß es ein gewöhnlicher Vogel sei, allein er war nicht mehr aufzufinden. Man sagte nun er sei fortgeflogen, doch da Niemand ihn gesehen hatte, blieb sie überzeugt, es sei die Seele ihres Gemahls gewesen, die sie aufgesucht habe.

Nach dem Begräbniß Tschoglokoffs wollte seine Frau mich besuchen. Aber als die Kaiserin sie über die Zugbrücke kommen sah, schickte sie ihr einen Boten entgegen, welcher ihr anzeigte, daß sie ihres Dienstes bei mir enthoben sei und in ihr Haus zurückkehren möge. Es mißfiel Ihrer Kaiserlichen Majestät, daß sie als Mutter so bald ausging. Denselben Tag ernannte sie Alexander Iwanowitsch Schuwaloff zu der Stelle welche der verstorbene Tschoglokoff bei dem Großfürsten bekleidet hatte. Nun war dieser Schuwaloff, nicht an sich selbst, aber durch die Stellung welche er einnahm, der Schrecken des Hofes, der Stadt und des ganzen Reiches. Er war Präsident des Tribunals der Staatsinquisition, welche damals die Geheime Kanzlei hieß. Seine amtliche Beschäftigung hatte ihm, wie man sagte, eine Art convulsivischer Bewegung zugezogen, die, so oft er Freude, Zorn, Furcht oder Unruhe empfand, die ganze rechte Seite seines Gesichts, vom Auge bis zum Kinn, durchzuckte. Es war erstaunlich wie man diesen Menschen mit einer so abschreckenden Larve hatte wählen können, fortwährend in der Gesellschaft einer jungen Frau zu sein die guter Hoffnung war; denn hätte ich ein mit diesem unglücklichen Tic behaftetes Kind zur Welt gebracht, so würde mir dies sicherlich den Unwillen der Kaiserin zugezogen haben. Und doch hätte nichts leichter geschehen können, da ich ihn fortwährend sah, aber niemals gern sah, vielmehr meist mit einem Gefühl unwillkürlicher Abneigung,

wegen ſeiner Perſönlichkeit, ſeiner Verwandten und ſeines Amtes, von welchem letztern man ſehr bezweifelte, ob der geſellſchaftliche Zuſtand dadurch gebeſſert werde. Allein dies war nur der Anfang der ſchönen Zeit die man uns und beſonders mir bereitete. Tags darauf meldete man mir, daß die Kaiſerin mir wieder die Gräfin Romanzow beigeben werde. Ich wußte, daß dieſe die geſchworene Feindin Sergius Soltikoffs war, daß ſie die Fürſtin Gagarin ebenſowenig liebte, daß ſie meiner Mutter bei der Kaiſerin großes Unrecht gethan hatte. Ich verlor alſo für einen Augenblick alle Geduld, als ich davon hörte. Ich weinte bitterlich und ſagte dem Grafen Alexander Schuwaloff, wenn man mir die Gräfin Romanzow beigebe, würde ich darin ein großes Unglück für mich erkennen; denn dieſe Frau habe früher meiner Mutter durch Anſchwärzungen bei der Kaiſerin geſchadet und jetzt werde ſie mir auch daſſelbe thun. Als ſie bei uns geweſen ſei, habe man ſie gefürchtet wie die Peſt und wenn er kein Mittel finde dieſe Verordnung abzuwenden, würden viele Perſonen dadurch ins Unglück gerathen. Er verſprach, ſich darum zu bemühen und ſuchte mich zu beruhigen. Beſonders in der Sorge für meinen damaligen Zuſtand begab er ſich zu der Kaiſerin und drückte, als er zurückkam, die Hoffnung aus, daß die Kaiſerin mir die Gräfin Romanzow nicht beigeben werde. Wirklich hörte ich Nichts mehr davon und man beſchäftigte ſich ausſchließlich mit der Abreiſe nach Petersburg. Es wurde beſtimmt, daß wir 29 Tage unterwegs ſein, alſo jeden Tag nicht mehr als eine Poſtſtation zurücklegen ſollten. Ich hegte die größte Beſorgniß, man würde Sergius Soltikoff und Leon Narischkin in Moskau zurück-

laſſen; allein man hatte, ich weiß nicht aus welchem Grunde, die Gnade ſie mit auf die Liſte unſres Gefolges zu ſetzen.

Am 10. oder 11. verließen wir endlich den Moskauer Palaſt. Ich fuhr in einem Wagen mit der Gemahlin Graf Alexander Schuwaloffs, der langweiligſten Frau die man ſich denken kann, mit Madame Wladislawa und mit der Hebamme, ohne welche man nicht fertig werden zu können glaubte, weil ich guter Hoffnung war. Ich langweilte mich in dieſem Wagen zum Sterben und weinte beſtändig. Endlich ergriff die Fürſtin Gagarin, welche die Gräfin Schuwaloff perſönlich nicht liebte, weil ihre mit Golowkin, einem Vetter der Fürſtin, vermählte Tochter ſich gegen die Eltern ihres Gemahls ſehr wenig zuvorkommend bewies, einen Augenblick wo ſie ſich mir nähern konnte, um mir zu ſagen, daß ſie ſich bemühe Madame Wladislawa günſtig für mich zu ſtimmen, weil ſie und alle Andern fürchteten, die Hypochondrie in welche mein Zuſtand mich verſetze, möge mir und dem Kinde welches ich unter dem Herzen trage, ſchaden; ſowie daß Sergius Soltikoff mir weder von nah noch von fern ſich zu nähern wage, wegen der Aufſicht und fortwährenden Gegenwart des Schuwaloffs'ſchen Ehepaares. Wirklich gelang es ihr bei Madame Wladislawa Gehör zu finden und ſie, im Hinweis auf den Zuſtand von Unbequemlichkeit und fortwährendem Zwang, aus dem eben jene Melancholie entſprang, deren ich nicht mehr Herr werden konnte, zum Nachgeben zu bewegen. Es handelte ſich um ein ſo Geringes, um Nichts als um eine kurze Unterredung. Dieſelbe wurde mir endlich zugeſtanden. Nach 29 langweiligen Reiſetagen kamen wir ſo in Petersburg, im Sommerpalaſt, an. Der Großfürſt richtete ſich dort zuerſt

ein. Dies gewährte mir bisweilen die Möglichkeit einer Unterredung. Allein meine Melancholie hatte einen so hohen Grad erreicht, daß ich bei der geringsten Veranlassung immer Thränen im Auge hatte. Tausend Befürchtungen erfüllten meine Seele; kurz ich konnte mich nicht von dem Gedanken befreien, daß Alles auf die Entfernung Sergius Soltikoffs abziele.

Wir begaben uns nach Peterhof. Ich ging dort viel aus, doch mein Kummer folgte mir überallhin nach. Im Herbst kehrten wir in die Stadt, in den Sommerpalast zurück. Es war mir eine schmerzliche Ueberraschung als ich erfuhr, daß man für meine Niederkunft Zimmer einrichtete, welche an die der Kaiserin stießen und zu ihren Gemächern gehörten. Alexander Schuwaloff ging mit ihr hin, um sie in Augenschein zu nehmen. Ich fand zwei Zimmer wie alle andern im Sommerpalast, düster und nur mit einem Ausgang versehen, schlecht meublirt in rothem Damast, und fast ohne jede Bequemlichkeit in der Einrichtung. Ich sah voraus, daß ich hier isolirt, ohne alle Gesellschaft und sehr unglücklich sein werde. Ich äußerte dies gegen Sergius Soltikoff und die Fürstin Gagarin, die sich gegenseitig nicht leiden mochten, allein sich in der Freundschaft für mich vereinigten. Sie sahen Alles was ich sah; doch sie konnten Nichts daran ändern. Ich sollte diese von denen des Großfürsten sehr entfernten Zimmer am Mittwoch beziehen. Am Dienstag Abend ging ich zu Bett und wachte in der Nacht mit Schmerzen auf. Ich weckte Madame Wladislawa. Sie ließ die Hebamme holen und diese erklärte, daß die Zeit meiner Niederkunft da sei. Man weckte den Großfürsten, der in seinem Zimmer schlief und den Grafen Alexander

Schuwaloff. Der Letztere schickte nach der Kaiserin, welche bald darauf, etwa um zwei Uhr Morgens, eintrat. Gegen Mittag des folgenden Tages, am 20. September, wurde ich endlich von einem Sohn entbunden. Nachdem er angezogen war, ließ die Kaiserin ihren Beichtvater rufen, welcher dem Kinde den Namen Paul gab. Hierauf befahl sie der Hebamme das Kind zu nehmen und ihr zu folgen. Ich blieb auf dem Lager der Schmerzen. Nun stand dieses Lager einer Thür gegenüber, durch welche das Licht, hereinfiel; hinter mir waren zwei große Fenster die schlecht schlossen und zur Rechten und Linken zwei Thüren, von denen die eine in mein Toilettenzimmer, die andere in das von Madame Wladislawa bewohnte Zimmer führte. Nachdem die Kaiserin sich entfernt, ging auch der Großfürst hinaus, ebenso Herr und Madame Schuwaloff und bis drei Uhr sah ich Niemanden wieder. Ich hatte stark geschwitzt und bat Madame Wladislawa meine Wäsche zu wechseln und mich in's Bett zu geleiten. Sie erklärte sie wage nicht, dies zu thun. Sie schickte mehrmals nach der Hebamme, doch diese kam nicht. Ich verlangte zu trinken, doch immer erhielt ich die nämliche Antwort. Nach drei Stunden endlich kam die Gräfin Schuwaloff in großer Toilette zurück. Als sie mich noch an derselben Stelle liegen sah wie sie mich verlassen, schrie sie laut auf und erklärte, man werde mich auf diese Art tödten. Dies war sehr tröstlich für mich, nachdem ich seit dem Moment meiner Niederkunft schon in Thränen gebadet gewesen, verlassen wie ich war, auf einem schlechten unbequemen Lager, nach heftigen schmerzhaften Geburtswehen, zwischen Thüren und Fenstern die schlecht schlossen, ohne daß Jemand es wagte, mich in mein Zimmer zu zwei Schritte

entferntes Bett zu tragen, ohne daß ich ſelbſt die Kraft hatte mich hineinzuſchleppen. Madame Schuwaloff entfernte ſich ſogleich, wahrſcheinlich um die Hebamme zu holen, denn dieſe kam nach einer halben Stunde und ſagte, die Kaiſerin ſei ſo von dem Kinde in Anſpruch genommen, daß ſie ſich keinen Augenblick habe entfernen dürfen. An mich dachte man nicht. Dieſe Vergeßlichkeit oder Gleichgültigkeit war zum mindeſten nicht ſehr ſchmeichelhaft für mich. Ich verſchmachtete vor Durſt. Endlich brachte man mich in mein Bett. Dann ſah ich den ganzen Tag keine lebende Seele mehr, ebenſo wenig erkundigte man ſich nach meinem Befinden. Der Großfürſt trank mit ſeinen Genoſſen, die Kaiſerin war mit dem Kinde beſchäftigt. In der Stadt und im Reiche herrſchte große Freude über das glückliche Ereigniß. Den nächſten Tag begann ich unerträgliche rheumatiſche Schmerzen zu empfinden, die von der Hüfte an meinem linken Bein hinunterzogen. Ich wurde dadurch am Schlafen gehindert und bekam obendrein ein hitziges Fieber. Trotzdem bekümmerte man ſich nicht mehr um mich als vorher. Ich ſah Niemanden, Niemand fragte nach mir. Der Großfürſt kam in der That einen Augenblick in mein Zimmer, ging aber ſogleich wieder fort, indem er ſagte, er habe keine Zeit, zu bleiben. Ich that Nichts als Weinen und Stöhnen. Madame Wladislawa, die allein bei mir war, bedauerte mich, aber ſie konnte nicht helfen. Dazu mochte ich weder bedauert werden, noch mich beklagen. Mein Stolz ſträubte ſich dagegen und ſchon der Gedanke, unglücklich zu ſein, war mir unerträglich; bis dahin hatte ich gethan, was ich konnte, um es nicht zu ſcheinen. Ich hätte Graf Alexander Schuwaloff und ſeine Gemahlin ſehen

können; allein beide waren so einfältig und langweilig, daß ich mich immer freute, wenn sie abwesend waren. Am dritten Tage ließ die Kaiserin bei Madame Wladislawa nachfragen, ob eine Mantille von blauem Atlas, welche Ihre Kaiserliche Majestät am Tage meiner Niederkunft trug, weil es in meinem Zimmer sehr kalt war, nicht bei mir liegen geblieben wäre. Madame Wadislawa suchte diese Mantille überall und fand sie endlich in einer Ecke meines Toilettenzimmers, wo man sie nicht bemerkt hatte, weil man seit meiner Niederkunft dies Zimmer nur selten betrat. Nachdem sie die Mantille gefunden, schickte sie dieselbe sogleich zurück. Wie wir später hörten, hatte diese Mantille zu einem eigenthümlichen Vorfall Veranlassung gegeben. Die Kaiserin hatte keine bestimmte Zeit, wann sie zu Bette ging, wann sie aufstand, wann sie dinirte, soupirte oder Toilette machte. Eines Nachmittags, während der drei erwähnten Tage, legte sie sich auf ein Canapee, auf welches sie eine Matratze und Kissen hatte breiten lassen. Nachdem sie eine Weile gelegen, fing es an, sie zu frieren und sie verlangte eine Mantille. Man suchte überall, ohne sie zu finden, da sie in meinem Zimmer geblieben war. Nun befahl die Kaiserin, unter ihrem Kopfkissen nachzusehen; denn sie glaube, man werde sie dort finden. Die Schwester Madame Kruse's, jene Lieblings-Kammerfrau der Kaiserin, suchte unter dem Kopfkissen Ihrer Kaiserlichen Majestät und zog ihre Hand zurück, indem sie sagte, die Mantille sei nicht dort, aber ein Packet Haare oder etwas dem Aehnliches, sie wisse nicht was, liege darunter. Die Kaiserin erhob sich sofort und befahl, die Matratze sammt den Kissen abzunehmen; und nicht ohne Erstaunen sah man ein Packet, in welchem sich Haare, Her-

umgewickelt um Gemüsewurzeln, befanden. Nun erklärten die Frauen der Kaiserin und sie selber: dies sei unzweifelhaft Hexerei und alle ergingen sich in Vermuthungen, wer die Verwegenheit gehabt haben könne, dieses Packet unter das Kopfkissen der Kaiserin zu legen. Man bezeichnete eine der Frauen, welche Ihre Kaiserliche Majestät am Meisten bevorzugte. Dieselbe war bekannt unter dem Namen Anna Dimitrewna Tumachéva; allein vor nicht langer Zeit war sie Wittwe geworden und hatte sich zum zweitenmale mit einem Kammerdiener der Kaiserin verheirathet. Dem Herrn Schuwaloff stand diese Frau wegen ihres Einflusses und des Vertrauens der Kaiserin, das sie von früh auf genossen hatte, im Wege; sie konnte ihnen sehr wohl einen Streich spielen, unter dem ihr eigner Einfluß gelitten haben würde. Da es den Schuwaloff's nun nicht an Anhängern fehlte, fingen auch diese an, die Sache als ein Verbrechen aufzufassen, wozu außerdem die Kaiserin selbst sehr geneigt war, weil sie an Zauber und Hexerei glaubte. Sie befahl folglich dem Grafen Alexander Schuwaleff, die Frau, ihren Mann und ihre beiden Söhne, von denen einer Gardeofficier, der andere Kammerpage der Kaiserin war, verhaften zu lassen. Der Mann verlangte, zwei Tage nach seiner Verhaftung, ein Rasirmesser, um sich zu rasiren und schnitt sich den Hals ab. Was die Frau und die Söhne betraf, so waren sie lange Zeit im Gefängniß und sie gestand ein, daß sie, um die Gunst der Kaiserin gegen sie zu verlängern, Zaubermittel angewandt und am Gründonnerstag ein paar Körner gebrannten Salzes in ein Glas Ungarwein gestreut habe, welches sie der Kaiserin präsentirte. Die Sache endigte damit, daß Mutter und Söhne aus Moskau verbannt wurden. Nachher

verbreitete man ein Gerücht, demzufolge eine Ohnmacht, welche die Kaiserin kurz vor meiner Entbindung befallen, durch das ihr von jener Frau dargereichte Getränk hervorgerufen worden sei; allein in der That hatte sie ihr am Gründonnerstag nicht mehr als zwei bis drei Körner gebrannten Salzes gegeben, was ihr sicherlich nicht schaden konnte. Das einzig Tadelnswerthe dabei war die Verwegenheit der Frau und ihr Aberglaube.

Endlich schlug mir der Großfürst vor, da er sich Abends ohne meine Ehrendamen, denen er den Hof machte, langweilte, die Abende in meinem Zimmer zuzubringen. Er bemühte sich damals um die Häßlichste von Allen, die Gräfin Elisabeth Worenzeff. Am sechsten Tage fand die Taufe meines Sohnes statt. Es hatte wenig daran gefehlt, daß er schon an Mundfäule gestorben wäre. Ich konnte nur heimlich Nachricht von ihm erhalten; denn nach seinem Befinden zu fragen, würde für einen Zweifel an der Sorgfalt der Kaiserin gehalten und sehr schlecht aufgenommen werden sein. Sie hatte ihn zudem in ihr eigenes Zimmer bringen lassen und sowie er zu schreien anfing, eilte sie selbst zu ihm. Aus übergroßer Sorgfalt brachte man ihn dem Ersticken nahe. Er lag in einem sehr heißen Zimmer, ganz eingewickelt in Flanell, in einer mit schwarzem Fuchspelz garnirten Wiege und war zugedeckt von einer mit Watte gefütterten Atlasdecke, über welcher eine rosa Sammtdecke lag, die mit schwarzem Fuchspelz besetzt war. Ich selbst sah ihn später wiederholt auf diese Weise in seiner Wiege; der Schweiß strömte von seinem Gesichte und am ganzen Körper herab. Als er größer wurde, zog ihm daher der geringste Luftzug Erkältung und Krankheit zu. Außerdem

war er von einer großen Zahl alter Matronen umgeben, die, aus mißverſtandener Sorgfalt und aus Mangel an geſundem Menſchenverſtand, ihm unendlich viel mehr phyſiſche und moraliſche Leiden zuzogen, als ſie ihm von Nutzen waren.

An dem Taufſtage kam die Kaiſerin nach der Ceremonie in meine Zimmer und überreichte mir auf einem goldenen Teller einen Befehl an ihr Cabinet, mir 100,000 Rubel auszuzahlen. Daneben lag ein Schmuckkäſtchen, welches ich nicht öffnete, bis ſie ſich entfernt hatte. Das Geld kam mir ſehr gelegen, denn ich beſaß keinen Pfennig und war von Schulden überhäuft. Was das Schmuckkäſtchen anging, ſo brachte daſſelbe, nachdem ich es geöffnet, keine große Wirkung auf mich hervor. Es enthielt ein kläglich kleines Halsband, ſammt goldenen Ohrgehängen und zwei elenden Ringen, die ich mich geſchämt haben würde, meinen Kammerfrauen zu ſchenken. Kein Stein an dem Ganzen war mehr als hundert Rubel werth; ebenſowenig zeichnete es ſich aus durch Arbeit oder Geſchmack. Ich ſchwieg und ließ das Kaiſerliche Schmuckkäſtchen verſchließen. Offenbar fühlte man die wahrhafte Elendigkeit des Geſchenkes ſelber; der Graf Alexander Schuwaloff kam zu mir mit dem Befehle, ſich zu erkundigen: wie mir das Schmuckkäſtchen gefalle? Ich erwiderte: Alles, was ich aus den Händen Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät empfange, habe ich mich gewöhnt, als unſchätzbar für mich zu betrachten. Er entfernte ſich lächelnd mit dieſem Compliment. Später kam er auf den Gegenſtand zurück, da er ſah, daß ich mein ſchönes Halsband und beſonders die elenden Ohrgehänge niemals anlege, indem er mich aufforderte, ſie zu tragen. Ich antwortete ihm: ich

sei gewöhnt, an den Festen der Kaiserin das Schönste zu tragen, was ich habe, und dies Halsband nebst den Ohrgehängen könne ich nicht dazu rechnen.

Vier bis fünf Tage nachdem das von der Kaiserin geschenkte Geld mir ausgezahlt worden war, ließ ihr Kabinetssecretair, Baron Tscherkassoff, mich bitten, dies Geld dem Cabinette der Kaiserin zu leihen, weil sie Geld fordere und kein Pfennig da sei. Ich schickte ihm sein Geld zurück und er gab es mir im Januar wieder. Als der Großfürst von dem Geschenke hörte, welches die Kaiserin mir gemacht, gerieth er in den heftigsten Zorn, daß sie ihm Nichts gegeben habe. Er äußerte sich darüber mit großer Rückhaltslosigkeit gegen Graf Alexander Schuwaloff, der es der Kaiserin wiedersagte, worauf diese dem Großfürsten sogleich eine der meinigen gleiche Summe zuschickte — und dies war der Grund, weshalb man meine Summe von mir borgte. In der That waren die Schuwaloff's die furchtsamsten Menschen und durch Furcht konnte man sie lenken. Doch diese schöne Eigenschaft hatte man damals noch nicht bei ihnen ausgefunden.

Nach der Taufe meines Sohnes fanden Festlichkeiten, Bälle, Illuminationen, Feuerwerke bei Hofe statt, während ich noch immer krank und von Langeweile gequält an mein Bett gefesselt war. Endlich wählte man den siebzehnten Tag nach meiner Entbindung um mir zwei sehr angenehme Nachrichten auf einmal mitzutheilen: erstens, daß Sergius Soltikoff beauftragt worden sei, die Nachricht von der Geburt meines Sohnes nach Schweden zu überbringen; zweitens, daß die Hochzeit der Fürstin Gagarin auf die nächste Woche festgesetzt worden sei — das heißt auf gut deutsch,

daß ich für immer von den beiden Menſchen getrennt werden ſollte, die ich von meiner ganzen Umgebung am Meiſten liebte. Mehr als je vergrub ich mich in mein Bett und brachte meine Zeit unter Schmerzen hin. Um mein Bett nicht zu verlaſſen, ſchützte ich die Vermehrung des Uebels an meinem Beine vor, wodurch ich gehindert werde, mich zu erheben; allein in der That konnte und wollte ich Niemanden ſehen, weil ich mich grämte.

Zur Zeit meines Wochenbettes hatte auch der Großfürſt ein großes Herzeleid gehabt, denn Graf Alexander Schuwaloff zeigte ihm an, daß ein früherer Jäger des Großfürſten, Namens Baſtian, derſelbe dem die Kaiſerin vor mehreren Jahren befohlen hatte, Fräulein Schenck, mein früheres Kammermädchen, zu heirathen, ihm gemeldet habe, er hätte ich weiß nicht von wem gehört, Breſſon wolle dem Großfürſten ich weiß nicht was zu trinken geben. Nun war dieſer Baſtian ein Bruder Liederlich und Trunkenbold, der zuweilen mit Sr. Kaiſerlichen Hoheit zechte und da er ſich mit Breſſon, den er beim Großfürſten für bevorzugter hielt als ſich ſelbſt, entzweit hatte, dachte er, demſelben einen ſchlechten Streich zu ſpielen. Der Großfürſt war beiden gewogen. Baſtian wurde in die Feſtung geſetzt; auch Breſſon erwartete dieſe Strafe, doch kam er mit der Furcht davon. Der Jäger wurde aus dem Reiche verbannt und ſammt ſeiner Frau nach Holſtein geſchickt. Breſſon behielt ſeine Stelle, weil er Jedermann als Spion diente. Sergius Soltikoff reiſte nach einigem Aufſchub, (welcher daher rührte, daß die Kaiſerin weder oft noch gern unterzeichnete), ab. Die Fürſtin Gagarin vermählte ſich zur feſtgeſetzten Zeit.

Nachdem die vierzig Tage meines Wochenbetts vorüber waren, kam die Kaiſerin zu meiner Einſegnung zum zweitenmal in mein Zimmer. Ich hatte das Bett verlaſſen, ſie zu empfangen; aber ſie fand mich ſo matt und abgemagert, daß ſie mich ſitzen ließ, während ihr Beichtvater die Gebete las. Man hatte meinen Sohn in mein Zimmer gebracht. Es war das erſtemal ſeit ſeiner Geburt, daß ich ihn ſah. Ich fand ihn ſehr ſchön und ſein Anblick heiterte mich auf; allein unmittelbar nach Beendigung der Gebete ließ die Kaiſerin ihn wieder forttragen und entfernte ſich ſelbſt. Der erſte November wurde von Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät als der Tag feſtgeſetzt, an welchem ich, nach den ſechs Wochen, die üblichen Glückwünſche empfangen ſollte. Zu dieſem Zweck meublirte man das Zimmer neben dem meinigen koſtbar aus und dort, auf einem roſa Sammtbett ruhend, küßte mir Jedermann die Hand. Auch die Kaiſerin fand ſich ein und von mir begab ſie ſich in den Winterpalaſt, wohin wir Befehl hatten, ihr in zwei bis drei Tagen zu folgen. Man räumte uns die Zimmer ein, welche meine Mutter bewohnt hatte, und die eigentlich einen Theil des Hauſes Jagujsky und eine Hälfte des Hauſes Ragusinsky ausmachten. Die andere Hälfte des letzteren wurde von dem Miniſterium der Auswärtigen Angelegenheiten eingenommen. Der Winterpalaſt, zur Seite des großen Platzes, war damals im Bau begriffen.

Ich zog aus dem Sommerpalaſt in die Winterwohnung mit dem feſten Entſchluß, mein Zimmer nicht eher zu verlaſſen, als bis ich mich kräftig genug fühlen würde, meine Verſtimmung zu überwinden. Ich las damals die Geſchichte Deutſchlands und die Allgemeine Geſchichte von

Voltaire. Im Winter las ich darauf ſo viele ruſſiſche Bücher, als ich mir verſchaffen konnte; unter andern zwei ſehr ſtarke Bände einer Ruſſiſchen Ueberſetzung von Baronius, darauf gerieth ich auf Montesquieus Geiſt der Geſetze, dann auf die Annalen des Tacitus, welche eine eigenthümliche Revolution in meinem Kopfe hervorriefen, wozu vielleicht meine mißvergnügte Stimmung in dieſer Zeit nicht wenig beitrug. Ich fing an die Dinge ſchwärzer anzuſehen und tiefere, den verſchiedenen Intereſſen mehr entſprechende Urſachen in dem zu ſuchen, was unter meinen Augen vorging. Ich nahm meine Kräfte zuſammen, um zu Weihnachten auszugehen. In der That war ich auch beim Gottesdienſte zugegen, aber noch in der Kirche überfiel mich ein Froſt und Schmerzen im ganzen Körper, ſo daß ich, nachdem ich auf mein Zimmer zurückgekommen war, mich auszog und ins Bett legte; dieſes Bett war weiter nichts als eine Chaiſelongue, die ich vor eine verwünſchte Thür geſtellt hatte, wodurch ich dachte, daß kein Zug käme, weil außer einem doppelten Thürvorhang noch ein großer Schirm davor ſtand, welche aber, wie ich glaube, Urſache aller Entzündungen geweſen iſt, die mich dieſen Winter niederwarfen. Am Tage nach Weihnachten war die Fieberhitze ſo groß, daß ich zu phantaſiren anfing. Wenn ich die Augen ſchloß, ſah ich nichts als verſchwimmende Bilder von den Platten des Ofens, welcher am Fuß meiner Chaiſelongue ſtand, da das Zimmer eng und klein war. In meine Schlafkammer ging ich nie hinein, weil ſie ſehr kalt war, indem die Fenſter auf beiden Seiten nach Norden und Oſten auf die Newa ſahen. Ein anderer Grund, der mich davon fern hielt, war die Nähe der Gemächer des Großfürſten, wo am Tage

und in einem Theile der Nacht immerfort ein Lärmen war, ungefähr wie in einer Wachtſtube. Außerdem drang ein unangenehmer Tabakgeruch und -Dampf herein, da er und ſeine Umgebung viel rauchten. Ich hielt mich alſo den ganzen Winter hindurch in dieſem ärmlichen kleinen engen Zimmer auf, welches drei Thüren, zwei Fenſter und einen Fenſterpfeiler hatte und ſieben bis acht Arſchinen (ruſſiſche Ellen) lang und vier breit war.

1755.

So begann das Jahr 1755. Von Weihnachten bis zur Faſtenzeit waren nichts als Feſte am Hofe und in der Stadt. Anlaß dazu war noch immer die Geburt meines Sohnes. Jedermann drängte ſich nach der Reihe dazu, um die Wette die ſchönſten Gaſtmähler, Bälle, Maskeraden, Illuminationen und Feuerwerke zu veranſtalten. Ich war niemals dabei, unter dem Vorwande von Unwohlſein.

Als der Karneval ſich ſeinem Ende näherte, kam Sergius Soltikoff aus Schweden zurück. Während ſeiner Abweſenheit ſchickte mir der Oberkanzler, Graf Beſtuſcheff, alle Nachrichten, die er von ihm empfing und die Depeſchen des Grafen Panin, der damals ruſſiſcher Geſandter in Schweden war, durch Madame Wladislawa, welche ihr Schwiegerſohn, der erſte Schreiber des Oberkanzlers, ihr zuſtellte, und ich ſchickte ſie auf demſelben Wege zurück. Auch hörte ich auf demſelben Wege, daß ſobald Sergius Soltikoff zurückgekommen ſein ſollte, man entſchloſſen war, ihn als

ruſſiſchen Bevollmächtigten nach Hamburg zu ſchicken, an die Stelle des Fürſten Alexander Galitzin, welchen man zur Armee verſetzte. Dieſe neue Anordnung verminderte meinen Kummer nicht.

Als Sergius Soltikoff zurückgekommen war, ließ er mich durch Leon Nariſchkin bitten, ihm mitzutheilen, ob ich ein Mittel ausfindig machen könnte, ihn zu ſehen. Ich ſprach mit Madame Wladislawa darüber, welche in eine Zuſammenkunft willigte. Er ſollte erſt zu ihr und von da zu mir kommen. Ich erwartete ihn bis drei Uhr Morgens, aber er kam nicht; ich war in Todesangſt, was ihn vom Kommen abgehalten haben könnte. Am folgenden Tage erfuhr ich, daß er von dem Grafen Roman Worenzoff in eine Freimaurerloge geſchleppt worden ſei und er behauptete, er habe ſich nicht daraus zurückziehen können, ohne Verdacht zu erregen. Aber ich fragte und forſchte Leon Nariſchkin ſo aus, daß es mir klar wurde wie die Sonne, daß er blos aus Mangel an Anhänglichkeit und Aufmerkſamkeit für mich nicht gekommen war, ohne irgend welche Rückſicht auf das, was ich ſeit ſo langer Zeit blos aus Anhänglichkeit an ihn litt.

Leon Nariſchkin ſelbſt, obwohl ſein Freund, entſchuldigte ihn wenig oder gar nicht. Ich will es nur geſtehen, daß ich ſehr pikirt war. Ich ſchrieb ihm einen Brief, worin ich mich bitter über dieſes Verfahren beklagte. Er antwortete mir und kam zu mir, es war ihm nicht ſchwer mich zu beſänftigen, weil ich ſehr dazu geneigt war mich beſänftigen zu laſſen. Er redete mir zu auszugehen, ich folgte ſeinem Rathe und erſchien am 10. Februar, dem Geburtstage des Großfürſten und Palmſonntag. Ich ließ mir für dieſen Tag

ein blaues in Gold geſticktes Sammetkleid machen. Da ich in meiner Einſamkeit eine Menge Reflexionen gemacht hatte, faßte ich den Entſchluß, diejenigen welche mir ſo manchen Kummer verurſacht hatten (ſoviel an mir lag) es fühlen zu laſſen, daß man mich nicht ungeſtraft beleidige und daß man meine Zuneigung oder Billigung nicht durch ſchlechtes Betragen gewinne. Ich vernachläſſigte deßhalb auch keine Gelegenheit den Herren Schuwaloff kundzugeben, wie ſehr ſie mich zu ihren Gunſten eingenommen hatten; ich bezeugte ihnen tiefe Verachtung; ich deckte gegen andere ihre Schlechtigkeit und Dummheit auf; ich machte ſie lächerlich wo ich nur konnte; ich wußte ihnen immer einige Sarkasmen zu ſagen, welche darauf in der Stadt verbreitet wurden und die Boshaften auf ihre Koſten amüſirten; mit einem Wort ich rächte mich an ihnen auf jede nur mögliche Weiſe. Waren ſie da, ſo verfehlte ich niemals diejenigen auszuzeichnen, welche ſie nicht leiden mochten. Da eine große Menge Leute ſie haßten, hatte ich keinen Mangel an Agenten. Den Grafen Raſumowsky, welche ich immer gern gehabt hatte, bezeugte ich mehr Gunſt als jemals; ich verdoppelte meine Aufmerkſamkeit und Höflichkeit gegen Jedermann, mit Ausnahme der Schuwaloffs; kurz ich hielt mich aufrecht, ging erhobenen Hauptes mehr als Anführer einer ſehr großen Partei denn als ein gedemüthigtes und unterdrücktes Weſen. Die Herren Schuwaloff wußten einen Augenblick nicht wie ſie ſich dazu ſtellen ſollten. Sie hielten einen Rath und nahmen ihre Zuflucht zu höfiſchen Liſten und Ränken. In jener Zeit erſchien in Rußland ein Herr Brockdorf, ein holſteiniſcher Edelmann, der früher durch die damalige Umgebung des Großfürſten, Brummer und Berkholz, von der

ruſſiſchen Gränze zurückgewieſen war, weil ſie ihn als einen intriguanten Menſchen von ſchlechtem Charakter kannten. Dieſer Menſch kam den Herren Schuwaloff ſehr gelegen. Da er von dem Großfürſten, als Herzog von Holſtein, einen Kammerherrnſchlüſſel erhalten, hatte er Zutritt bei Seiner Kaiſerlichen Hoheit, die überhaupt für jeden Dummkopf der aus Holſtein kam, günſtig geſtimmt war. Dieſer Menſch wurde bekannt mit Graf Peter Schuwaloff und zwar auf folgende Weiſe. In dem Gaſthauſe wo er logirte, machte er die Bekanntſchaft eines Menſchen der die Gaſthäuſer Petersburgs nur verließ um drei recht hübſche deutſche Mädchen, Namens Reifenſtein zu beſuchen. Eins dieſer Mädchen wurde durch den Grafen Peter Schuwaloff unterhalten. Der erwähnte Menſch hieß Braun: er war eine Art Mäkler für alle möglichen Dinge. Er brachte Brockdorf zu den Mädchen. Dort traf er Graf Peter Schuwaloff. Dieſer erklärte in den lebhafteſten Ausdrücken ſeine Ergebenheit gegen den Großfürſten und beklagte ſich ſelbſtverſtändlich über mich. Brockdorf berichtete Alles bei der erſten Gelegenheit an den Großfürſten und man bearbeitete ihn, er ſolle, wie es hieß, ſeine Frau zur Vernunft bringen. Zu dieſem Zweck kam Seine Kaiſerliche Hoheit eines Tages nach dem Diner in mein Zimmer und erklärte mir, ich fange an unerträglich ſtolz zu werden; allein er werde mich zur Vernunft bringen. Ich fragte worin dieſer Stolz beſtehe? Er antwortete: ich halte mich außerordentlich gerade. Ich fragte: ob man, um ihm zu gefallen, mit gekrümmtem Rücken gehen müſſe wie die Sklaven des Großherrn? Hierüber wurde er böſe und ſagte: er werde mich ſchon zur Vernunft zu bringen wiſſen. Ich fragte wie? Er ſtellte

ſich mit dem Rücken gegen die Wand, zog ſeinen Degen bis zur Hälfte und wies darauf hin. Ich fragte ihn, was dies bedeute; ob er ſich mit mir ſchlagen wolle, denn dann müſſe auch ich einen Degen haben. Er ſtieß ſeinen halb gezogenen Degen in die Scheide zurück und ſagte meine Schlechtigkeit ſei auf eine erſtaunliche Höhe geſtiegen. Ich fragte inwiefern? worauf er ſtotternd erwiderte: „Nun, gegenüber den Schuwaloffs.“ Hierauf antwortete ich: er wiederhole nur was er höre und er würde gut thun nicht von Dingen zu ſprechen die er nicht wiſſe oder verſtehe. Er fuhr fort: „Das ſind die Folgen wenn man ſeinen wahren Freunden nicht traut; es geht einem ſchlecht dabei. Hätten Sie Vertrauen zu mir gehabt, Sie würden ſich ſehr wohl dabei befunden haben.“ Ich ſagte: „Aber Vertrauen worin?“ — Und jetzt begann er eine ſo unſinnige und ſo gegen die gewöhnlichſten Regeln des geſunden Menſchenverſtands verſtoßende Auseinanderſetzung, daß ich, da ich ſah daß er einzig und allein faſelte, ihn reden ließ ohne zu antworten und eine günſtige Pauſe benutzte um ihm den Rath zu geben zu Bette zu gehen; denn ich ſah deutlich daß der Wein ihm ſeine Vernunft genommen und allen geſunden Menſchenverſtand in ihm abgeſtumpft habe. Er folgte meinem Rath und ging zu Bette. Er fing ſchon damals an fortwährend nach Wein und Rauchtaback zu riechen, ein Geruch der für Alle die ihm nahe kamen wahrhaft unerträglich war. Denſelben Abend, als ich beim Kartenſpiel war, meldete Graf Alexander Schuwaloff mir ſeitens Ihrer Majeſtät: ſie habe den Damen verboten eine Anzahl von Putzſachen zu tragen, die in der Annonce einzeln aufgezählt waren. Um ihn zu zeigen wie Seine

Kaiſerliche Hoheit mich gebeſſert, lachte ich ihm ins Geſicht und ſagte: er hätte ſich die Mühe ſparen können mir dieſe Annonce bemerklich zu machen, weil ich nie Putzſachen anlege, welche Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät mißfielen; außerdem ſuche ich mein Verdienſt weder in der Schönheit noch in der Kleidung, denn wenn die eine dahin ſei, werde die andre lächerlich, der Charakter allein ſei dauernd. Er hörte mich bis zu Ende an, indem er, wie es ſeine Gewohnheit war, mit dem rechten Auge blinzte und ging mit ſeiner Grimaſſe fort. Ich lenkte die Aufmerkſamkeit meiner Umgebung darauf hin, indem ich ihn nachmachte, worauf die ganze Geſellſchaft in Lachen ausbrach. Einige Tage nachher ſagte mir der Großfürſt: er wolle die Kaiſerin für ſeine Holſtein'ſchen Angelegenheiten, welche ſich mehr und mehr verſchlimmerten, um Geld bitten und es ſei Brockdorf, der ihm dieſen Rath gebe. Ich ſah ſehr wohl daß dies ein Köder war, den man ihm hinhielt, um ſeine Hoffnung, Geld zu bekommen, an die Herren Schuwaleff zu knüpfen und fragte ob durch kein andres Mittel Geld aufzutreiben ſei. Er erwiderte, er wolle mich mit den Vorſtellungen der Holſteiner bekannt machen; was er auch that. Nachdem ich die Papiere die er mir zeigte, durchgeleſen hatte, ſagte ich zu ihm: mir ſcheine er könne ſichs erſparen, ſeine Tante um Geld anzubetteln, zumal da ſie vielleicht ſeine Bitte abſchlagen würde, nachdem ſie ihm vor kaum ſechs Monaten erſt 100,000 Rubel geſchenkt hätte. Allein er blieb bei ſeiner Meinung und ich bei der meinigen. Das Ende davon war, daß man ihn lange Zeit mit der Hoffnung auf Geld hinhielt und daß er Nichts bekam.

Nach Oſtern zogen wir nach Oranienbaum. Vor unſerer Abfahrt erlaubte mir die Kaiſerin meinen Sohn zu ſehen, zum drittenmal ſeit er geboren wurde. Um in ſein Zimmer zu kommen, mußte man alle Gemächer Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät paſſiren. Ich fand ihn in einer erſtickenden Hitze, wie ich bereits beſchrieben habe. Auf dem Lande angelangt, ſahen wir eine merkwürdige Erſcheinung. Seine Kaiſerliche Hoheit, der die Holſteiner unabläſſig das Deficit predigten und die Jedermann aufforderte, jenes unnütze Volk zu vermeiden, welches er noch dazu nur verſtohlen und fragmentariſch ſehen konnte, faßte plötzlich den kühnen Gedanken ein ganzes Detachement kommen zu laſſen. Auch dies war ein Kunſtgriff jenes unglückſeligen Brockdorf, welcher der vorherrſchenden Leidenſchaft des Großfürſten ſchmeichelte. Er hatte den Schuwaloffs zu verſtehen gegeben, daß, indem ſie ihm mit dieſem Spielzeug oder Steckenpferd freien Willen ließen, ſie ſich ſeiner Gunſt auf immer verſichern würden; ſie würden ihn dadurch beſchäftigen und könnten ſeiner Zuſtimmung zu Allem was ſie etwa unternähmen, gewiß ſein. Was die Kaiſerin anging, die Holſtein und Alles was aus Holſtein kam, haßte, die geſehen wie ähnliche militairiſche Kinderſpiele den Vater des Großfürſten, Herzog Carl Friedrich, bei Peter I. und ganz Rußland in ein ſchlechtes Licht geſetzt hatten; ſo ſcheint es, daß man ihr die Sache anfangs verbarg und ihr ſagte, es habe ſo wenig damit auf ſich, es verlohne nicht der Mühe davon zu reden. Außerdem war auch die Gegenwart Graf Schuwaloffs allein von genügendem Einfluß, allen übeln Folgen vorzubeugen. In Kiel eingeſchifft, landete dies Detachement bei Kronſtadt und kam nach Oranienbaum. Der Großfürſt,

welcher zur Zeit Tſchoglokoffs die Holſtein'ſche Uniform nur in ſeinem Zimmer und verſtohlen getragen hatte, trug jetzt keine andere mehr, ausgenommen bei den Hoffeſten, obgleich er Oberſtlieutenant des Regiments Préobraſchensky und außerdem Beſitzer eines ruſſiſchen Cüraſſierregiments war. Mir gegenüber hüllte der Großfürſt, auf den Rath Brockdorfs, dieſen Truppentransport in das tiefſte Geheimniß. Ich geſtehe, daß, als ich zuerſt davon hörte, ich vor der verderblichen Wirkung zitterte, welche dieſer Schritt bei dem ruſſiſchen Publikum und ſelbſt bei der Kaiſerin, deren Gefühle ich ſehr wohl kannte, gegen den Großherzog hervorbringen mußte. Alexander Schuwaloff ſah das Detachement an dem Balcon in Oranienbaum vorbeimarſchiren, indem er mit den Augen blinzte; ich ſtand neben ihm. Innerlich mißbilligte er, was er und ſeine Genoſſen übereingekommen waren, zu dulden. Die Bewachung des Schloſſes Oranienbaum war abwechſelnd dem Regiment Ingermanland und dem Regiment Aſtrachan anvertraut. Ich erfuhr, daß die Leute jenes Regiments, als ſie die Holſtein'ſchen Truppen vorbeimarſchiren ſahen, geſagt hatten: „Dieſe verfluchten Deutſchen ſind alle an den König von Preußen verkauft; es ſind ebenſoviele Verräther, die man nach Rußland bringt.“ Im Allgemeinen war das Publikum von dieſer Erſcheinung ſcandaliſirt. Die Ergebenſten zuckten die Achſeln, die Gemäßigtſten fanden die Sache ſehr lächerlich. In der That war es ein ſehr unvorſichtiges Kinderſpiel. Ich ſchwieg und wenn man mich darauf anredete, ſagte ich meine Meinung gerade heraus, ſo daß man ſah, ich billige das Geſchehene nicht; und von welcher Seite ich es auch betrachten mochte, ſchien es mir von dem ſchädlichſten Einfluß auf das

wahre Wohl des Großfürſten — oder welche andre Anſicht konnte man haben, wenn man Alles überlegte? Sein bloßes Vergnügen konnte ihn niemals für den Nachtheil entſchädigen, den er ſich dadurch in der öffentlichen Meinung zuzog. Doch der Großfürſt, begeiſtert von ſeinen Soldaten, richtete ſich mit ihnen in dem dazu aufgeſchlagenen Lager ein und beſchäftigte ſich ausſchließlich damit ſie einzuexerciren. Nun war es nothwendig, ſie zu ernähren, woran man gar nicht gedacht hatte. Doch die Sache war dringend. Es gab einige Debatten mit dem Hofmarſchall, der auf die an ihn geſtellten Forderungen nicht vorbereitet war. Endlich indeß ließ er ſich überreden und die Hoflakaien, ſammt den Soldaten der Schloßwache vom Regiment Ingermanland, wurden benutzt Nahrungsmittel für die Neuangekommenen aus dem Schloſſe in's Lager zu bringen. Dies Lager lag nicht eben nahe bei dem Hauſe. Niemand bekam etwas für ſeine Mühe — kurz man kann ſich den angenehmen Eindruck vorſtellen, welchen ein ſo geſchicktes und kluges Arrangement hervorbringen mußte. Die Soldaten des Regiments Ingermanland ſagten: „So ſind wir denn Kammerdiener dieſer verfluchten Deutſchen geworden.“ Die Hoflakaien: „Man gebraucht uns, einen Haufen von Dorflümmeln zu bedienen.“ Als ich ſah und hörte was vorging, faßte ich den feſten Entſchluß, mich dieſem nachtheiligen Kinderſpiele ſo fern zu halten als möglich. Die Verheiratheten unter unſern Hofcavalieren hatten ihre Frauen bei ſich und machten daher ſchon eine ziemlich anſehnliche Geſellſchaft aus; die Cavaliere ſelbſt hatten in dem Holſtein'ſchen Lager, aus welchem Seine Hoheit keinen Augenblick wich, Nichts zu thun. So ging ich denn mit dieſer Geſellſchaft

von Hofleuten ſo viel als möglich ſpazieren, aber immer an der dem Lager gegenüber liegenden Seite, wo wir mit demſelben in keiner Weiſe in Berührung kamen.

Ich hatte damals den Einfall, mir in Oranienbaum einen Garten anzulegen und da ich wußte daß der Großfürſt keinen Zoll Erde dazu hergeben würde, bat ich den Fürſten Galitzin, mir einen Raum von 300 Toiſen nutzloſen und ſeit langer Zeit brachliegenden Landes, welches er nahe bei Oranienbaum beſaß, zu verkaufen oder abzutreten. Dieſes Terrain gehörte ſieben bis zehn Perſonen der Familie und ſie traten mir daſſelbe bereitwillig ab, ohne eine Bezahlung anzunehmen. Ich fing alſo an, Pläne zu machen und zu pflanzen und da es das erſtemal war, daß ich mich in Bauplänen ausließ, ſo nahmen ſie große Dimenſionen an. Mein alter Chirurg Gyon der dies ſah, ſagte zu mir: „Wozu ſoll das? Denken Sie an mich, ich ſage Ihnen voraus, daß Sie dies Alles eines Tages aufgeben werden.“ Seine Prophezeiung erfüllte ſich; aber ich bedurfte damals einer Unterhaltung und die erwähnte war von der Art, daß ſie meine Phantaſie anregte. Ich bediente mich zur Anpflanzung meines Gartens zuerſt des Gärtners von Oranienbaum, Namens Lamberti. Derſelbe war im Dienſte der Kaiſerin, als ſie noch Prinzeſſin war, auf dem Gute Zarskoe-Selo geweſen und von dort nach Oranienbaum verſetzt worden. Er gab ſich mit Prophezeiungen ab, von denen unter andern die die Kaiſerin betreffende ſich erfüllt hatte. Er hatte nämlich prophezeit, daß ſie den Thron beſteigen werde. Dieſer ſelbe Menſch hat auch mir, ſo oft ich es hören wollte, geſagt und wiederholt, daß ich ſouveraine Kaiſerin von Rußland werden; daß ich Söhne, Enkel

und Großenkel haben und in hohem Alter, über 80 Jahre alt, ſterben werde. Er that mehr; er nannte das Jahr meiner Thronbeſteigung ſechs Jahre bevor dies Ereigniß eintrat. Es war ein ſehr merkwürdiger Menſch und er ſprach mit einer Zuverſicht, in welcher Nichts ihn zu erſchüttern vermochte. Er behauptete die Kaiſerin zürne ihm, weil er prophezeit habe was eingetroffen ſei und ſie habe ihn von Zarskoe-Selo nach Oranienbaum geſchickt, weil ſie ihn fürchte.

Um Pfingſten ließ man uns aus Oranienbaum in die Stadt kommen. Es war zu dieſer Zeit, daß der engliſche Geſandte, Chevalier Williams, in Rußland eintraf. In ſeinem Gefolge befand ſich der polniſche Graf Poniatowsky, Sohn jenes Poniatowsky, welcher die Partei Karls XII., Königs von Schweden, genommen hatte. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Stadt kehrten wir nach Oranienbaum zurück, wo auf Befehl der Kaiſerin die Feier des Peterstages ſtattfinden ſollte. Sie erſchien nicht ſelbſt dabei, weil ſie keine Luſt hatte das erſte Namensfeſt meines Sohnes Paul zu feiern, welches auf denſelben Tag fällt. Sie blieb in Peterhof. Dort ſetzte ſie ſich an ein Fenſter, und wich wahrſcheinlich den ganzen Tag nicht von dort, denn Alle, die nach Oranienbaum kamen, wollten ſie an dieſem Fenſter geſehen haben. Es verſammelte ſich eine große Geſellſchaft. In dem Saale am Eingang zu meinem Garten wurde getanzt und ſpäter ſoupirt; auch die fremden Geſandten und Miniſter fanden ſich ein. Ich erinnere mich, daß der engliſche Geſandte, Chevalier Williams, beim Souper mein Nachbar war, und daß wir uns auf eine eben ſo angenehme als heitere Art unterhielten. Da er viel Geiſt und

Kenntniſſe beſaß und ganz Europa kannte, war es nicht ſchwer mit ihm zu converſiren. Nachher hörte ich, daß er ſich an dieſem Abend eben ſo ſehr amüſirt hatte, als ich ſelbſt und mit großer Anerkennung von mir ſpreche, was mir übrigens bei den Köpfen und Geiſtern, die zu dem meinigen paßten, nie gefehlt hat, und weil ich damals weniger Neider hatte, ſprach man im Allgemeinen mit viel Anerkennung von mir. Ich galt für geiſtreich, und Viele, die mich näher kannten, ehrten mich durch ihr Vertrauen, fragten mich um Rath und befanden ſich bei dem, welchen ich ihnen gab, wohl. Der Großfürſt nannte mich ſeit langer Zeit Madame Hülfsquelle und ſo böſe oder verdrießlich er auch gegen mich ſein mochte, kam er doch, ſobald er in irgend einer Beziehung ſich nicht zu helfen wußte, wie er gewohnt war, eilig zu mir gelaufen, um ſich meinen Rath zu holen, worauf er, nachdem er denſelben empfangen, ſich eben ſo eilig wieder aus dem Staube machte. Ich erinnere mich auch, daß ich bei jenem Feſte in Oranienbaum während Graf Poniatowsky tanzte, mit dem Chevalier Williams über ſeinen Vater ſprach und wie ſchlecht ſich derſelbe gegen Peter I. benommen habe. Der engliſche Geſandte ſagte mir viel Vortheilhaftes vom Sohne und beſtätigte mir was ich wußte, daß nämlich ſein Vater und die Familie ſeiner Mutter, die Czartoriſky, damals die ruſſiſche Partei in Polen bildeten und daß er ſeinen Sohn nach Rußland geſchickt habe, um ihn in den Gefühlen ſeiner Partei für Rußland zu nähren und daß ſie auf den Erfolg dieſes jungen Mannes in Rußland hofften. Er mochte damals 22—23 Jahre alt ſein. Ich erwiderte, was die Fremden angehe, ſo betrachte ich Rußland überhaupt als

einen Probirſtein des Verdienſtes und wer in Rußland Erfolg habe, könne ſicher ſein in ganz Europa Erfolg zu haben. Ich habe dieſe Anſicht immer für unfehlbar gehalten; denn nirgends verſteht man beſſer als in Rußland, die Schwächen, die Lächerlichkeiten, die Fehler eines Fremden zu entdecken. Man kann ſicher ſein, daß ihm hier Nichts hingeht, weil natürlich jeder Ruſſe jeden Fremden im Grunde nicht liebt.

Um dieſe Zeit erfuhr ich, wie unüberlegt Sergius Soltikoff ſich ſowohl in Schweden als in Dresden benommen hatte. Außerdem hatte er allen Frauen, mit denen er in Verkehr kam, ſeine Geſchichte erzählt. Ich wollte anfangs Nichts davon glauben; allein zuletzt wurde es mir von ſo vielen Seiten wiederholt, daß auch ſeine Freunde ihn nicht von Schuld freiſprechen konnten. Während dieſes Jahres knüpfte ich die engſten Freundſchaftsbande mit Anna Nariſchkin, woran ihr Stiefbruder Leon großen Antheil hatte. Er war immer als Dritter bei uns und ſeine Narrheiten nahmen kein Ende. Bisweilen ſagte er uns: „Für die von euch, welche ſich am Beſten aufführen wird, beſtimme ich ein Kleinod, für das Ihr mir Dank wiſſen werdet.“ Wir ließen ihn reden und keine von uns begehrte ihn zu fragen, was dieſes Kleinod ſei.

Im Herbſt wurden die Holſtein'ſchen Truppen zur See zurücktransportirt und wir bezogen den Sommerpalaſt. Leon Nariſchkin wurde damals an einem hitzigen Fieber krank, während deſſen er mir Briefe ſchrieb, denen ich leicht anſah, daß ſie nicht von ihm waren. Ich antwortete ihm. Er bat mich in ſeinen Briefen um eine Menge Confitüren, um eine Menge andrer ähnlicher Jämmerlichkeiten und be-

dankte ſich dann dafür. Die Briefe waren übrigens ſehr gut und mit viel Humor geſchrieben; er ſagte, er benutze dazu die Hand ſeines Secretärs. Endlich erfuhr ich, daß dieſer Secretär der Graf Poniatowsky war, und daß dieſer nicht aus ſeinem Hauſe wich und ſich mit den Nariſchkins eingelaſſen hatte. Aus dem Sommerpalaſt zogen wir zu Anfang des Winters in den Winterpalaſt ein, welchen die Kaiſerin aus Holz hatte bauen laſſen, an der Stelle wo jetzt das Haus der Tſchitſcherin ſteht. Dieſer Palaſt nahm den ganzen Raum bis gegenüber dem Hauſe der Gräfin Matuſchkin ein, welches damals Naumkoff gehörte; meine Fenſter lagen dieſem Hauſe gegenüber, und es wurde von den Ehrenfräulein bewohnt. Bei meinem Eintritt wurde ich ſehr überraſcht von der Höhe und Größe der Räume, welche man uns darin anwies; vier große Vorzimmer und zwei Zimmer mit einem Kabinet waren für mich, und eben ſo viele für den Großfürſten angewieſen. Unſere Zimmer waren ſo gut vertheilt, daß die des Großfürſten mir nicht zu nahe lagen. Dadurch hatte ich viel gewonnen. Der Graf Alexander Schuwaloff bemerkte meine Zufriedenheit und eilte ſofort zur Kaiſerin um ihr zu ſagen, daß ich die Größe und Zahl der für mich beſtimmten Räumlichkeiten ſehr gelobt hätte, was er mir darauf mit einer Art von Zufriedenheit, welche er durch Blinzeln ſeiner Augen und Lächeln bezeugte, mittheilte.

In dieſer Zeit und lange nachher war das Hauptſpielzeug des Großfürſten in der Stadt eine enorme Menge kleiner Puppen und Soldaten aus Blei, Holz, Teig und Wachs, welche er auf ſehr ſchmalen Tiſchen, die ein ganzes Zimmer einnahmen, aufſtellte; man konnte ſich kaum zwi-

ſchen den Tiſchen bewegen. Er hatte dieſe Tiſche der Länge nach mit Stücken von Meſſing untereinander verbunden; an dieſe Stücke Meſſing waren Schnüre befeſtigt und wenn man dieſe anzog, machten die Stücke Meſſing einen Lärmen, welcher einem Kleingewehrfeuer glich. Die Hoffeſte feierte er mit großer Regelmäßigkeit, indem er dieſe Teppen losſchießen ließ. Außerdem löſte man täglich die Wache ab, d. h. man nahm von jedem Tiſche Puppen, welche dazu beſtimmt waren, auf die Wache zu ziehen. Bei dieſer Parade war er in Uniform, geſtiefelt und geſpornt, im Ringkragen und mit der Schärpe zugegen; diejenigen von ſeinen Dienern, welche zu dieſem herrlichen Exercitium zugelaſſen wurden, mußten eben ſo erſcheinen.

Im Winter dieſes Jahres glaubte ich wieder ſchwanger zu ſein; man ließ mir zur Ader. Ich hatte oder vielmehr ich glaubte eine Entzündung an beiden Backen zu haben; aber nachdem ich einige Tage Schmerz gehabt, kamen mir an den vier Enden der Kiefer vier Backenzähne heraus. Da unſere Gemächer ſehr geräumig waren, veranſtaltete der Großfürſt jede Woche einen Ball und ein Concert; dazu kamen nur die Ehrenfräulein und unſere Hofcavaliere mit ihren Frauen. Die Bälle waren intereſſant, je nach der Geſellſchaft, welche dazu kam; doch niemals ſehr intereſſant. Die Nariſchkins waren geſelliger als die anderen; dazu zähle ich die Damen Siniavin und Ismailoff, die Schweſtern Nariſchkins und die Frau des älteſten Bruders, deren ich bereits Erwähnung gethan. Leon Nariſchkin, eben ſo toll, wie er nur jemals geweſen war und von Allen für einen unbedeutenden Menſchen gehalten, was er auch wirklich war, hatte die Gewohnheit angenommen, beſtändig aus

dem Zimmer des Großfürſten in das meinige zu laufen und nirgendwo lange zu bleiben. Um bei mir eingelaſſen zu werden, fing er gewöhnlich an wie eine Katze vor der Thüre zu miauen und wenn ich ihm antwortete, kam er herein. Am 17. December, zwiſchen ſechs und ſieben Uhr Abends, kündigte er ſich auch auf dieſe Weiſe an meiner Thüre an; ich ſagte ihm er ſolle hereinkommen. Er machte mir dann anfangs Complimente über ſeine Schwägerin, ſagte mir dann, ſie befände ſich nicht beſonders; darauf ſetzte er hinzu: „Aber Sie ſollten zu ihr gehen.“ Ich erwiderte ihm: „Ich würde es gern thun, aber Sie wiſſen, daß ich nicht ohne Erlaubniß ausgehen kann und daß man es mir niemals erlauben wird, zu ihr zu gehen.“ Er antwortete mir: „Ich werde Sie hinführen.“ Ich entgegnete: „Haben Sie Ihren Verſtand verloren? wie kann ich mit Ihnen gehen? Sie wird man auf die Feſtung ſchicken und ich werde, weiß Gott welche Fatalität haben haben.“ „Oh“, ſagte er, „kein Menſch braucht es zu wiſſen, wir können Vorſichtsmaßregeln ergreifen.“ — „Wie ſo?“ — Darauf ſagte er zu mir: „Ich werde Sie in einer oder zwei Stunden von hier abholen; der Großfürſt wird zu Abend eſſen (ſchon lange blieb ich unter dem Vorwande, daß ich nicht ſoupiren wolle, auf meinem Zimmer), er wird einen Theil der Nacht bei der Tafel zubringen, wird ganz betrunken ſein, wenn er aufſteht, und ſich dann ſchlafen legen (er ſchlief damals meiſtentheils in ſeinem Zimmer, ſeit meinem Wochenbett); zur größeren Sicherheit kleiden Sie Sich als Mann und dann wollen wir zuſammen zu Anna Nikitiſchna Nariſchkin gehen.“ Das Abenteuer fing an mich zu reizen; ich war immer allein in meinem Zimmer

mit meinen Büchern, ohne alle Geſellſchaft; endlich nachdem ich mich mit ihm über dieſen an ſich tollen Plan, der mir auch von Anfang an toll erſchienen war, geſtritten hatte, ſah ich doch die Möglichkeit darin, mir einen Augenblick Amüſement und Heiterkeit zu verſchaffen. Er ging fort. Ich rief meinen Kalmückiſchen Coiffeur und befahl ihm, mir eines meiner Mannskleider und Alles dazu Nöthige zu bringen, weil ich Jemandem ein Geſchenk damit machen wolle. Dieſer Burſch pflegte die Lippen nicht aufzuthun und man hatte mehr Mühe ihn zum Sprechen, als Andere zum Schweigen zu bringen. Er führte meinen Auftrag pünktlich aus und brachte mir Alles, was ich nöthig hatte. Ich ſchützte Kopfſchmerzen vor und ging ſehr früh zu Bette. Sowie Madame Wladiſlawa mich zu Bette gebracht und ſich zurückgezogen hatte, ſtand ich wieder auf und kleidete mich von Kopf bis zu Füßen als Mann; meine Haare arrangirte ich ſo gut als ich konnte; ich war darin ſeit langer Zeit geübt und nicht ungeſchickt. Zur beſtimmten Stunde kam Leon Nariſchkin durch die Gemächer des Großfürſten und fing an, an meiner Thüre zu miauen; ich öffnete ihm. Wir gingen durch ein kleines Vorzimmer in die Halle, ſetzten uns in ſeinen Wagen, ohne daß uns Jemand ſah, und lachten wie toll über unſeren Streich. Leon wohnte mit ſeinem Bruder und deſſen Frau im ſelben Hauſe. Bei unſerer Ankunft in dieſem Hauſe war Anna Nikitiſchna, die nichts argwohnte, dort; wir fanden auch den Grafen Poniatowsky. Leon ſtellte mich als einen ſeiner Freunde vor, welchen er gut aufzunehmen bat und der Abend ging in der ausgelaſſenſten Weiſe hin. Nach anderthalbſtündigem Beſuch ging ich fort und kam aufs glücklichſte wieder zu

Hause, ohne daß eine lebende Seele uns begegnet wäre. Am folgenden Tage, dem Geburtstage der Kaiserin, kennten wir, die im Geheimniß waren, erst Morgens bei Hofe und dann Abends beim Ball, uns nicht ansehen, ohne laut über den tollen Streich vom Abend vorher zu lachen. Einige Tage später schlug Leon einen Gegenbesuch vor, der mir gemacht werden sollte; und auf dieselbe Weise brachte er seine Gäste in mein Zimmer, ohne daß irgend Jemand etwas davon merkte. So fing das Jahr 1756 an. Wir fanden ein eigenthümliches Vergnügen an diesen heimlichen Zusammenkünften; jede Woche hatten wir wenigstens eine oder zwei, sogar drei, bald hüben bald drüben, und wenn gerade Jemand von der Gesellschaft unwohl war, ging man natürlich zu dem. Einigemale verabredeten wir uns im Theater, ohne einander zu sprechen, durch gewisse vorher ausgemachte Zeichen, (obwohl wir in verschiedenen Logen und einige im Parterre waren), wo wir zusammen kommen wollten, und niemals gab es ein Mißverständniß; nur zweimal bin ich zu Fuß nach Hause gekommen und das war ein Spaziergang.

1756.

Man rüstete sich damals zum Kriege mit dem König von Preußen. Die Kaiserin mußte, vermöge ihres Vertrages mit dem Hause Oesterreich, 30,000 Mann Hülfstruppen stellen; dies war die Ansicht des Großkanzlers Bestuscheff;

aber das Haus Oeſterreich wollte, daß Rußland ſich mit allen ſeinen Streitkräften daran betheiligte. Der Wiener Geſandte, Graf Eſterhazy, intriguirte dafür mit aller Macht, wo er nur konnte und auf die verſchiedenſte Weiſe. Der Vicekanzler Woronzoff und die Schuwaloffs bildeten die Gegenpartei Beſtuſcheffs. England verbündete ſich damals mit Preußen und Frankreich mit Oeſterreich. Die Kaiſerin Eliſabeth fing damals an, häufig an Unpäßlichkeiten zu leiden. Anfangs wußte man nicht genau, was es war; man ſchrieb es dem Aufhören ihrer Regel zu. Oft ſah man die Schuwaloffs betrübt und ſehr beunruhigt; von Zeit zu Zeit drängten ſie ſich an den Großfürſten. Die Höflinge ziſchelten, daß die Unpäßlichkeiten Ihrer Kaiſerl. Majeſtät bedeutender ſeien, als man glaube; die Einen nannten hyſteriſche Leiden, was die Anderen Ohnmachten, Krämpfe oder Nervenleiden nannten. Dies dauerte den ganzen Winter von 1755 auf 1756. Endlich, im Frühjahr, erfuhren wir, daß Marſchall Apraxin abginge, um die Armee zu befehligen, welche in Preußen einrücken ſollte. Die Marſchallin kam zu uns mit ihrer jüngſten Tochter, um Abſchied von uns zu nehmen. Ich ſprach ihr von den Beſorgniſſen, welche ich über den Geſundheitszuſtand der Kaiſerin hegte, und wie unangenehm es mir wäre, daß ihr Mann in einer Zeit abreiſte, wo ich glaube, daß man ſich nicht beſonders auf die Schuwaloffs verlaſſen könnte, die ich als meine perſönlichen Feinde anſah, welche mir ſchrecklich böſe waren, weil ich ihre Feinde, beſonders die Grafen Raſumowsky, lieber hatte als ſie. Sie ſagte Alles dies ihrem Gemahle wieder, der mit meiner Hinneigung gegen ihn ebenſo zufrieden war als der Graf Beſtuſcheff, der die

Schuwaloffs nicht leiden mochte und mit den Rasumowsky's alliirt war, da sein Sohn eine Nichte aus diesem Hause geheirathet hatte. Der Marschall konnte zwischen allen dabei Interessirten als Vermittler nützlich sein, wegen des Verhältnisses, welches zwischen seiner Tochter und dem Grafen Peter Schuwaloff bestand. Leon behauptete, daß Vater und Mutter um dieses Verhältniß wüßten. Außerdem begriff ich es vollkommen und sah sonnenklar, daß die Herren Schuwaloff den Herrn Breckdorf mehr als je dazu verwendeten, den Großfürsten möglichst von mir fernzuhalten. Trotzdem hatte er damals noch ein unwillkürliches Zutrauen zu mir; und er hat das immer in merkwürdiger Weise behalten, ohne daß er selbst es wußte, oder sich darum bekümmerte oder beunruhigte. In diesem Augenblick war er mit der Gräfin Worongzoff überworfen und in Madame Tepleff, eine Nichte der Rasumowsky, verliebt. Wenn er diese sehen wollte, so zog er mich zu Rathe, wie er seine Zimmer ausschmücken sollte, um der Dame besser zu gefallen, und zeigte es mir, voll wie es war von Flinten, Grenadiermützen, Bandelieren, so daß es wie ein kleines Zeughaus aussah. Ich ließ ihn gewähren und ging. Außer ihr brachte man ihm Abends noch eine kleine deutsche Sängerin, welche er unterhielt und die Leonore hieß, zum Souper. Die Prinzessin von Kurland hatte den Großfürsten mit der Gräfin Worongzoff entzweit; ich weiß nicht genau wie, aber diese Prinzessin von Kurland spielte damals eine eigenthümliche Rolle am Hofe. Zuvörderst war sie damals eine alte Jungfer von etwa 30 Jahren, klein, häßlich und bucklig, wie ich schon gesagt habe; sie hatte sich die Protection des Beichtvaters der Kaiserin und mehrerer

alter Kammerfrauen Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät zu erwerben geſucht, ſo daß man ihr Alles hingeben ließ, was ſie that; ſie wohnte mit den Ehrenfräulein Ihrer Majeſtät zuſammen. Dieſe ſtanden unter der Ruthe einer Frau Schmidt, welche die Frau eines Hoftrompeters war. Dieſe Frau Schmidt war eine geborene Finnländerin, erſtaunlich dick und ſtark, übrigens eine gebieteriſche Perſon, welche den groben und bäueriſchen Ton ihres vormaligen Standes beibehalten hatte. Sie ſpielte indeſſen eine Rolle am Hofe, und ſtand unter dem unmittelbaren Schutze der alten deutſchen und ſchwediſchen Kammerfrauen der Kaiſerin, alſo auch des Hofmarſchalls Sievers, der ſelbſt ein Finne war und die Tochter der Madame Kruſe, der Schweſter einer ſehr ergebenen Perſon, wie ich ſchon geſagt, geheirathet hatte. Frau Schmidt regierte das Hauswesen der Ehrenfräulein mit mehr Kraft als Verſtand, erſchien aber niemals bei Hofe. Oeffentlich ſtand die Prinzeſſin von Kurland an ihrer Spitze und Frau Schmidt hatte ihr insgeheim das Benehmen der Fräuleins am Hofe anvertraut. In ihrem Hauſe wohnten ſie in lauter in einander gehenden Zimmern, von denen das erſte der Frau Schmidt und das letzte der Prinzeſſin von Kurland gehörte; ſie wohnten zu zwei, drei und vier in einem Zimmer, jede von ihnen hatte eine ſpaniſche Wand um ihr Bett und alle Zimmer hatten keinen andern Ausgang als von einem in das andere. Auf den erſten Blick ſchien es, daß vermittelſt dieſer Anordnung die Wohnung der Ehrenfräulein undurchdringlich ſei, denn man konnte nur durch das Zimmer der Frau Schmidt oder der Prinzeſſin von Kurland hineinkommen. Aber Frau Schmidt litt oft an Unverdaulichkeiten, von den vielen Straßburger Gänſeleber-

paſteten und anderen Leckereien, welche ihr die Altern dieſer Damen ſchickten; deſhalb blieb alſo blos noch der Ausgang durch das Zimmer der Prinzeſſin von Kurland. Hier ſagten die Boshaften, daß, um in die anderen Zimmer zu kommen, man auf die eine oder die andere Weiſe Eingangszoll bezahlen müßte. Was davon wahr war, iſt, daß die Prinzeſſin von Kurland mehrere Jahre lang unter den Ehrenfräulein der Kaiſerin Verliebungen anſtiftete und aufhob, wie ſie es für gut fand; und ich habe aus dem Munde mehrerer Herren, unter anderen von Leon Narischkin und Graf Puturlin, die Geſchichte von dem Eingangszoll vernommen, denn ſie behaupteten, nicht im Falle geweſen zu ſein, mit Geld zu bezahlen.

Die Wirtſchaft des Großfürſten mit Madame Teplof dauerte ſo lange, bis wir aufs Land gingen. Hier wurde ſie unterbrochen, weil Seine Kaiſerliche Hoheit im Sommer unerträglich war. Da ſie ihn nicht ſehen konnte, wollte Madame Teplof ihm wenigſtens ein- oder zweimal wöchentlich ſchreiben und um ihn zu einer ſolchen Correſpondenz zu bringen, fing ſie damit an, ihm einen vier Seiten langen Brief zu ſchicken. So wie er dieſen erhalten hatte, kam er mit einem ganz verſtörten Geſichte in mein Zimmer, mit dem Briefe der Madame Teplof in der Hand, und ſagte mir aufgebracht und in lautem zornigen Tone: „Denken Sie ſich nur! Da ſchreibt ſie mir einen vier Seiten langen Brief und will, daß ich das leſen ſoll und noch mehr, ich ſoll ihr antworten; ich, der ich doch exerciren muß (er hatte neuerdings ſeine Truppen aus Holſtein kommen laſſen), diniren, dann ſchießen, dann die Probe der Oper und das Ballet ſehen muß, welches die Cadetten dann tanzen ſollen.

Ich werde ihr ganz einfach ſagen laſſen, daß ich keine Zeit habe, und wenn ſie böſe wird, ſo überwerfe ich mich mit ihr bis zum Winter.“ Ich antwortete ihm, daß dies jedenfalls das kürzeſte Verfahren ſei. Ich glaube, daß die Züge, welche ich erwähne, richtig und deßhalb nicht am unrechten Orte angebracht ſind. Folgendes die Erklärung des Erſcheinens der Cadetten in Oranienbaum. Im Frühling hatten die Schuwaloff's geglaubt, ein ſehr ſchlaues Verfahren anzuwenden, um den Großfürſten von ſeinen holſteiniſchen Truppen abzubringen, indem ſie die Kaiſerin überredeten, Seiner Kaiſerlichen Hoheit den Befehl über das Corps der Landkadetten zu geben, welches damals das einzige Kadettencorps war. Man hatte ihm den intimen Freund von Iwan Iwanowitſch Schuwaloff und ſeinen Vertrauten, A. P. Melgunoff untergeordnet. Dieſer war mit einer der deutſchen Kammerfrauen verheirathet, welche bei der Kaiſerin in beſonderer Gunſt ſtand. So hatten denn die Herren Schuwaloff einen ihnen ganz ergebenen Mann im Zimmer des Großfürſten, mit dem er jeden Augenblick ſprechen konnte. Unter dem Vorwande der Opernballets in Oranienbaum brachte man alſo etwa hundert Cadetten hierhin, und Herr Melgunoff und die ihm zugetheilten Offiziere, welche dem Corps beigegeben waren, folgten ihnen nach; es waren ebenſo viele Aufpaſſer à la Schuwaloff. Unter den Lehrern, welche mit den Cadetten nach Oranienbaum kamen, befand ſich ihr Stallmeiſter Zimmermann, der damals für den beſten Reiter in Rußland galt. Da aus meiner vermutheten Schwangerſchaft vom vorigen Herbſte Nichts geworden war, kam mir der Gedanke, bei Zimmermann Reitſtunde zu nehmen. Ich ſprach davon mit dem Großfürſten, der mir kein Hinderniß in den

Weg legte. Schon lange waren die alten, von den Tſchogloko ff's eingeführten Regeln vergeſſen, vernachläſſigt, aber gewiß von Alexander Schuwaloff, welcher übrigens ſeiner ſelbſt wegen gar keiner oder doch ſehr geringer Achtung genoß. Wir machten uns über ihn, über ſeine Frau, ſeine Tochter, ſeinen Schwiegerſohn, faſt in ihrer Gegenwart luſtig; ſie reizten dazu, denn niemals ſah man unedlere und gemeinere Phyſiognomieen. Madame Schuwaloff hatte von mir den Spitznamen: Salzſäule erhalten. Sie war mager, klein und gedrungen; ihr Geiz trat in ihrer Kleidung zu Tage; ihre Kleider waren immer zu eng und hatten eine Breite weniger als ſie haben mußten und die anderen Damenkleider hatten. Ihre Tochter, die Gräfin Goloſkin, war ebenſo angezogen; ihr Kopfputz und ihre Manchetten waren gemein und ſahen immer danach aus, als ob ſie daran hätte Erſparniſſe machen wollen, obgleich ſie ſehr reich und wohlhabend waren; aber ſie hatten einmal Geſchmack für alles Kleine und Eingeſchränkte, das wahre Bild ihres Geiſtes.

Sobald ich meine regulären Reitſtunden angefangen hatte, gab ich mich dieſer Uebung von Neuem mit Leidenſchaft hin. Ich ſtand Morgens um 6 Uhr auf, kleidete mich als Mann und begab mich in meinen Garten; ich hatte hier in freier Luft einen Platz herrichten laſſen, der mir als Reitbahn diente. Ich machte ſo reißende Fortſchritte, daß Zimmermann oft aus der Mitte der Reitbahn mit Thränen in den Augen auf mich zugelaufen kam und mir mit einer Begeiſterung, welche er nicht beherrſchen konnte, die Stiefeln küßte; zuweilen rief er auch: „Nie in meinem Leben habe ich einen Schüler gehabt, der mir ſo viel Ehre

gemacht, der in ſo kurzer Zeit ſo viel gelernt hat!“ Bei dieſem Unterricht waren blos mein alter Wundarzt Gyon, eine Kammerfrau und einige Domeſtiken zugegen. Da ich mich ſehr an dieſe Stunden hielt, welche ich jeden Morgen, Sonntags ausgenommen, nahm, belohnte Zimmermann meinen Fleiß mit ſilbernen Sporen, die er mir nach den Regeln der Reitbahn überreichte. Nach drei Wochen hatte ich alle Exercitien durchgemacht und im Herbſt ließ Zimmermann ein Sprungpferd kommen, worauf er mir die Steigbügel geben wollte; aber am Vorabend des Tages, an welchem ich es zu beſteigen dachte, erhielten wir den Befehl, nach der Stadt zurückzukehren; die Partie wurde alſo bis zum nächſten Frühling verſchoben.

Während dieſes Sommers machte Poniatowsky eine Rundreiſe in Polen, und kehrte von dort mit einem Miniſterkreditiv des Königs von Polen zurück. Vor ſeiner Abreiſe kam er nach Oranienbaum, um Abſchied von uns zu nehmen; er war begleitet vom Grafen Horn, welchen der König von Schweden, unter dem Vorwande, die Nachricht vom Tode ſeiner Mutter, meiner Großmutter, nach Petersburg zu bringen, nach Rußland geſchickt hatte, um ihn den Verfolgungen der franzöſiſchen oder Hut-Partei gegen die ruſſiſche oder Mützen-Partei zu entziehen. Dieſe Verfolgung wurde ſo heftig in Schweden beim Reichstage von 1756, daß faſt alle Anführer der ruſſiſchen Partei in dieſem Jahre hingerichtet wurden. Der Graf Horn hat mir ſelbſt geſagt, daß, wenn er nicht nach Petersburg gekommen wäre, er unfehlbar das Schickſal der andern getheilt hätte.

Graf Poniatowsky und Graf Horn blieben zweimal 24 Stunden in Oranienbaum. Am erſten Tage behandelte

ſie der Großfürſt ſehr gut; am zweiten langweilten ſie ihn, weil ihm die Hochzeit eines Jägers im Kopfe lag, wo er trinken wollte, und als er ſah, daß die Grafen Poniatowsky und Horn blieben, ließ er ſie ſtehen und ich mußte die Honneurs des Hauſes machen. Nach dem Diner führte ich die Geſellſchaft, welche geblieben und welche nicht ſehr zahlreich war, in die inneren Gemächer des Großfürſten und die meinigen. Bei unſerer Ankunft in meinem Kabinet kam uns ein kleines Bologneſer Hündchen, das mir gehörte, entgegen und bellte den Grafen Horn laut an; als es aber den Grafen Poniatowsky bemerkte, glaubte ich, der Hund würde vor Freuden toll werden. Da das Kabinet ſehr klein war, ſah dies Niemand außer Leon Narischkin, ſeiner Schwägerin und mir; aber der Graf Horn ließ ſich nicht täuſchen und während ich durch die Gemächer ging, um in den Saal zurückzugelangen, faßte Graf Horn den Grafen Poniatowsky beim Rock und ſagte: „Mein Freund, das Schrecklichſte, was es gibt, iſt ein Bologneſer Hündchen; das Erſte, was ich immer gethan habe, wenn ich Frauen liebte, war, ihnen ein ſolches Hündchen zu ſchenken, und durch ſie habe ich immer erkannt, ob Jemand mehr in Gunſt ſtand als ich. Die Regel iſt vollkommen ſicher, Sie ſehen es, der Hund iſt böſe geweſen, hat mich freſſen wollen, mich, den er nicht kennt, während er nicht wußte, was er vor Freuden thun ſollte, als er Sie wiederſah, denn offenbar hat er Sie nicht zum erſten Male geſehen.“ Graf Poniatowsky behandelte die ganze Sache als Thorheit, konnte es ihm aber nicht ausreden. Graf Horn erwiderte ihm blos: „Seien Sie unbeſorgt, ich bin vollkommen discret.“ Am folgenden Tage reiſten ſie ab. Graf Horn pflegte zu ſagen, daß,

wenn er sich verlieben wollte, er sich immer in drei Frauen zu gleicher Zeit verliebte. Dies führte er praktisch unter unseren Augen in St. Petersburg durch, wo er drei Damen auf einmal den Hof machte. Graf Poniatowsky reiste zwei Tage später nach seinem Vaterlande ab. Während seiner Abwesenheit ließ mir der Chevalier Williams durch Leon Narischkin sagen, daß der Großkanzler Bestuscheff gegen die Ernennung des Grafen Poniatowsky intrigirte, und daß er durch ihn versucht hatte, dem Grafen Brühl, dem damaligen Minister und Günstling des Königs von Polen, diese Ernennung auszureden; daß er aber sich nicht sehr darum kümmerte, diesen Auftrag zu erfüllen, obwohl er ihn nicht abgelehnt hätte, aus Furcht, daß der Großkanzler ihn einem Andern geben möchte, der sich desselben vielleicht pünktlicher entledigt hätte und dadurch seinem Freunde, welcher lebhaft wünschte, nach Rußland zurückzukommen, hätte schädlich werden können. Der Chevalier Williams vermuthete, daß Graf Bestuscheff, welcher seit langer Zeit die sächsisch-polnischen Minister zu seiner Disposition hatte, einen seiner ergebensten Anhänger zu dieser Stelle ernennen lassen wollte. Indessen erhielt sie der Graf Poniatowsky. Er kam im Winter als polnischer Gesandter zurück und die sächsische Gesandtschaft blieb unter der unmittelbaren Leitung des Grafen Bestuscheff.

Einige Zeit bevor wir Oranienbaum verließen, kamen Fürst und Fürstin Galitzin dort an, begleitet von Herrn Pezzy; diese reisten wegen ihrer Gesundheit ins Ausland, besonders Pezzy, welcher sich wegen des tiefen Kummers zerstreuen wollte, der ihm von dem Tode der Prinzessin von Hessen-Homburg in der Seele geblieben war. Diese war

eine geborne Fürstin Trubetzkoy, Mutter der Fürstin Galitzin, die aus der ersten Ehe der Prinzessin von Hessen mit dem Hospodar der Wallachei, Prinz Kantemir, stammte. Da die Fürstin Galitzin und Petzky alte Bekannte waren, versuchte ich sie in Trauenbaum aufs Beste zu empfangen, und nachdem ich sie viel umhergeführt hatte, stieg ich mit der Fürstin Galitzin in ein Cabriolet, das ich selbst fuhr, und wir machten eine Spazierfahrt in den Umgebungen von Trauenbaum. Unterwegs fing die Fürstin, eine sehr sonderbare und beschränkte Person, an, Bemerkungen zu machen wodurch sie mir zu verstehen gab, daß sie glaube, ich habe eine Manie gegen sie. Ich sagte, ich habe durchaus keine und wisse nicht woher sie rühren solle, da ich nie einen Streit mit ihr gehabt habe. Hierauf fuhr sie fort: sie befürchte Graf Pomatowsky habe ihr bei mir geschadet. Ich war bei diesen Worten aufs Höchste überrascht und erwiderte, sie müsse träumen; denn Pomatowsky sei nicht der Mensch, ihr hier und in meinen Augen zu schaden, da er lange abgereist und mir nur von Ansehn und als Ausländer bekannt sei; in der That könne ich mir nicht erklären wie sie auf diesen Gedanken gekommen. In meine Gemächer zurückgekehrt, rief ich Leon Narischkin und erzählte ihm von der erwähnten Unterredung, welche mir ebenso dumm als ernst und indiscret erschien. Er setzte mir nun auseinander daß die Fürstin Galitzin während des Winters Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hätte, um Graf Pomatowsky an sich zu fesseln; daß er, der Höflichkeit halber, ihr einige Aufmerksamkeiten erzeigt hatte; daß sie ihm auf jede mögliche Weise entgegengekommen sei, was seinerseits, wie ich mir leicht denken könne, wenig Erwiede-

rung gefunden, weil sie alt, häßlich, albern und einfältig, ja närrisch sei; und daß sie, als sie gesehen, wie er ihre Wünsche nicht berücksichtigte, wahrscheinlich Argwohn aus dem Umstande geschöpft hätte, daß er sich meistentheils in seiner (Leon Narischkins) und seiner Stiefschwester Gesellschaft befand.

Während des kurzen Aufenthalts der Fürstin Galitzin in Oranienbaum hatte ich eine furchtbare Scene mit dem Großfürsten, in Beziehung auf meine Ehrendamen. Ich bemerkte daß dieselben, immer Vertraute oder Maitressen des Großfürsten wie sie waren, bei verschiedenen Gelegenheiten es an Erfüllung ihrer Pflicht oder selbst an der mir schuldigen Rücksicht und Achtung fehlen ließen. Ich begab mich daher eines Nachmittages in ihr Zimmer, warf ihnen ihr Betragen vor, erinnerte sie an ihre Pflichten, an das was sie mir schuldig seien und drohte daß ich mich bei der Kaiserin beklagen würde, wenn sie bei ihrem Benehmen beharrten. Einige geriethen in Bestürzung, andre waren gereizt, noch andre weinten; allein nachdem ich hinausgegangen war, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als dem Großfürsten von dem was in ihrem Zimmer vorgefallen war, zu erzählen. Seine Kaiserliche Hoheit wurde rasend und eilte sogleich zu mir. Sein erstes Wort, indem er hineintrat, war: es sei unmöglich, länger mit mir zu leben; von Tage zu Tage werde ich hochmüthiger und stolzer; ich verlange Rücksichten und Ehrerbietung von den Ehrendamen und verbittre denselben das Leben. Sie seien Mädchen von Rang und ich behandle sie als Dienerinnen; und wenn ich mich bei der Kaiserin über sie beschwere, so werde er sich über mich beschweren, über meinen Stolz, meine An-

maßung, meine Schlechtigkeit und Gott weiß worüber sonst. Ich hörte ihn auch nicht ohne innere Erregung an und antwortete: er könne von mir denken was er wolle; wenn die Sache vor seine Frau Tante gebracht werde, so werde sie leicht darüber entscheiden, ob es nicht das Vernünftigste sein würde, Mädchen die sich schlecht aufführten und durch ihr Hin- und Herreden ihren Neffen und ihre Nichte verunreinigten, fortzujagen. Und unzweifelhaft werde Ihre Kaiserliche Majestät, um den Frieden zwischen ihm und mir herzustellen und nicht durch Mißhelligkeiten belästigt zu werden, keinen andren Entschluß fassen, nein, sie werde unfehlbar zu diesem Mittel greifen. Als er mich so reden hörte, kühlte sich seine Wuth ab; denn, argwöhnisch wie er war, kam er auf den Gedanken, daß ich mehr von den Absichten der Kaiserin in Betreff der Mädchen wisse als ich merken lasse und daß sie wirklich wegen des Vorgefallenen entlassen werden könnten. Er fuhr fort: „Aber sagen Sie, wissen Sie denn Etwas darüber? hat man davon gesprochen?“ — Ich antwortete: wenn es dahin käme, daß die Angelegenheit vor die Kaiserin gebracht würde, zweifelte ich nicht daß sie auf eine sehr bündige Weise darüber entscheiden würde. Hierauf fing er an nachdenklich mit großen Schritten im Zimmer auf- und abzugehn, wurde ruhiger und ging endlich, halb und halb besänftigt, hinaus. Denselben Abend erzählte ich der von den Damen, die mir am vernünftigsten schien, die Scene, welche ihre unkluge Nachsage für mich herbeigeführt hatte, Wort für Wort wieder und sie nahmen sich seitdem in Acht die Verhältnisse auf eine Spitze zu treiben, auf welcher sie fürchten mußten, ihnen zum Opfer zu fallen.

Im Laufe des Herbſtes kehrten wir in die Stadt zurück. Kurz nachher wurde der Chevalier Williams nach England abberufen. Er hatte ſeinen Zweck in Rußland verfehlt. An dem Tage nach ſeiner Audienz bei der Kaiſerin hatte er einen Allianzvertrag zwiſchen Rußland und England in Vorſchlag gebracht; Graf Beſtuſcheff beſaß Befehl und Vollmacht dieſen Vertrag abzuſchließen. In der That wurde derſelbe von dem Großkanzler unterzeichnet und der Geſandte war außer ſich vor Freude über ſeinen Erfolg. Tags darauf jedoch zeigte ihm Graf Beſtuſcheff durch eine Note den Beitritt Rußlands zu der in Verſailles unterzeichneten Convention zwiſchen Frankreich und Oeſterreich an. Dies war ein Donnerſchlag für den Engliſchen Geſandten, der in dieſer Angelegenheit durch den Großkanzler hintergangen und betrogen worden war, oder wenigſtens ſo ſchien. Allein Graf Beſtuſcheff ſelbſt konnte nicht mehr thun was er wollte. Seine Gegner fingen an, ihn zu verdrängen und intriguirten, oder vielmehr man intriguirte bei ihnen, um ſie zu der franzöſiſch-öſterreichiſchen Partei überzuführen, wozu ſie auch ſehr geneigt waren. Die Schuwaloffs, beſonders Iwan Iwanowitſch, liebten Frankreich und Alles was von Frankreich kam, bis zur Narrheit; ſie wurden hierin beſtärkt durch den Vicekanzler Woronzoff, dem Ludwig XV. für dieſen Dienſt das Hotel, welches er eben in Petersburg hatte bauen laſſen, mit alten Meubeln ausſchmückte, welche der Marquiſe von Pompadour, ſeiner Maitreſſe, langweilig zu werden anfingen und die ſie dem König, ihrem Geliebten, mit Profit verkauft hatte. Der Vicekanzler hatte außer ſeinem Vortheil noch ein andres Motiv, nämlich das, den Credit ſeines Nebenbuhlers, Grafen Beſtuſcheff,

zu ſchwächen und ſich ſeiner Stelle für Peter Schuwaloff zu ſichern. Er dachte daran, das Monopol des Ruſſiſchen Tabackshandels in ſeine Gewalt zu bekommen, um den Tabak in Frankreich zu verkaufen.

1737.

Gegen Ende dieſes Jahres kam Graf Poniatowsky nach Petersburg zurück, als Miniſter des Königs von Polen. Während des Winters 1737 war die Lebensweiſe bei uns dieſelbe wie den Winter vorher, dieſelben Concerte, dieſelben Bälle, dieſelben Soiréen. Ich bemerkte bald nach unſrer Rückkehr in die Stadt, wo ich die Verhältniſſe mehr in der Nähe ſah, daß Brockdorf mit ſeinen Intriguen bei dem Großfürſten ſehr erfolgreich war. Er genoß dabei die Unterſtützung einer ziemlich großen Anzahl holſteiniſcher Officiere, welche der Großfürſt, auf ſein Zureden, den Winter über in Petersburg bei ſich behielt. Ihre Zahl belief ſich mindeſtens auf zwanzig und ſie befanden ſich fortwährend in der Umgebung des Großfürſten; ungerechnet ein paar holſteiniſche Soldaten, welche als Laufburſchen und als Kammerdiener, Kammerdienſte bei ihm thaten und zu jeder möglichen Art von Geſchäften benutzt wurden. Im Grunde waren aber alle dieſe Menſchen ebenſoviel Spione der Herren Brockdorf und Compagnie. Ich wartete in dieſem Winter auf einen günſtigen Moment um ernſthaft mit dem Großfürſten zu reden und ihm aufrichtig zu ſagen, was ich über ſeine Umgebung und die von mir bemerkten In-

trignen dachte. Es fand ſich ein ſolcher Moment und ich ließ ihn nicht ungenutzt verſtreichen. Der Großfürſt ſelbſt kam eines Tags in mein Cabinet und ſagte mir, daß man ihm als unumgänglich nothwendig darſtelle, einen geheimen Befehl nach Holſtein zu ſchicken, betreffend die Verhaftung der durch Stellung und Anſehn hervorragendſten Perſönlichkeiten des Landes, eines gewiſſen Elendsheim, eines Mannes von bürgerlicher Abſtammung, der aber durch ſeinen Fleiß und ſeine Fähigkeiten ſich zu jener Stellung emporgearbeitet hatte. Ich fragte ihn hierauf welche Beſchwerden man gegen dieſen Menſchen habe und was er gethan, daß man daran denke ihn gefangen zu ſetzen? Er erwiderte: „Nun, man ſagt daß er des Unterſchleifs verdächtig ſei.“ Ich fragte, wer ſeine Ankläger wären? worauf er ſich ſehr im Rechte glaubte, indem er ſagte: „Ankläger? es ſind keine da, denn das ganze Land fürchtet und achtet ihn und gerade deßhalb muß ich ihn gefangen ſetzen laſſen. Iſt dies geſchehen, ſo verſichert man mich, daß ſich Ankläger mehr als genug finden werden.“ — Ich zitterte bei dem was er mir ſagte und antwortete ihm: „Wenn man es auf dieſe Weiſe anſieht, ſo gibt es keinen Unſchuldigen auf der Welt; es braucht blos ein Neidiſcher da zu ſein, der im Publicum irgend ein vages Gerücht ausſprengt, wie es ihm beliebt, worauf man jeden Beliebigen arretiren wird; die Anſchuldigungen und Verbrechen werden ſich ſchon finden. Es iſt à la façon de Barbarie mon ami, wie es im Liede heißt, daß man Ihnen räth zu handeln, ohne auf Ihren Ruhm oder Ihre Gerechtigkeit Rückſicht zu nehmen. Wer gibt Ihnen ſo ſchlechte Rathſchläge? Erlauben Sie mir dieſe Frage.“ — Dieſe Frage ſchien meinem Großfürſten

etwas peinlich und er ſagte: „Sie wollen immer mehr wiſſen als die Anderen.“ Ja antwortete ich ihm, ich ſpräche nicht um die Klugе zu ſpielen, ſondern weil ich die Ungerechtigkeit haßte, und nicht glaubte, daß er auf eine oder die andere Weiſe mit gutem Gewiſſen eine begehen wollte. — Er fing an mit großen Schritten im Zimmer auf- und abzugehen, und entfernte ſich dann, mehr aufgeregt als ärgerlich. Kurze Zeit darauf kam er zurück und ſagte mir: „Kommen Sie zu mir, Brockdorf wird mit Ihnen über die Eiendsheim'ſche Geſchichte ſprechen, und Sie werden ſehen und überzeugt ſein, daß ich ihn arretiren laſſen muß. Ich erwiderte ihm: „Sehr gut, ich werde Ihnen folgen und hören was er Ihnen ſagen wird, da Sie es wollen.“ — In der That fand ich Herrn Brockdorf im Zimmer des Großfürſten, der ihm ſagte: „Sprechen Sie mit der Großfürſtin.“ — Herr Brockdorf, etwas beſtürzt, verneigte ſich vor dem Großfürſten und ſagte ihm: „Da Eure Hoheit es mir befiehlt, werde ich mit der Frau Großfürſtin ſprechen,“ — Hier machte er eine Pauſe und ſagte dann: „Es iſt eine Angelegenheit die mit viel Heimlichkeit und Klugheit behandelt ſein will.“ Ich hörte zu. — „Ganz Holſtein iſt erfüllt vom Lärm der Eiendsheim'ſchen Unterſchleife und Erpreſſungen. Es iſt wahr daß keine Ankläger da ſind, weil man ihn fürchtet; aber wenn er arretirt ſein wird, wird man ſo viele Ankläger haben als man will.“ — Ich verlangte von ihm Details über dieſe Unterſchleife und Erpreſſungen und erfuhr, daß, was die Unterſchleife der Faren anbetraf, keine Schuld vorhanden war, da er gar kein Geld vom Großfürſten in den Händen hatte; daß man aber, da er an der Spitze des Juſtizdepartements ſtand,

es als einen Unterschleif ansähe, daß bei jedem Prozeß immer einer der streitenden Theile sich über Ungerechtigkeit beklagte und sagte, daß die Gegenpartei bloß durch Bestechung der Richter gewonnen hätte. Aber Herr Brockdorf mochte alle seine Beredsamkeit und Wissenschaft aufbieten, er überzeugte mich nicht. Ich behauptete fort und fort in Gegenwart des Großfürsten gegen Herrn Brockdorf, daß man versuche Seine Kaiserliche Hoheit zu einer schreienden Ungerechtigkeit zu bewegen, indem man ihn zu der Ausfertigung eines Arrestbefehls gegen einen Menschen anreize, gegen den weder eine formelle Anklage, noch selbst eine Beschuldigung vorlag. Ich erklärte Brockdorf, daß auf diese Manier der Großfürst ihn zu jeder Stunde einstecken lassen und auch sagen könnte, daß die Anklagen und Verbrechen nachkommen würden und daß es in Justizsachen nicht schwer wäre einzusehn, daß der welcher seinen Prozeß verlöre, immer schreien würde, daß man ihm Unrecht thue. Ich fügte noch hinzu, daß der Großfürst sich mehr als jeder Andre vor ähnlichen Dingen hüten müsse, weil die Erfahrung ihm bereits auf seine Kosten gelehrt hätte, wozu die Verfolgung und der Haß der Parteien führen könne. Denn höchstens zwei bis drei Jahre wären erst verflossen, seit Seine Kaiserliche Hoheit Herrn von Holmer seiner Haft entlassen hätte, nachdem man ihn sechs bis acht Jahre im Gefängniß hatte schmachten lassen, damit er über die Vorgänge während der Minderjährigkeit des Großfürsten und während der Verwaltung seines Vormundes, des Kronprinzen von Schweden, welchem Herr von Holmer beigegeben gewesen und nach Schweden gefolgt war, Rechenschaft ablegte. Er sei nicht von dort zurückgekehrt bevor der Groß-

fürſt Alles während ſeiner Minderjährigkeit Geſchehene gebilligt und verſprochen habe, Niemanden dafür verantwortlich zu machen. Allein nichts deſtoweniger hätte man den Großfürſten zu der Gefangenſetzung Herrn von Holmers und zu der Ernennung einer Unterſuchungscommiſſion, in Sachen der Verwaltung des Kronprinzen von Schweden, überredet. Nachdem dieſe Commiſſion dann anfangs mit großer Strenge zu Werke gegangen ſei, der Angeberei freies Feld gelaſſen und trotzdem Nichts gefunden habe, ſei ſie aus Mangel an Stoff in Lethargie geſunken. Und während dieſer ganzen Zeit hätte Herr von Holmer im Gefängniß geſchmachtet, ohne ſeine Gemahlin, ſeine Kinder, ſeine Freunde, ſeine Eltern zu ſehen. Endlich ſei das ganze Land über die Ungerechtigkeit und Tyrannei dieſes wahrhaft ſchreienden Verfahrens in Entrüſtung gerathen — allein die Sache würde dennoch nicht ſo bald zum Abſchluß gekommen ſein, wenn nicht ich dem Großfürſten gerathen hätte, dieſen gordiſchen Knoten durch einen Befehl zur Freilaſſung Herrn von Holmers und zur Auflöſung der Commiſſion, welche noch dazu der, ohnehin ſehr dürftigen Caſſe des Großfürſten in ſeinem erblichen Herzogthum, nicht wenig Geld koſtete, zu durchhauen. Doch es half mir wenig, dies frappante Beiſpiel zu citiren. Der Großfürſt hörte mir zu, indem er, glaube ich, an etwas Andres dachte und Herr von Brockdorf, verhärtet in der Schlechtigkeit ſeines Herzens, bornirt an Geiſt und hartnäckig wie ein Klotz, ließ mich reden, da er keine Gründe mehr vorzubringen hatte. Und als ich fortgegangen war, ſagte er dem Großfürſten, daß alles was ich geſagt hätte, nur die Eingabe meiner Herrſchſucht ſei; daß ich alle Maßregeln mißbilligte, welche

ich nicht ſelbſt angerathen hätte; daß ich nichts von Geſchäften verſtände; daß die Frauen ſich in Alles miſchen wollten und daß Sie Alles verdürben was ſie anfaßten, daß beſonders thatkräftige Handlungen über ihren Horizont hinausgingen; kurz er gab ſich ſolche Mühe daß er den Sieg über mich davontrug, und der Großfürſt, von ihm überzeugt, ließ den Befehl aufſetzen, unterzeichnen und expediren, Herrn Elendsheim zu arretiren. Ein gewiſſer Zeitz, Secretair des Großfürſten, der Pechlin beigegeben und Schwiegerſohn der Hebamme war, welche mich entbunden hatte, benachrichtigte mich davon. Die Partei Pechlins mißbilligte im Allgemeinen dieſe gewaltſame und unzeitige Maaßregel, womit Herr Brockdorf ſie und ganz Holſtein zittern machte. Sobald ich erfuhr daß Brockdorfs Ränke über mich und über Alles was ich dem Großfürſten vorgeſtellt hatte, den Sieg davongetragen hatten, faßte ich den feſten Entſchluß, dem Herrn Brockdorf meine volle Entrüſtung kundgegeben. Ich ſagte zu Zeitz und ließ Pechlin ſagen, daß ich von dieſem Augenblick an, Brockdorf als eine Peſt anſähe welche man fliehen müßte, und daß man ihn vom Großfürſten entfernen müßte, wenn es irgend möglich ſei; daß ich alles aufbieten würde was in meiner Gewalt ſtehe, in dieſem Falle zu handeln. In der That machte ich mir eine Aufgabe daraus, bei jeder Gelegenheit die Verachtung und den Abſcheu kund zu geben, welchen das Benehmen dieſes Menſchen mir eingeflößt hatte. Ich erſparte ihm Nichts womit ich ihn lächerlich machen konnte und machte gegen Niemanden ein Geheimniß daraus was ich über ihn dachte. Leon Nariſchkin und andre junge Leute amüſirten ſich darüber und unterſtützten mich in meinem Bemühn. Wenn Herr

Brockdorf durch die Zimmer ging, riefen Alle hinter ihm her: Bona nrna (Pelican); dies war ſein Beiname. Der Pelican war der häßlichſte uns bekannte Vogel und als Menſch war Herr Brockdorf grade ſo häßlich, ſowohl äußerlich als innerlich. Er war groß, mit langem Hals und dickem platten Kopf; dazu war er rothhaarig und trug eine Perrücke von Meſſingdraht, ſeine kleinen Augen lagen tief im Kopfe, hatten ſo gut als gar keine Lider und Brauen und ſeine Mundwinkel gingen bis zum Kinn hinab, was ihm ein ſaures, böswilliges Anſehn verlieh. Hinſichtlich ſeines Charakters beziehe ich mich auf das, was ich bereits geſagt, füge indeß noch hinzu, daß er laſterhaft genug war um von Allen Geld zu nehmen die es ihm anboten und damit ſein erhabner Herr ſich nicht eines Tages über ſeine Erpreſſungen beſchweren möchte, überredete er ihn, den er immer in Geldverlegenheit ſah, daſſelbe zu thun. Auf dieſe Art verſchaffte er ihm ſo viel Geld als er konnte, indem er Allen die dafür bezahlten, Holſteiniſche Orden und Titel verkaufte, oder den Großfürſten Geld verlangen und alle möglichen Angelegenheiten, oft ungerechte und ſelbſt für das Reich läſtige, bei den verſchiedenen Gerichtshöfen des Reiches und dem Senat betreiben ließ; z. B. Monopole und andere Gerechtſame, die noch dazu niemals hätten durchgehn können, weil ſie den Geſetzen Peters I. zuwiderliefen. Außerdem ſtürzte Brockdorf den Großfürſten mehr als je in Trunk und Liederlichkeit, indem er ihn mit einem Haufen Abenteurern und Perſönlichkeiten umgab, die aus den Wachſtuben und Kneipen Deutſchlands und Petersburgs herſtammten, weder Treue noch Glauben kannten

und Nichts thaten als trinken, eſſen, rauchen und gemeine Schwänke erzählen.

Als ich bemerkte, daß trotz alles deſſen, was ich ſagte und that, um Brockdorfs Einfluß zu ſchwächen, er ſich bei dem Großfürſten behauptete, ja einer größeren Gunſt genoß, als je zuvor, faßte ich den Entſchluß dem Grafen Schuwaloff zu ſagen, was ich über dieſen Menſchen dachte und ihm zu erklären, daß ich ihn als eine der gefährlichſten Perſönlichkeiten betrachte, die man möglicherweiſe einem jungen Fürſten, dem Erſten eines großen Reichs, beigeben könne; daß ich mich deshalb auf mein Gewiſſen verpflichtet fühle die Sache im Vertrauen mit ihm zu beſprechen, damit er die Kaiſerin davon benachrichtigen oder Maßregeln treffen könne, welche ihm paſſend erſchienen. Er fragte, ob er mich citiren dürfe? Ich erwiderte ihm bejahend; und ſollte die Kaiſerin mich ſelbſt fragen, ſo würde ich kein Blatt vor den Mund nehmen, um zu ſagen, was ich wiſſe und ſehe. Graf Alexander Schuwaloff blinzelte mit den Augen, indem er mir ſehr ernſthafte zuhörte, allein er wagte nicht ohne den Rath ſeines Bruders Peter und ſeines Vetters Iwan zu handeln. Lange Zeit hörte ich Nichts von ihm; dann gab er mir zu verſtehen, es ſei möglich, daß die Kaiſerin mit mir reden würde. Mittlerweile kam eines ſchönen Morgens der Großfürſt in mein Zimmer hineingehüpft, indeß ſein Secretair Zeitz mit einem Papier hinter ihm herlief. Der Großfürſt ſagte zu mir: „Sehen Sie dieſen verteufelten Kerl; ich habe geſtern zu viel getrunken, bin heute noch ganz duſelig und er bringt mir einen großen Bogen Papier, Nichts als ein Regiſter der Angelegenheiten, die ich zu Ende bringen ſoll; er verfolgt mich bis in Ihr Zimmer.“ Zeitz

sagte zu mir gewendet: „Alles was ich hier habe, kann durch Ja oder durch Nein entschieden werden; es ist die Sache einer Viertelstunde.“ Ich rief aus: „Nun wir wollen sehen, vielleicht kommen Sie eher damit zu Ende als Sie glauben.“ — Zeitz fing an zu lesen und indem er las, sagte ich „Ja“ oder „Nein.“ Dies gefiel dem Großfürsten und Zeitz bemerkte: „Wirklich, gnädigster Herr, wenn Sie zugeben wollten, daß wir es zweimal wöchentlich so machen, würden die Geschäfte nicht stehen bleiben. Es sind freilich nur kleine Sachen, aber sie müssen doch zum Abschluß kommen und die Großfürstin hat sie mit einem halben Dutzend Ja und eben so vielen Nein entschieden.“ Von diesem Tage an gefiel es Sr. Kaiserlichen Hoheit, Zeitz allemal zu mir zu schicken, wenn es auf Ja oder Nein ankam. Nach einiger Zeit bat ich ihn, mir einen geschriebenen Befehl auszustellen über das, was ich ohne speciellen Befehl vom ihm beendigen und nicht beendigen dürfe, was auch geschah. Nur Pechlin, Zeitz und ich wußten von dieser Aenderung und Pechlin und Zeitz waren außerordentlich damit zufrieden. Wenn es sich darum handelte zu unterzeichnen, unterzeichnete der Großfürst, was ich vorher geregelt hatte. Die Sache Elendsheims blieb in Brockdorf's Händen; allein da Elendsheim im Gefängniß saß, beeilte sich Brockdorf nicht sehr, sie zu Ende zu bringen, weil sein Zweck so ziemlich damit erreicht war, daß er ihn von den Geschäften entfernt und drüben seinen Einfluß über seinen Herrn gezeigt hatte.

Ich benutzte einen Tag, wo ich die Gelegenheit oder den Moment günstig fand, um dem Großfürsten zu sagen, daß, da er die Verwaltung der Geschäfte Holsteins so lang-

weilig finde und ſie als eine Probe deſſen anſehe, was er eines Tages zu verwalten haben werde, wenn das Ruſſiſche Reich ihm zufalle, es mir ſchiene als ob er dieſen Zeitpunkt als eine noch viel peinlichere Laſt vorempfinden müßte. Hierauf wiederholte er was er mir ſchon vielemale geſagt hatte: daß er fühle, er ſei nicht für Rußland geboren; er gefalle weder den Ruſſen, noch gefielen die Ruſſen ihm, und daß er überzeugt ſei, daß er in Rußland zu Grunde gehen werde. Ich erwiderte ihm ſodann was ich ihm auch bereits vielemale vorher geſagt hatte: er dürfe ſich in dieſer fataliſtiſchen Vorſtellung nicht gehen laſſen, ſondern er müſſe thun, was er könne, um die Liebe aller Ruſſen zu gewinnen und die Kaiſerin bitten, ihn in den Stand zu ſetzen, daß er ſich über die Reichsangelegenheiten unterrichte; ja ich drängte ihn, um einen Sitz bei den im Conſeil der Kaiſerin ſtattfindenden Berathungen nachzuſuchen. Er ſprach in der That mit den Schuwaleffs darüber, welche die Kaiſerin vermochten, ihn jedesmal dann zu jenen Conferenzen zuzulaſſen, wenn ſie ſelbſt dabei zugegen war. Dies war nicht beſſer als hätte man ihm erwidert, er ſolle überhaupt nicht zugelaſſen werden. Denn ſie ging zwei- oder dreimal mit ihm hin, und hierauf ſtellten ſowohl ſie als er ihre Beſuche ein.

Die Rathſchläge welche ich dem Großfürſten gab, waren im Allgemeinen gut und heilſam. Allein wer Rathſchläge gibt, kann dies nur ſeinem Geiſt und ſeiner Denkweiſe, ſeiner Art die Sachen anzuſchauen und zu behandeln gemäß, thun. Der große Fehler meiner Rathſchläge gegenüber dem Großfürſten war nun eben der, daß ſeine Denk- und Handlungsweiſe ganz und gar von der meinigen ver-

ſchieden war und je älter wir wurden, um ſo markirter wurde dieſe Verſchiedenheit. Ich beſtrebte mich in allen Dingen der Wahrheit ſo nahe zu kommen als möglich und er entfernte ſich täglich mehr von der Wahrheit, bis er ein determinirter Lügner geworden war. Da die Art wie er es wurde, ſehr eigenthümlich iſt, will ich davon erzählen; vielleicht wird dies zu der Erkenntniß der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes in der angegebenen Beziehung beitragen und zu der Verhinderung oder Beſſerung dieſes Laſters dienen können bei Menſchen, welche die Neigung haben ſich darin gehen zu laſſen. Die erſte Lüge welche der Großfürſt ſich ausdachte, war, daß er, um ſich bei jungen Frauen oder jungen Mädchen in Anſehn zu ſetzen, auf deren Unwiſſenheit er rechnete, ihnen erzählt, wie, als er noch bei ſeinem Vater in Holſtein war, ſein Herr Vater ihn an die Spitze einer Abtheilung ſeiner Garden geſtellt und gegen eine Truppe Zigeuner geſchickt habe, die in der Umgebung von Kiel umherſchweifte und, wie er behauptete, ſcheußliche Räubereien beging. Die letztern erzählte er im Detail, ebenſo die Liſten welche er angewandt habe, die Räuber einzuſchließen, die verſchiedenen Kämpfe in denen er Wunder von Kunſt und Tapferkeit verrichtet, worauf er ſie gefangen genommen und nach Kiel transportirt habe. Anfangs wandte er die Vorſicht an, Alles dies nur denen zu erzählen, welche ſeine Geſchichte nicht kannten. Allmälig jedoch faßte er den Muth ſeine Erfindung auch bei denen anzubringen, auf deren Discretion er hinreichend zählen konnte, um gewiß zu ſein daß ſie ihn nicht Lügen ſtrafen würden. Aber als es ihm einfiel, auch mir dieſe Erzählung zum beſten zu geben, fragte ich ihn, wie lange Zeit vor dem Tode

ſeines Vaters dies ſtattgefunden habe? Dann ohne zu zaudern, antwortete er mir: „Drei oder vier Jahre.“ — „Nun denn,“ ſagte ich, „Sie haben ſehr früh angefangen Heldenthaten zu verrichten, denn drei oder vier Jahre vor dem Tode des Herzogs, Ihres Vaters, waren Sie erſt ſechs oder ſieben Jahre alt und ſind mit elf Jahren nach ſeinem Tode, unter der Vormundſchaft meines Onkels, des Kronprinzen von Schweden geblieben, und was mich ebenſo Wunder nimmt, ſetzte ich hinzu, iſt, daß Ihr Herr Vater, deſſen einziger Sohn Sie ſind, zumal da Ihre Geſundheit wie man mir geſagt hat, in Ihrer Kindheit immer zart geweſen iſt, ſie ausgeſchickt hat gegen Diebe zu kämpfen, und zwar im Alter von ſechs oder ſieben Jahren.“ — Der Großfürſt wurde ſchrecklich böſe gegen mich über das was ich ihm geſagt hatte und ſagte mir, daß ich ihn der Welt als einen Lügner darſtellen wollte, daß ich ihn in Mißcredit ſetzte. Ich ſagte ihm, nicht ich ſondern der Kalender widerſpräche dem was er geſagt hätte; ich überließe es ihm ſelbſt zu beurtheilen ob es menſchenmöglich wäre, ein kleines Kind von 6 bis 7 Jahren, einzigen Sohn und Kronerben, die ganze Hoffnung ſeines Vaters, gegen Räuber auszuſchicken. Er ſchwieg und ich auch, und er war mir lange Zeit böſe; aber als er meine Erinnerung vergeſſen hatte fuhr er nichts deſtoweniger fort, ſelbſt in meiner Gegenwart dies Mährchen zu wiederholen welches er unendlich variirte. Später machte er eines, das noch unendlich viel ſchimpflicher und ſchädlicher für ihn war; ich werde dies ſeiner Zeit mittheilen. Es würde mir gegenwärtig unmöglich ſein, alle die Träumereien zu erwähnen, welche er zuweilen erſann und für Thatſachen ausgab, woran nicht der Schatten

einer Wahrheit war; ich glaube, dieſe Probe wird genügen.

Eines Donnerſtags, gegen das Ende des Karnevals, als Ball bei uns war, und ich zwiſchen der Schwägerin von Leon Nariſchkin und ſeiner Schweſter, Madame Siniavin ſaß, ſahen wir zu, wie Mawine Oſſipowna Sakrefskeïa, Ehrendame der Kaiſerin und Nichte des Grafen Raſumowsky, Menuet tanzte. Sie war damals anmuthig und gewandt und man ſagte, daß Graf Horn in ſie verliebt ſei; aber da er immer in drei Frauen auf einmal verliebt war, hielt er ſich auch zu der Gräfin Maria Romanowna Woronzoff und zu Anna Alexiewna Hittroff, die gleichfalls Ehrendamen Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät waren. Wir fanden, daß die erſtere gut tanzte und ziemlich hübſch war; ſie tanzte mit Leon Nariſchkin. Darüber erzählten mir ſeine Schwägerin und ſeine Schweſter, daß ſeine Mutter davon ſpräche, Leon Nariſchkin mit Fräulein Hittroff zu verheirathen, eine Nichte der Schuwaloff von natürlicher Seite; die Mutter war eine Schweſter von Peter und Alexander Schuwaloff und war an den Vater von Fräulein Hittroff verheirathet. Dieſer kam oft in das Haus der Nariſchkins und hatte ſo lange daran gearbeitet, bis die Mutter Leons ſich dieſe Heirath in den Kopf geſetzt hatte. Weder Madame Siniavin noch ſeiner Schwägerin lag etwas an der Verwandtſchaft der Schuwaloffs, welche ſie nicht liebten, wie ich ſchon oben geſagt habe. Was Leon anbetrifft, ſo wußte er gar nicht einmal, daß ſeine Mutter daran dachte, ihn zu verheirathen; er war in die Gräfin Woronzoff verliebt, von der ich eben geſprochen habe. Als ich dies gehört hatte, ſagte ich zu den Damen Siniavin und Na-

riſchkin, daß man die Heirath mit Fräulein Hittroff, welche Niemand ausſtehen konnte, weil ſie intriguant, boshaft und eine Schreierin war, nicht erlauben dürfe, und um ähnliche Ideen kurz abzuſchneiden, müßte man Leon eine Frau unſerer Art geben, und bei dieſer Gelegenheit die erwähnte Nichte des Grafen Raſumowsky wählen, die außerdem jenen zwei Damen ſehr angenehm und immer in ihrem Hauſe war. Die beiden Damen billigten meine Anſicht. Tags darauf, wo ein Maskenball bei Hofe ſtattfand, wendete ich mich an den Marſchall Raſumowsky, damals Hetman der Ukraine, und ſagte ihm grade heraus: er thue ſehr Unrecht, ſeiner Nichte eine Parthie mit Leon Nariſchkin entgehen zu laſſen; Leons Mutter wollte ihn an Fräulein Hittroff vermählen; allein Madame Siniavin, ſeine Schwägerin, und ich hätten entſchieden, daß ſeine Nichte eine paſſende Partie für ihn ſein würde und er möge den Betheiligten ſogleich den Vorſchlag dazu machen. Dem Marſchall gefiel unſer Plan. Er beredete ſich mit ſeinem damaligen Factotum Teploff, der die Sache ſogleich dem Grafen Raſumowsky dem ältern mittheilte. Dieſer gab ſeine Einwilligung. 'Am folgenden Tage begab ſich Teploff zu dem Biſchof von Petersburg, um für 50 Rubel die Dispenſationserlaubniß zu kaufen. Nachdem dieſelbe ausgeſtellt war, gingen der Marſchall und ſeine Gemahlin zu ihrer Tante, der Mutter Leons und ſtellten dort die Sache in ſo günſtigem Lichte dar, daß ſie die Mutter dahin brachten zu erlauben, was ſie nicht wollte. Sie kamen gerade zu rechter Zeit; denn an eben dieſem Tage hatte ſie Herrn Hittroff ihr Wort geben ſollen. Nun gab der Marſchall Raſumowsky, die Damen Siniavin und Nariſchkin ſich zu

Leon und beredeten ihn, die zu heirathen, an welche er nicht im allerentfernteſten gedacht hatte. Er willigte ein, obgleich er eine andre liebte; doch war dieſe freilich ſo gut als verlobt mit Graf Vuturlin. Was Fräulein Hittroff angeht, ſo machte er ſich nicht den geringſten Kummer. Nachdem er alſo ſeine Zuſtimmung gegeben, ließ der Marſchall ſeine Nichte zu ſich rufen; ſie fand die Heirath zu vortheilhaft um ſie zurückzuweiſen. Am folgenden Tage, es war Sonntag, baten die beiden Grafen Raſumowsky die Kaiſerin um ihre Einwilligung, welche ohne Zögern gegeben wurde. Die Herren Schuwaloff waren beſtürzt durch die Art, wie Hittroff und ſie waren hintergangen worden; denn ſie erfuhren von dem ganzen Vorgang nicht eher, als bis nach der Einwilligung der Kaiſerin. Da aber nun Alles angeordnet war, ließ ſich Nichts mehr daran ändern; ſo daß Leon, der in eine Dame verliebt war und den ſeine Mutter mit einer andern vermählen wollte, eine Dritte heirathete, an die weder er, noch irgend Jemand drei Tage vorher gedacht hatte. Die Heirath Leon Nariſchkins knüpfte meine Freundſchaft mit dem Grafen Raſumowsky feſter als je zuvor, da ſie es mir wirklich Dank wußten, ihrer Nichte eine ſo gute und große Partie verſchafft zu haben und durchaus nicht böſe waren, daß ſie über die Schuwaloffs, die ſich nicht einmal beklagen konnten und ihren Verdruß verbergen mußten, den Sieg davon getragen hatten. Dies letztere war ebenfalls eine Genugthuung, welche ſie mir verdankten.

Die Liebe des Großfürſten zu Madame Teploff regte ſich nur noch mit mattem Flügelſchlage; eins der größten Hinderniſſe derſelben war die Schwierigkeit, welche ſie

fanden, ſich zu ſehen. Es konnte nur heimlich geſchehen, was dem Großfürſten, der Schwierigkeiten ebenſowenig liebte, als auf empfangene Briefe antworten mochte, ſehr unbequem war. Gegen Ende des Karnevals fing ſeine Liebe an, eine Parteiſache zu werden. Die Prinzeſſin von Kurland benachrichtigte mich eines Tages, daß Graf Roman Woronzoff, der Vater der beiden Hofdamen, der, beiläufig geſagt, ſammt ſeinen fünf Kindern dem Großfürſten auf's Höchſte zuwider war, ſehr unüberlegte Aeußerungen auf Rechnung des Großfürſten machte und unter anderm erklärte, wenn er Luſt hätte, ſo würde es ihm keine große Mühe koſten, den Haß des Großfürſten gegen ihn in Wohlwollen umzuwandeln. Zu dieſem Zwecke brauchte er nur Brockdorf ein Gaſtmahl zu geben, ihm engliſches Bier vorzuſetzen und ihm, wenn er fortginge, ſechs Flaſchen davon für Seine Kaiſerliche Hoheit in die Taſche zu ſtecken; er ſowol als ſeine älteſte Tochter würden dann ſofort Matadore in der Gunſt des Großfürſten ſein. Da ich den nämlichen Abend beim Ball bemerkte, daß Seine Kaiſerliche Hoheit und Gräfin Marie Woronzoff, die älteſte Tochter Graf Romans, viel mit einander plauderten (das Haus Woronzoff hatte ſich in der That mit den Schuwaloffs eingelaſſen, bei denen Brockdorf immer willkommen war), machte es mir kein großes Vergnügen, zu denken, daß Fräulein Eliſabeth Woronzoff wieder obenauf kommen ſollte; und um gegen dieſen Fall noch mehr vorzubeugen, erzählte ich dem Großfürſten von den eben erwähnten Aeußerungen, welche der Vater über ihn hatte fallen laſſen. Er gerieth in Wuth darüber und fragte, von wem ich dieſe Aeußerungen erfahren. Ich ſträubte mich lange, ihm dies zu ſagen. Allein er erklärte: da ich Nie-

manden nennen könne, müsse er annehmen, daß ich es sei, die die Geschichte erfunden habe, um dem Vater und seinen Töchtern zu schaden. Es half Nichts, ihm zu erwidern, daß ich nie in meinem Leben solche Lügen erfunden hätte; ich sah mich endlich gezwungen, ihm die Prinzessin von Kurland zu nennen. Er erklärte: er würde ihr auf der Stelle ein Billet schreiben, um zu erfahren, ob ich die Wahrheit rede und wenn der geringste Mangel an Uebereinstimmung sein sollte zwischen dem, was sie ihm antworten werde und dem, was ich ihm gesagt habe, würde er sich bei der Kaiserin beschweren über meine Lügen und Ränke. Hierauf verließ er mein Zimmer. Ungewiß, was die Prinzessin von Kurland ihm antworten würde und in der Furcht, daß sie sich zweideutig äußern könnte, schrieb ich ihr ein Billet, in welchem ich sagte: „Ich beschwöre Sie, sagen Sie die einfache und reine Wahrheit über das, was man Sie fragen wird." Mein Billet wurde ihr unverzüglich überbracht und kam zu rechter Zeit, denn es erreichte sie vor dem des Großfürsten. Die Prinzessin von Kurland antwortete Seiner Kaiserlichen Hoheit die Wahrheit und er fand, daß ich nicht gelogen hatte. Er wurde dadurch noch eine Zeit lang von den Verhältnissen mit den beiden Töchtern eines Menschen zurückgehalten, der ihn so wenig achtete und den er selbst nicht liebte. Allein um ihm noch ein Hemmniß mehr in den Weg zu legen, beredete Leon Narischkin den Marschall Graf Rasumowsky, den Großfürsten ein- bis zweimal wöchentlich ganz insgeheim zu sich einzuladen. Es war fast eine Gesellschaft zu je zwei Herren und zwei Damen, denn nur der Marschall, Maria Paulowna Narischkin, der Großfürst, Madame Teploff und Leon Narischkin waren

zugegen. Dies dauerte einen Theil der Faſtenzeit und gab zu einem andern Plane Veranlaſſung. Das damalige Haus des Marſchalls war von Holz. Die Geſellſchaft verſammelte ſich in den Gemächern der Marſchallin und da ſowol er als ſie gerne ſpielten, wurde immer dort geſpielt. Der Marſchall ging und kam und hatte in ſeinen Gemächern eine Partie für ſich, wenn der Großfürſt nicht da war. Aber nachdem der Marſchall mehreremal bei mir in meiner kleinen geheimen Geſellſchaft geweſen war, ſprach er den Wunſch aus, dieſelbe möge zu ihm kommen. Zu dieſem Zweck wurde das, was er ſeine Hermitage nannte, beſtehend aus zwei bis drei Zimmern im Erdgeſchoß, uns eingeräumt. Alle verbargen ſich vor einander, weil, wie ich bereits erwähnt habe, wir ohne Erlaubniß nicht auszugehen wagten. Auf dieſe Weiſe befanden ſich drei bis vier kleine Geſellſchaften im Hauſe. Der Marſchall ging von der einen zur andern und nur die meinige erfuhr Alles, was im Hauſe vorging, während die Andern nicht wußten, daß wir überhaupt da waren.

Zu Anfang des Frühlings ſtarb Pechlin, der Miniſter des Großfürſten für Holſtein. Der Großkanzler Graf Beſtuſcheff, der ſeinen Tod vorausſah, hatte mir den Rath gegeben, dem Großfürſten einen gewiſſen Stambke in ſeiner Statt vorzuſchlagen. Wir gingen im Frühling nach Oranienbaum. Die dortige Lebensweiſe war ganz wie in den vorhergehenden Jahren, nur daß die Zahl der dort ſtationirten Holſteinſchen Truppen und der als Officiere angeſtellten Abenteurer von Jahr zu Jahr zunahm. Da ſo viele Leute in dem kleinen Dorfe Oranienbaum, welches anfangs aus nicht mehr als 28 Hütten beſtand, nicht einquartirt werden konnten, wurde ein Lager für die Truppen aufgeſchlagen,

deren Zahl ſich übrigens nie auf mehr als 1300 Mann belief. Die Offiziere dinirten und ſoupirten bei Hofe. Weil jedoch die Zahl der Hofdamen und der Gemahlinnen der Hofcavaliere nur fünfzehn bis ſechszehn betrug und Seine Kaiſerliche Hoheit große Gaſtmähler leidenſchaftlich liebte, weil er ſolche Gaſtmähler in ſeinem Lager und in allen Ecken und Winkeln Oranienbaums häufig veranſtaltete, lud er nicht allein die Sängerinnen und Tänzerinnen ſeiner Oper, ſondern eine Menge bürgerlicher Damen aus ſehr ſchlechter Geſellſchaft dazu ein, welche von Petersburg herbeigeſchafft wurden. Sowie ich von der Zulaſſung der Sängerinnen ꝛc. hörte, enthielt ich mich jeder ferneren Betheiligung, anfangs unter dem Vorwande einer Brunnenkur und ich ſpeiſte meiſtentheils mit drei bis vier Perſonen in meinem Zimmer. Später ſagte ich dem Großfürſten: ich fürchte, die Kaiſerin werde es übel aufnehmen, wenn ich in ſo gemiſchter Geſellſchaft erſchiene. Und wirklich kam ich nie, wenn ich wußte, daß unbeſchränkte Gaſtfreiheit ſtattfinde, ſo daß, wenn der Großfürſt meine Anweſenheit wünſchte, nur die Hofdamen zugelaſſen wurden. Zu den Maskeraden, welche der Großfürſt in Oranienbaum gab, kam ich immer in ſehr einfachem Anzuge, ohne Juwelen und Staat. Dies gefiel der Kaiſerin, welche die Feſte in Oranienbaum, wo die Gaſtmähler wirkliche Bachanalien wurden, weder gern ſah noch billigte. Sie ließ ſie nur hingehen oder verbot ſie wenigſtens nicht. Ich erfuhr, daß Ihre Kaiſerliche Majeſtät geäußert habe: „Dieſe Feſte machen der Großfürſtin ebenſo wenig Vergnügen als mir ſelbſt; ſie erſcheint dabei in ſo einfacher Kleidung, als irgend möglich und ſoupirt niemals mit Allem, was dorthin kommt.“ Ich beſchäftigte mich damals in Oranien-

baum mit der Anlage und Anpflanzung deſſen, was dort mein Garten heißt. Den Reſt meiner Zeit ging, ritt oder fuhr ich aus und wenn ich in meinem Zimmer war, las ich.

Im Juli hörten wir, daß Memel ſich den ruſſiſchen Truppen am 24. Juni durch Vergleich übergeben habe und im Auguſt kam die Nachricht von der am 19. Auguſt durch die ruſſiſche Armee gewonnenen Schlacht von Großjägerndorf. Am Tage des Te Deums gab ich dem Großfürſten und allen in Oranienbaum anweſenden Notabilitäten in meinem Garten ein großes Gaſtmahl, bei welchem der Großfürſt und die ganze Geſellſchaft ebenſo heiter als befriedigt ſchienen. Dies minderte für einen Augenblick den Schmerz des Großfürſten über den zwiſchen Rußland und dem König von Preußen ausgebrochenen Krieg. Denn ſeit ſeiner Kindheit hatte er für den König von Preußen eine große Zuneigung gefühlt, eine Zuneigung, in welcher anfangs nichts Außerordentliches war, die aber ſpäter in Wahnſinn ausartete. Damals zwang ihn die allgemeine Freude über den Erfolg der ruſſiſchen Waffen ſeine geheimen Gedanken zu verbergen: daß er nämlich die Niederlage der preußiſchen Truppen mit Bedauern erfuhr, während er ſie als unbeſieglich anſah. Ich ließ an jenem Tage an die Maurer und Arbeiter in Oranienbaum Rinderbraten austheilen.

Einige Tage nach dieſem Gaſtmahl kehrten wir in die Stadt zurück und bezogen den Sommerpalaſt. Hier meldete Graf Alexander Schuwaloff mir eines Abends: die Kaiſerin befinde ſich in dem Zimmer ſeiner Gemahlin und fordere mich auf, dorthin zu kommen, um mit ihr zu reden, wie ich es den vergangenen Winter gewünſcht hätte. Ich begab

mich ohne Verzug in die Gemächer des Grafen und der Gräfin Schuwaloff, welche hinter den meinigen lagen. Ich fand dort die Kaiserin ganz allein. Nachdem ich ihr die Hand geküßt und sie mich, ihrer Gewohnheit gemäß, umarmt hatte, erwies sie mir die Ehre zu sagen, da sie gehört daß ich mit ihr zu reden wünsche, sei sie heute gekommen um zu erfahren, was ich wolle. Nun waren damals mehr als acht Monate seit meiner Unterredung mit Alexander Schuwaloff, hinsichtlich Brockdorf's, verflossen. Ich erwiderte Ihrer Majestät: „als ich im vergangenen Winter das Benehmen Brockdorfs gesehen, hätte ich es für unerläßlich gehalten, mit Graf Alexander Schuwaloff darüber zu reden, damit er Ihre Kaiserliche Majestät davon in Kenntniß setzen könne. Er hätte mich dann gefragt, ob er mich erwähnen dürfe und ich hätte ihm erwidert, wenn Ihre Kaiserliche Majestät es wünsche, würde ich selbst Alles wiederholen, was mir bekannt wäre. Dann erzählte ich ihr die Geschichte Elendsheims in ihrem wahren Hergange. Sie hörte mir anscheinend mit großer Kälte zu und fragte mich dann nach Details über das Privatleben des Großfürsten und über seine Umgebungen. Ich erzählte ihr mit der größten Wahrhaftigkeit Alles, was ich davon wußte; und als ich über die Holstein'schen Verhältnisse einige Bemerkungen machte, welche ihr zeigten, daß ich sie gut kannte, sagte sie: „Sie scheinen über dies Land sehr wohl unterrichtet zu sein." Ich antwortete naiv, dies könne mir nicht schwer fallen, da der Großfürst mir befohlen habe, mich damit bekannt zu machen. Ich sah es dem Gesichte der Kaiserin an, daß dieses Vertrauen einen unangenehmen Eindruck auf sie hervorbrachte und überhaupt schien sie während unserer ganzen Unter-

redung eigenthümlich verſchloſſen; denn ſie ließ mich reden, fragte mich aus und ſagte kaum ein Wort, ſo daß dieſe Unterhaltung mir von ihrer Seite mehr wie eine Art Verhör, als wie ein vertrauliches Geſpräch erſchien. Endlich verabſchiedete ſie mich ebenſo kalt, als ſie mich empfangen hatte und ich war ſehr wenig erbaut von meiner Audienz. Alexander Schuwaloff empfahl mir, ſie ſehr geheim zu halten, was ich auch verſprach — und in der That kam Nichts darin vor, womit ich mich hätte rühmen können. In mein Zimmer zurückgekehrt, ſchrieb ich die Kälte der Kaiſerin der Abneigung zu, welche, wie ich ſchon ſeit längerer Zeit wußte, die Schuwaloffs ihr gegen mich eingeflößt hatten. Man wird in der Folge ſehen, welche abſcheuliche Anwendung, wenn ich ſo ſagen darf, von dieſer Unterhaltung zwiſchen ihr und mir zu machen, ſie überredet wurde.

Kurz darauf erfuhren wir, daß Marſchall Apraxin, ſtatt ſeine Erfolge zu benutzen, nach der Einnahme von Memel und dem Siege bei Großjägerndorf, ſich mit ſolcher Eile zurückzog, daß dieſer Rückzug einer Flucht glich; denn er verſchleuderte und verbrannte ſein Gepäck und vernagelte ſeine Kanonen. Niemand begriff dies Verfahren. Selbſt ſeine Freunde konnten es nicht rechtfertigen und eben deßhalb vermuthete man ein Geheimniß dahinter. Obgleich ich wirklich ſelbſt nicht wußte, wem der übereilte und unzuſammenhängende Rückzug des Generals Apraxin zuzuſchreiben iſt, da ich ihn niemals wieder geſehen habe, ſo glaube ich doch die Urſache könnte ſein, daß er von ſeiner Tochter, der Fürſtin Kurakin, die noch immer, aus Politik nicht aus Neigung, mit Peter Schuwaloff ein Verhältniß hatte, von ſeinem Schwager, dem Fürſten Kurakin, von ſeinen Freun-

den und Verwandten ziemlich genaue Nachrichten über die Geſundheit der Kaiſerin erhielt, welche immer ſchlechter wurde. Man war ſchon damals ziemlich allgemein davon überzeugt, daß ſie alle Monate regelmäßig an ſehr heftigen Krämpfen litt; daß dieſe Krämpfe ihre Organe zuſehends ſchwächten, daß nach jedem Krampfe ſie drei oder vier Tage in einem ſolchen Zuſtande von Schwäche und Herabſtimmung ihrer Fähigkeiten war, die an Lethargie gränzte, daß man während dieſer Zeit über Nichts mit ihr ſprechen und ſie von Nichts unterhalten konnte. Der Marſchall Apraxin, welcher vielleicht die Gefahr für dringender hielt als ſie es wirklich war, hatte es nicht für räthlich gehalten ſich tiefer in Preußen vorzuwagen, ſondern es für beſſer befunden eine Rückwärtsbewegung zu machen, um ſich der ruſſiſchen Gränze zu nähern, unter dem Vorwande, daß es ihm an Lebensmitteln fehle; da er voraus ſah, daß im Falle des Todes der Kaiſerin dieſer Krieg ſofort aufhören würde. Es war ſchwer den Schritt des Marſchalls Apraxin zu rechtfertigen; aber dies konnte ſeine Anſicht ſein, um ſo mehr, als er ſich für nöthig in Rußland hielt, wie ich ſchon erwähnt habe, als ich von ſeiner Abreiſe ſprach. Der Graf Beſtuſcheff ließ mir durch Stambke mittheilen, welche Wendung das Benehmen des Grafen Apraxin nähme, worüber ſich der kaiſerliche und der franzöſiſche Geſandte laut beklagten. Er ließ mich bitten dem Marſchall als Freundin zu ſchreiben und meine Vorſtellungen mit den ſeinigen zu vereinigen, um ihn zur Umkehr zu bewegen und eine Flucht zu beendigen, welche ſeine Feinde gehäſſig und unheilvoll auslegten. In der That ſchrieb ich einen Brief an den Marſchall Apraxin, in welchem ich ihn von den üblen in St. Petersburg umlaufenden Gerüchten in Kennt-

niß ſetzte, und daß ſeine Freunde ſehr viel zu thun hätten, ſeinen übereilten Rückzug zu rechtfertigen; bat ihn wieder vorwärts zu gehen und die von der Regierung erhaltenen Befehle zu befolgen. Der Großkanzler Graf Beſtuſcheff ſchickte ihm dieſen Brief. Der Marſchall Apraxin antwortete mir nicht. Inzwiſchen ſahen wir den kaiſerlichen General-Vaudirektor, den General Fermor, von St. Petersburg abreiſen und von uns Abſchied nehmen. Man ſagte uns daß er bei der Armee verwendet werden ſollte; er war früherhin General-Quartiermeiſter des Grafen Münnich geweſen. Das erſte was der General Fermor verlangte, war, ſeine Untergebenen oder Superintendenten im Baufach, die Brigadiers Reazneff und Merdvineff, mit ſich nehmen zu dürfen, und mit ihnen ging er zur Armee ab; es waren Militairs, welche bisher nur Baucontrakte gemacht hatten. Sobald er angekommen war, befahl man ihm, den Oberbefehl an der Stelle des Grafen Apraxin zu übernehmen, welcher zurückberufen wurde, und als dieſer zurückkam, fand er in Trihorsky einen Befehl, zu bleiben und die Befehle der Kaiſerin zu erwarten. Es dauerte lange bis dieſe kamen, weil ſeine Freunde, ſeine Tochter und Peter Schuwaloff alles thaten und Himmel und Erde in Bewegung ſetzten, um den Zorn der Kaiſerin zu beſänftigen, den die Grafen Woronzoff, Buturlin, Johann Schuwaloff und andere anfachten, welche ihrerſeits von den Geſandten des Verſailler und Wiener Hofes gereizt wurden, Apraxin den Prozeß zu machen. Endlich ernannte man eine Unterſuchungscommiſſion. Nach dem erſten Verhör wurde der Marſchall Apraxin von einem apoplektiſchen Anfall befallen, woran er 24 Stunden ſpäter ſtarb. In dieſen Prozeß

wäre der General Lieven gewiß auch verwickelt worden. Er war der Freund und Vertraute Apraxin's. Dies würde mir noch mehr Kummer gemacht haben, denn Lieven war mir aufrichtig ergeben; aber welche Freundschaft ich auch immer für Apraxin und Lieven hatte, ich kann es beschwören, daß ich mit der Ursache ihres Benehmens und ihrem Benehmen selbst vollkommen unbekannt war, obgleich man versucht hatte, das Gerücht auszusprengen, daß sie, nur um mir und dem Großfürsten zu gefallen, rückwärts anstatt vorwärts gingen. Lieven gab zuweilen sehr sonderbare Beweise seiner Ergebenheit für mich, unter anderen den folgenden: Der Gesandte des Wiener Hofes, Graf Esterhazy, veranstaltete einen Maskenball, bei welchem die Kaiserin und der ganze Hof zugegen waren. Als Lieven mich durch das Zimmer gehen sah, wo er sich befand, sagte er zu seinem Nachbar, dem Grafen Poniatowsky: „Sehen Sie da eine Frau, für welche ein ehrlicher Mann einige Knutenhiebe ohne Verdruß aushalten könnte." Ich habe diese Anekdote vom Grafen Poniatowsky, nachmaligen König von Polen, selbst.

Nachdem General Fermer das Kommando übernommen hatte, beeilte er sich, seine Instruktionen auszuführen, nämlich voranzugehn; denn trotz der rauhen Jahreszeit besetzte er Königsberg, welches ihm am 18. Januar 1758 eine Deputation entgegenschickte.

Im Laufe dieses Winters bemerkte ich plötzlich eine große Aenderung in dem Benehmen Leon Narischkin's. Er fing an, unhöflich und grob zu werden, kam nur widerwillig zu mir, that Aeußerungen welche bewiesen, daß man ihm eine Abneigung gegen mich, gegen seine Schwägerin, seine Schwester, den Grafen Poniatowsky und Alle die zu

mir hielten, in den Kopf ſetzte. Ich hörte, daß er faſt immer mit Iwan Schuwaleff zuſammen war und ahnte leicht, daß man ihn von mir abſpenſtig machte, um mich dafür zu ſtrafen daß ich ihn verhindert hatte, Fräulein Hittroff zu heirathen, und daß man ſicherlich weit genug gehen werde, um ihn zu Indiscretionen zu verleiten, welche unangenehme Folgen für mich haben konnten. Seine Schwägerin, ſeine Schweſter, ſein Bruder waren auch böſe auf ihn um meinetwillen und er betrug ſich wirklich wie ein Verrückter und beleidigte uns mit größtem Vergnügen ſo viel er konnte — und dies zu einer Zeit als ich auf meine Koſten das Haus meublirte, welches er nach ſeiner Verheirathung bewohnen ſollte. Jedermann klagte ihn der Undankbarkeit an und erklärte ihm, daß er nicht die geringſte Urſache habe ſich zu beſchweren und in ſolcher Weiſe zu handeln. Man ſah deutlich, daß er denen die ſich ſeiner bemächtigt hatten, als Werkzeug diente. Er machte dem Großfürſten regelmäßiger den Hof, ſuchte ihn ſo viel als möglich zu amüſiren und verleitete ihn mehr und mehr zu Dingen, von denen er wußte daß ich ſie mißbillige. Ja er trieb ſeine Unhöflichkeit mitunter ſo weit, daß er, wenn ich mit ihm ſprach, nicht antwortete. Ich weiß bis auf dieſen Augenblick nicht, was ihn dazu bewegte, während ich ihn und ſeine ganze Familie, ſo lange ich ſie kannte, mit Wohlwollen und Freundſchaft überhäuft hatte. Ich glaube daß er ſich gleichfalls auf den Rath der Schuwaleffs bemühte dem Großfürſten gefällig zu ſein, indem ſie ihm vorſtellten, daß dieſe Gunſt ihm immer werthvoller ſein werde als die meine; weil ich bei der Kaiſerin und beim Großfürſten ſchlecht angeſchrieben wäre und keines von beiden mich liebte. Er werde daher ſeinem

Glücke ſchaden, wenn er ſich von mir nicht losſage; nach dem Tode der Kaiſerin werde der Großfürſt mich in ein Kloſter ſtecken — und andre ähnliche Aeußerungen der Schuwaloffs, welche mir hinterbracht wurden. Außerdem zeigte man ihm aus der Ferne den St. Annenorden, als einen Beweis der Gunſt des Großfürſten. Mit Hülfe ſolcher Auseinanderſetzungen und Verſprechungen brachte man dieſen ſchwachen und charakterloſen Geiſt zu allen kleinen Verrätherein die man erwünſchte; ja er ging ſelbſt weiter als verlangt wurde — obgleich er, wie ſich ſpäter zeigen wird, bisweilen Anfälle von Reue hatte. Damals that er Alles was in ſeiner Macht ſtand, den Großfürſten von mir zu entfernen, ſo daß dieſer mich faſt unaufhörlich ſchalt und ſein Verhältniß mit der Gräfin Eliſabeth Worenzoff wieder anknüpfte.

Zu Anfang des Frühlings verbreitete ſich das Gerücht, daß Prinz Karl von Sachſen, Sohn Königs Auguſts III. von Polen, nach Petersburg kommen werde. Dem Großfürſten mißfiel dies aus verſchiedenen Urſachen: erſtens weil er von dem Beſuche des Prinzen eine Vermehrung perſönlicher Unbequemlichkeiten fürchtete, denn er konnte nicht leiden wenn die Lebensweiſe, welche er ſich zurecht gemacht hatte, im geringſten geſtört wurde; zweitens weil das ſächſiſche Haus auf der Seite der Feinde des Königs von Preußen ſtand; drittens vielleicht auch, weil er bei dem Vergleich zu verlieren fürchtete. Dies letztere zeugte wenigſtens von großer Beſcheidenheit; denn der arme Prinz von Sachſen war ein ganz nichtsſagender Menſch, ohne alle Kenntniſſe. Die Jagd und den Tanz ausgenommen verſtand er Nichts und er hat mir ſelbſt geſagt, daß er in ſeinem ganzen Leben

kein Buch in der Hand gehabt habe, außer den Gebetbüchern welche ſeine bigotte Mutter, die Königin, ihm ſchenkte. Prinz Carl von Sachſen kam wirklich am 3. April dieſes Jahres in Petersburg an. Man empfing ihn mit großer Feierlichkeit und einem bedeutenden Aufwande von Glanz und Pomp. Sein Gefolge war ſehr zahlreich: es begleiteten ihn eine Menge Polen und Sachſen, unter ihnen ein Lubomirsky, ein Potetsky, ein Rzewusky, den man den Schönen nannte, zwei Fürſten Sulkowsky, ein Graf Sapieha, Graf Branitzky, ſpäter Oberfeldherr, ein Graf Einſiedel und viele Andre, deren Namen ich mich augenblicklich nicht erinnere. Er hatte eine Art Untergouverneur bei ſich, Namens Lachinal, der ſein Benehmen und ſeine Correſpondenz leitete. Man quartirte den Prinzen von Sachſen in das Haus des Kammerherrn Iwan Schuwaloff ein. Dieſes Haus war vor Kurzem fertig geworden und ſein Herr hatte alle ſeinen Geſchmack daran erſchöpft; allein obgleich ſehr koſtbar, war es trotzdem geſchmacklos und ſchlecht eingerichtet. Es waren viele Gemälde darin, aber meiſtentheils Copien; ein Zimmer war mit Tſchinarholz verziert, aber weil Tſchinar nicht glänzt, hatte man es gefirnißt. Dadurch wurde die Farbe gelb, doch ein unangenehmes Gelb, welches dem Zimmer ein gemeines Ausſehn gab und um dies zu beſſern, überlud man es mit ſchwerem verſilbertem Schnitzwerk. Von außen glich dieſes Haus, obgleich an ſich groß, wegen der Menge ſeiner Verzierungen, Spitzenmanſchetten von Atlaçon. Man gab dem Prinzen den Grafen Iwan Czernitſcheff bei und er wurde ganz auf Koſten des Hofes unterhalten und von den Leuten des Hofes bedient.

In der Nacht vor dem Tage wo Prinz Carl zu uns

kam, hatte ich eine ſo heftige Kolik mit ſo ſtarker Diarrhöe, daß ich mehr als dreißig Mal auf den Stuhl ging. Trotzdem und trotz des Fiebers welches folgte, kleidete ich mich den folgenden Morgen an, um den Prinzen von Sachſen zu empfangen. Man führte ihn zwei Uhr Nachmittags zu der Kaiſerin und als er dieſe verließ, in mein Zimmer, wo der Großfürſt gleich nach ihm eintreten ſollte. Zu dieſem Zweck hatte man drei Seſſel an die nämliche Wand geſtellt; der mittlere war für mich, der zu meiner Rechten für den Großfürſten, der zu meiner Linken für den Prinzen von Sachſen. Ich mußte die Unterhaltung führen, denn der Großfürſt war kaum zum Sprechen zu bringen und Prinz Carl war nicht geſprächig. Endlich, nach einer halbviertelſtündigen Unterhaltung, erhob ſich Prinz Carl, um uns ſein ungeheures Gefolge vorzuſtellen. Er hatte, glaube ich, mehr als zwanzig Perſonen bei ſich, wozu ſich an dieſem Tage noch der polniſche und ſächſiſche Geſandte am ruſſiſchen Hofe mit ihren Secretairen geſellt hatten. Nach einer halbſtündigen Unterhaltung ging der Prinz fort und ich entkleidete mich um mich zu Bett zu legen, wo ich drei oder vier Tage in heftigem Fieber liegen blieb, worauf ſich Zeichen der Schwangerſchaft bei mir einſtellten. Gegen Ende April gingen wir nach Oranienbaum. Vor unſerer Abreiſe erfuhren wir, daß der Prinz Carl von Sachſen als Freiwilliger zur ruſſiſchen Armee abginge. Bevor er ſich zur Armee begab, ging er mit der Kaiſerin nach Peterhof, woſelbſt man ihn feirte. Dort und in der Stadt nahmen wir nicht an dieſen Feſtlichkeiten Theil, ſondern blieben auf unſerem Landſitz, wo er auch Abſchied von uns nahm und am 4. Juli abreiſte.

Da der Großfürſt faſt immer in übler Laune gegen mich war, weſür ich keinen andern Grund wußte als daß ich weder Herrn Brockdorf noch die Gräfin Eliſabeth Woronzoff, welche wieder anfing Favorit-Sultanin zu ſein, empfing, kam mir der Gedanke, Seiner Kaiſerl. Hoheit ein Feſt in meinem Garten zu Oranienbäum zu geben, um ſeine üble Laune wo möglich zu vermindern. Seine Kaiſerliche Hoheit hatte jedes Feſt gern. So ließ ich denn an einem abgelegenen Punkte, im Gehölz, von meinem italiäniſchen Architekten Antonio Rinaldi einen großen Wagen bauen, worauf ein Orcheſter von ſechzig Perſonen, Muſikern und Sängern, Platz hatte. Der italiäniſche Hofpoet mußte Verſe machen und der Kapellmeiſter Araja ſie in Muſik ſetzen. Im Garten wurde in der großen Allee ein illuminirtes Transparent mit einem Vorhang angebracht, welchem gegenüber die Tafel zum Souper gedeckt war. Am 17. Juli, gegen Abend begaben ſich Seine Kaiſerliche Hoheit und Alles was in Oranienbaum war und eine Menge Zuſchauer, welche aus Kronſtadt und St. Petersburg hinübergekommen waren, in den Garten, welcher illuminirt war. Man ſetzte ſich zur Tafel und nach dem erſten Service ging der Vorhang auf, welcher die große Allee verdeckte und man ſah in der Ferne das Orcheſter auf einem Wagen herankommen, der von etwa 20 mit Kränzen geſchmückten Ochſen gezogen wurde und von allen Tänzern und Tänzerinnen die ich hatte auftreiben können, umgeben war. Die Allee war illuminirt und ſo hell, daß man alle Gegenſtände deutlich unterſchied. Als der Wagen ſtillhielt, wollte der Zufall daß der Mond grade über ihm ſtand, was eine wundervolle Wirkung hervorbrachte und die ganze Geſellſchaft

in angenehme Ueberraſchung verſetzte, zumal da außerdem das Wetter außerordentlich ſchön war. Jedermann ſprang von der Tafel auf, um die Schönheit der Symphonie und des Schauſpiels voller genießen zu können. Als ſie zu Ende war, fiel der Vorhang und man ſetzte ſich zum zweiten Service wieder an die Tafel. Nachdem dies zu Ende war, hörte man Fanfaren und Zimbeln und ein Charlatan fing an zu ſchreien: Meine Herren und Damen, kommen Sie zu mir, in meinen Buden ſind Lotterieen umſonſt. Zu beiden Seiten der Decoration mit Vorhängen gingen nun zwei kleine Vorhänge auf, und man ſah zwei ſehr hell erleuchtete Buden, in einer vertheilte man gratis Lotterienummern für das darin enthaltene Porzellan, in der anderen für Blumen, Bänder, Fächer, Kämme, Geldbeutel, Handſchuhe, Degengehänge und andere derartige Kleinigkeiten. Als die Buden leer waren, aß man das Deſſert, worauf bis 6 Uhr Morgens getanzt wurde. Keine Intrigue und kein böſer Wille kam gegen mein Feſt auf und Seine Kaiſerliche Hoheit und alle Uebrigen waren entzückt davon und prieſen die Großfürſtin und ihr Feſt. In der That hatte ich es auch an Nichts fehlen laſſen. Man fand meinen Wein köſtlich, mein Souper herrlich. Alles ging auf meine eigenen Koſten und das Feſt koſtete mich gegen 10000 bis 15000 Rubel — man bemerke daß ich 30,000 jährlich hatte. Aber dies Feſt wäre mir beinahe noch theurer zu ſtehen gekommen, denn als ich am 17. Juli im Cabriolet mit Madame Narischkin ausgefahren war und grade aus dem Wagen ausſteigen wollte, machte das Pferd eine Bewegung, welche mich zur Erde auf meine Kniee warf, im 4. oder 5. Monat meiner Schwangerſchaft. Ich that als

ob nichts vorgefallen wäre, blieb zu allerletzt bei dem Feste und machte die Honneurs; jedoch fürchtete ich mich sehr vor einer fausse-couche; es kam aber nicht dazu und ich kam mit dem Schrecken davon. Der Großfürst, seine ganze Umgebung, alle seine Holsteiner und selbst meine erbittertsten Feinde hörten mehrere Tage nicht auf, mich und mein Fest zu loben, indem Freund und Feind eine Kleinigkeit als Andenken an mich davon mit nach Hause gebracht hatte, da es ein Maskenfest gewesen war und alle möglichen Leute daran Theil nahmen und die Gesellschaft im Garten sehr gemischt gewesen war. Unter anderen waren eine Menge Frauen da, welche sonst nicht am Hofe und in meiner Gegenwart erschienen. Alle rühmten sich nun und prunkten mit meinen Geschenken, obgleich dieselben im Grunde keinen großen Werth hatten, denn ich glaube, es war keines darunter das mehr als 100 Rubel kostete; aber es war eben ein Geschenk von mir und man sagte gern: Ich habe dies von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin; sie ist die Güte selbst, sie hat allen Leuten etwas geschenkt; sie ist reizend; sie sah mich so vergnügt und leutselig an, es machte ihr Vergnügen uns tanzen, essen und spazieren gehen zu lassen, wer keinen Platz hatte bekam einen von ihr; sie wollte daß man sehen sollte was zu sehen war; sie war heiter und so weiter. Kurz man fand an mir plötzlich Eigenschaften, die man vorher gar nicht an mir gekannt hatte und ich entwaffnete meine Feinde. Dies war meine Absicht, es dauerte aber nicht lange, wie man in der Folge sehen wird.

Nach diesem Feste fing Leon Narischkin wieder an, zu mir zu kommen. Als ich eines Tages in mein Kabinet

trat, fand ich ihn impertinenter Weise auf einem dort befindlichen Canapee liegen und ein unsinniges Lied singen. Sowie ich dies bemerkte, ging ich hinaus, schloß die Thüre hinter mir und begab mich unverzüglich zu seiner Schwägerin, der ich erklärte, man müsse eine Hand voll Nesseln nehmen und diesen Menschen, der sich seit langer Zeit so unverschämt gegen uns benommen habe, damit geißeln, um ihm Rücksicht zu lehren. Die Schwägerin stimmte aus ganzer Seele bei und sofort ließen wir uns gute Ruthen bringen, die von Nesseln eingefaßt waren. Wir nahmen eine meiner Frauen, eine Wittwe, Namens Tatiana Juriewna, als Begleiterin und begaben uns zusammen in mein Kabinet, wo wir Leon Narischkin an demselben Platze fanden, aus voller Kehle sein Lied singend. Als er uns sah, suchte er zu entwischen. Allein wir versetzten ihm so viele Schläge mit unsern Ruthen und Nesseln, daß seine Hände, seine Beine und sein Gesicht drei Tage hindurch geschwollen waren und er Tags darauf nicht mit uns zur Kur nach Peterhof gehen konnte, sondern sein Zimmer hüten mußte. Er hütete sich auch, mit dem, was ihm begegnet war, zu prahlen; denn wir hatten ihm versichert, daß, bei der geringsten Unhöflichkeit oder irgend einer Veranlassung, die er gebe, uns über ihn zu beklagen, wir dasselbe Verfahren wiederholen würden, da es wirklich kein andres Mittel gab, mit ihm fertig zu werden. Wir faßten dies Alles als bloßen Scherz ohne Zorn auf; allein unser Mann hatte genug gefühlt, um sich daran zu erinnern und gab sich keine Blößen mehr, wenigstens nicht mehr in dem Grade, wie es früher der Fall gewesen.

Im Auguſt erfuhren wir von der am 14. deſſ. M. gelieferten Schlacht von Zorndorf, einer der blutigſten Schlachten des Jahrhunderts, da man rechnet, daß auf jeder Seite mehr als 20,000 Todte und Verlorene geblieben. Unſer Verluſt an Offizieren war beträchtlich, er überſtieg die Zahl von 1200. Man meldete uns dieſe Schlacht als eine gewonnene. Allein man flüſterte ſich zu, daß die Verluſte auf beiden Seiten gleich wären, daß drei Tage hindurch keine der beiden Armeen gewagt hätte, ſich den Sieg zuzuſchreiben und daß endlich am dritten Tage der König von Preußen in ſeinem Lager und Graf Fermor auf dem Schlachtfelde das Tedeum hätten ſingen laſſen. Der Verdruß der Kaiſerin und die Beſtürzung der Stadt war groß, als man alle Details dieſes blutigen Tages erfuhr, an welchem viele Leute ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Bekannten verloren. Lange Zeit hindurch hörte man nur Aeußerungen des Schmerzes über dieſen Tag. Auch viele Generale waren getödtet, verwundet oder gefangen worden. Man ſah endlich ein, daß Graf Fermors Benehmen nichts weniger als geſchickt und militairiſch war. Der Hof rief ihn zurück und ernannte Graf Peter Soltikoff, an der Stelle General Fermors, zum Befehlshaber der ruſſiſchen Armee in Preußen. Zu dieſem Zweck wurde Graf Soltikoff aus der Ukraine abberufen, wo er das Kommando hatte und inzwiſchen wurde das Kommando der Armee an den General Froloff Bagreeff übertragen, jedoch mit dem geheimen Befehl, Nichts zu unternehmen ohne die Generallieutenants Graf Romanzoff und Fürſt Alexander Galitzin, Romanzoffs Schwager. Man klagte den letzteren an, er habe, da er in kurzer Entfernung vom Schlachtfelde mit einem Corps von 10,000

Mann auf Anhöhen poſtirt geweſen, von wo er die Kanonade hörte, die Schlacht entſcheidender machen können, wenn er der preußiſchen Armee in den Rücken gefallen wäre, indeß ſie mit der unſrigen im Kampfe begriffen war. Graf Romanzoff hatte dies verſäumt und als ſein Schwager, Fürſt Galitzin, nach der Schlacht in ſein Lager kam und ihm von der dort ſtattgehabten Schlächterei erzählte, empfing er ihn ſehr ſchlecht, ſagte ihm alle möglichen Grobheiten, und wollte ihn ſpäter nicht ſehen, indem er ihn als Feigling behandelte. Doch war Fürſt Galitzin dies keineswegs und die ganze Armee iſt mehr von ſeiner Unerſchrockenheit überzeugt, als von der Graf Romanzoffs, trotz ſeiner gegenwärtigen Siege und Berühmtheit. Die Kaiſerin befand ſich Anfangs September in Zarskoe-Selo. Am 8. des Monats, dem Geburtstage der heiligen Jungfrau, begab ſie ſich zu Fuß vom Schloſſe in die Dorfkirche, welche nur ein paar Schritte von dem nach Norden gehenden Thore entfernt iſt, um die Meſſe zu hören. Kaum hatte der Gottesdienſt begonnen, als die Kaiſerin ſich unpäßlich fühlte und die Kirche verließ. Sie ſtieg den kleinen, ſchräg nach dem Schloſſe zu liegenden Perron hinab und fiel, als ſie an den zurücktretenden Winkel neben der Kirche gelangt war, bewußtlos auf's Gras. Ringsumher wogte die Maſſe des Volkes, welches von allen Dörfern der Umgegend zuſammen gekommen war, um die Meſſe zu hören. Niemand aus der Begleitung Ihrer Majeſtät war ihr gefolgt, als ſie die Kirche verließ. Allein bald hörte man von dem Geſchehenen und die Ehrendamen und Vertrauten Ihrer Majeſtät eilten zu ihrer Hülfe herbei. Sie fanden ſie bewegungs- und bewußtlos in der Mitte des Volkes, welches ſie betrachtete, ohne es zu wagen, ſich

ihr zu nähern. Die Kaiserin war groß und stark und hatte nicht so plötzlich niederfallen können, ohne sich durch den bloßen Fall beträchtlich zu verletzen. Man bedeckte ihr Gesicht mit einem weißen Taschentuch und holte Aerzte und Wundärzte herbei. Der Wundarzt erschien zuerst. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihr an der Erde, in der Mitte und Gegenwart Aller, zur Ader zu lassen; allein sie kam nicht zu sich. Der Arzt konnte nur sehr langsam kommen, da er selbst krank und am Gehen verhindert war; man mußte ihn in einem Lehnstuhle herbeitragen. Es war der verstorbene Condoidi, ein geborener Grieche; der Chirurg, Bouzadier, war ein französischer Flüchtling. Endlich wurden Ofenschirme und ein Canapée vom Hofe herbeigeschafft. Man legte sie auf das Canapee und brachte sie durch Heilmittel und Bemühungen jeder Art in's Leben zurück. Allein indem sie die Augen öffnete, erkannte sie Niemand und fragte in fast unverständlicher Weise, wo sie wäre. Alle diese Vorgänge dauerten mehr als zwei Stunden, worauf man endlich beschloß, Ihre Kaiserliche Majestät mit dem Canapee in's Schloß zu tragen. Man kann sich die Bestürzung vorstellen, in welcher das ganze Hofpersonal sich befinden mußte. Die Oeffentlichkeit der Sache vermehrte den peinlichen Eindruck. Bis dahin hatte man ihren Zustand sehr geheim gehalten und jetzt war die Kunde davon in die Oeffentlichkeit gedrungen. Den folgenden Morgen erfuhr ich das Geschehene in Oranienbaum, durch einen Brief vom Grafen Poniatowsky. Ich benachrichtigte sogleich den Großfürsten, der nichts davon wußte, da man uns im Allgemeinen Alles mit der größten Sorgfalt verbarg, besonders aber das, was die Kaiserin persönlich anging. Nur war es Sitte, daß alle

Sonntage, wenn wir uns nicht an demſelben Orte wie Ihre Kaiſerliche Majeſtät aufhielten, einer unſrer Cavaliere abgeſandt wurde, um nach Ihrem Befinden zu fragen. Wir unterließen dies den folgenden Sonntag nicht und erfuhren, daß die Kaiſerin mehrere Tage hindurch den freien Gebrauch der Sprache nicht wieder erlangt hatte und daß es ihr neue Anſtrengung verurſachte, zu reden. Man erzählte, ſie habe ſich während ihrer Ohnmacht in die Zunge gebiſſen. Alles dies ließ darauf ſchließen, daß jener Zufall eher mehr von einem Krampfe als von einer Ohnmacht herrühre.

Ende September kehrten wir in die Stadt zurück.

Da ich wegen meiner Schwangerſchaft anfing ſchwerfällig zu werden, erſchien ich nicht mehr bei öffentlichen Gelegenheiten, zumal ich mich auch meiner Entbindung näher glaubte, als ich in der That war. Dies langweilte den Großfürſten, weil er, wenn ich mich im Publikum zeigte, um in ſeinen Gemächern bleiben zu können, häufig erklärte, er fühle ſich ſchlecht aufgelegt, und da nun außerdem die Kaiſerin ſelten erſchien, drehten ſich die Hoffeierlichkeiten, Feſte und Bälle um mich; während, wenn ich nicht zugegen war, Seine Kaiſerliche Hoheit gequält wurde, hinzugehen, damit Jemand da wäre, der die Repräſentation beſorgte. Seine Kaiſerliche Hoheit war alſo ärgerlich über meine Schwangerſchaft und es kam ihm eines Tages in den Kopf, in ſeinem Zimmer im Beiſein Leon Nariſchkins und mehrerer Anderer zu ſagen: „Der Himmel weiß, weder meine Frau ſchwanger geworden iſt; ich bin durchaus nicht gewiß, ob dies Kind mir gehört und ob ich es auf meine Rechnung ſetzen muß.“ Leon Nariſchkin eilte zu mir, um mir dieſe Aeußerung brühwarm wieder zu erzählen. Natürlicherweiſe

erſchrak ich und erwiderte: „Ihr ſeid Einfaltspinſel. Fordert einen Eid von ihm, ob er nicht bei ſeiner Frau geſchlafen hat und ſagt ihm, wenn er den Eid leiſtet, daß Ihr die Sache unverzüglich an Alexander Schuwaloff, als Großinquiſitor des Reichs, mittheilen werdet.“ Leon Nariſchkin ging in der That zu Seiner Kaiſerlichen Hoheit und forderte ihm den Eid ab, worauf er zur Antwort erhielt: „Gehen Sie zum Teufel und ſprechen Sie nicht weiter davon.“ Jene ſo unvorſichtige Aeußerung des Großfürſten verſtimmte mich ſehr und ich erkannte ſeitdem, daß ich von drei gleich ſchwierigen Wegen einen einſchlagen mußte: erſtens, die Schickſale des Großfürſten zu theilen, was ſie auch ſein mochten; zweitens ſtündlich Allem ausgeſetzt zu ſein, was er für oder gegen mich anzuordnen beliebte; drittens eine von allen äußeren Ereigniſſen unabhängige Bahn zu wandern. Oder, um deutlicher zu ſprechen: es handelte ſich darum, mit ihm oder durch ihn zu Grunde zu gehen, oder mich ſelbſt, meine Kinder und vielleicht den Staat aus dem Schiffbruch zu retten, deſſen Gefahren alle moraliſchen und phyſiſchen Eigenſchaften des Prinzen vorausſehen ließen. Die letztere Handlungsweiſe ſchien mir die ſicherſte. Ich faßte alſo den Entſchluß fortzufahren, ihm, ſo viel ich vermöchte, für ſein eignes Beſte mit Rath beizuſtehn, aber mich nie mehr wie früher zu erzürnen, wenn er ſie nicht befolgte; ihm, ſo oft ich Gelegenheit hätte, über ſeine wahren Intereſſen die Augen zu öffnen, übrigens mich aber in ein ernſtes Schweigen zu hüllen; von der andern Seite jedoch meine Intereſſen bei dem Publikum ſo zu wahren, daß man eintretenden Falls auf mich, als die Retterin der öffentlichen Angelegenheiten, hinblicken konnte.

Im October erhielt ich vom Großkanzler Grafen Beſtuſcheff die Nachricht, daß der König von Polen dem Grafen Poniatowsky ſein Abberufungsſchreiben überſandt habe. Graf Beſtuſcheff hatte hierüber einen heftigen Streit mit Graf Brühl und dem ſächſiſchen Kabinet, und ärgerte ſich, daß man ihn nicht wie früher vorher zu Rathe gezogen hatte. Er erfuhr zuletzt, daß es der Vicekanzler Graf Woronzoff und Iwan Schuwaloff geweſen waren, die durch Praſſe, den ſächſiſchen Reſidenten, die ganze Sache durchgeſetzt hatten. Dieſer Praſſe ſchien außerdem häufig über eine Menge Dinge unterrichtet, von denen man nicht begriff, woher er ſie wiſſe. Mehrere Jahre nachher fand man die Quelle auf: er war der ſehr geheime und ſehr discrete Liebhaber der Frau des Vicekanzlers, Gräfin Anna Karlowna, gebornen Scawronsky, welche mit der Frau des Ceremonienmeiſters Samarin ſehr befreundet war. Bei dieſer letztern ſah Praſſe die Gräfin. Der Kanzler Graf Beſtuſcheff ließ ſich das Abberufungsſchreiben des Grafen Poniatowsky geben und ſchickte daſſelbe unter dem Vorwande, daß ein Formverſehen dabei ſtattgefunden, nach Sachſen zurück.

In der Nacht vom 8ten auf den 9ten fing ich an, Geburtswehen zu fühlen. Ich ſchickte Madame Wladislawa an den Großfürſten und Graf Alexander Schuwaloff, damit dieſer Ihre Kaiſerliche Majeſtät davon benachrichtige. Nach einiger Zeit kam der Großfürſt in mein Zimmer, gekleidet in ſeine holſteinſche Uniform, mit Stiefeln und Sporen, mit ſeiner Schärpe um den Leib und einem großen Degen an der Seite, kurz in höchſter Toilette; es war ungefähr halb drei Uhr Morgens. Erſtaunt über dieſen Aufzug, fragte ich ihn nach der Urſache, weßhalb er ſo er-

ſcheine, worauf er erwiderte: nur bei großen Gelegenheiten erkenne man ſeine wahren Freunde; in dieſem Anzuge ſei er bereit, ſeiner Pflicht gemäß zu handeln. Die Pflicht eines holſtein'ſchen Offiziers ſei, ſeinem Eide gemäß das herzogliche Haus gegen alle Feinde zu vertheidigen und da ich mich ſchlecht befinde, ſei er zu meiner Hülfe herbeigeeilt. Man hätte denken können, er ſcherze; allein dies war durchaus nicht der Fall, er ſprach im vollſten Ernſte. Ich erkannte leicht, daß er betrunken war und rieth ihm zu Bette zu gehn, damit die Kaiſerin, wenn ſie käme, nicht das doppelte Mißvergnügen erfahre, ihn betrunken und von Kopf zu Fuß in die ihr ſo verhaßte holſtein'ſche Uniform gekleidet zu ſehn. Es koſtete mir große Mühe, ihn zum Fortgehn zu bewegen; dennoch überredeten Madame Wladislawa und ich ihn endlich mit Hülfe der Hebamme, welche verſicherte, daß meine Entbindung noch nicht ſo bald ſtattfinden werde. Er hatte ſich kaum entfernt, als die Kaiſerin eintrat. Sie fragte nach dem Großfürſten; man ſagte ihr, er ſei ſo eben hinausgegangen und werde gewiß wiederkommen. Als ſie ſah, daß die Schmerzen nachließen und die Hebamme erklärte, es könne noch einige Stunden dauern, kehrte ſie in ihre Gemächer zurück; ich ging zu Bette und ſchlief bis zum folgenden Morgen, ſtand wie gewöhnlich auf, fühlte dann und wann Schmerzen und hatte nachher mehrere ganz ſchmerzfreie Stunden. Zur Zeit des Soupers fühlte ich Hunger und ließ mir ein Mahl bringen. Die Hebamme ſaß neben mir und ſagte, als ſie mich mit Heißhunger eſſen ſah: „Eſſen Sie, eſſen Sie, dies Souper wird Ihnen Glück bringen.“ In der That ſtand ich, als ich fertig war, vom Tiſche auf und fühlte in dem-

ſelben Augenblicke, wo ich mich erhob, einen ſo heftigen Schmerz, daß ich einen lauten Schrei ausſtieß. Die Hebamme und Madame Wladislawa faßten mich unter die Arme und legten mich auf das Lager der Schmerzen; dann wurde zu der Kaiſerin und dem Großfürſten geſchickt. Sie waren kaum eingetreten, als ich von einer Tochter entbunden wurde, am 9ten December, zwiſchen 10 und 11 Uhr Abends. Ich bat die Kaiſerin, mir zu erlauben, meine Tochter nach ihr zu nennen. Allein ſie entſchied, daß ſie den Namen der älteſten Schweſter Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät, der Herzogin von Holſtein, Mutter des Großfürſten, Anna Petrowna, tragen ſolle. Der Großfürſt ſchien ſehr froh über die Geburt dieſes Kindes zu ſein und veranſtaltete große Freudenbezeugungen in ſeinen Gemächern und ließ eben ſolche in Holſtein veranſtalten und nahm alle Glückwünſche, welche man ihm darbrachte, mit Zeichen der Zufriedenheit entgegen. Am ſechſten Tage hielt die Kaiſerin ſelbſt das Kind zur Taufe und brachte mir eine Cabinetsordre für 60,000 Rubel. Sie ſchickte dem Großfürſten ebenſoviel, was ſeine Zufriedenheit bedeutend vermehrte. Nach der Taufe fingen die Feierlichkeiten an. Sie waren ſehr ſchön wie man ſagte; ich habe Nichts davon geſehen. Ich war im Bett ganz einſam und allein, ohne eine lebende Seele zur Geſellſchaft, denn ſobald ich niedergekommen war, hatte nicht nur die Kaiſerin, wie das erſtemal, das Kind in ihre Gemächer fortgenommen, ſondern man ließ mich auch, unter dem Vorwande, daß ich Ruhe bedürfe, wie eine arme Unglückliche allein, und Niemand ſetzte den Fuß in meine Gemächer und fragte, noch ließ fragen, wie ich mich befände. Da ich das erſtemal ſehr unter dieſer

Verlaſſenheit gelitten hatte, hatte ich diesmal alle möglichen Vorſichtsmaßregeln gegen den unangenehmen Zugwind des Zimmers genommen und ſobald ich entbunden war, ſtand ich auf und legte mich in meinem Bette nieder; und da Niemand zu mir zu kommen wagte, oder höchſtens ganz verſtohlen, ſo war ich auch hierin vorſichtig genug. Mein Bett nahm faſt die Hälfte eines ziemlich langen Schlafzimmers ein; die Fenſter lagen zur Rechten des Bettes; es war eine Tapetenthür da, welche in eine Art von Garderobe führte, die auch als Vorzimmer diente und ganz verbarrikadirt war mit Schirmen und Koffern. Von meinem Bett bis zu dieſer Thür hatte ich einen ungeheuren Schirm ſtellen laſſen, welcher das reizendſte Kabinet verbarg, das man ſich denken konnte, wenn man das Lokal und die Umſtände in Rechnung zog. In dieſem Kabinet befanden ſich ein Kanapee, Spiegel, tragbare Tiſche und einige Stühle. Wenn der Vorhang meines Bettes auf dieſer Seite zugezogen war, ſah man gar nichts; war er offen, ſo ſah ich das Kabinet und die, welche darin waren; diejenigen aber, welche in's Zimmer kamen, ſahen nur den Schirm. Fragte man, was hinter dieſem Schirme wäre, ſo ſagte man: der Nachtſtuhl; dieſer aber war im Schirm, Niemand war neugierig ihn zu ſehen, und man hätte ihn zeigen können, ohne in das Kabinet zu kommen, welches der Schirm bedeckte.

1759.

Am erſten Januar 1759 endigten die Hoffeſte mit einem ſehr großen Feuerwerke, zwiſchen dem Ball und Souper. Da ich noch im Wochenbette war, erſchien ich nicht bei Hofe. Vor dem Feuerwerk hatte Graf Peter Schuwaloff den Einfall, ſich an meiner Thür einzufinden, um mir den Plan des Feuerwerkes zuzuſtellen, welches man abbrannte. Madame Wladislawa ſagte ihm, ich ſchliefe, ſie wollte indeſſen ſehen. Es war nicht wahr, daß ich ſchlief; ich war nur in meinem Bette und hatte meine ganz kleine gewöhnliche Geſellſchaft, welche damals wie früher aus den Damen Nariſchkin, Siniawin, Ismailoff und dem Grafen Poniatowsky beſtand; dieſer meldete ſich ſeit ſeiner Zurückberufung krank, kam aber zu mir und die Frauen hatten mich gern genug, um meine Geſellſchaft den Bällen und Feſtlichkeiten vorzuziehen. Madame Wladislawa wußte nicht genau, wer bei mir war, aber ſie hatte eine zu feine Naſe, um nicht zu vermuthen, daß irgend Jemand bei mir war; ich hatte ihr früh geſagt, daß ich mich aus Langerweile zu Bett legte und dann kam ſie nicht hinein. Nach der Ankunft des Grafen Schuwaloff klopfte ſie an die Thür; ich zog meinen Vorhang über den Schirm und ſagte, ſie ſollte nur eintreten. Sie trat ein und richtete mir die Botſchaft des Grafen Peter Schuwaloff aus, worauf ich ſagte, ſie ſollte ihn nur einführen. Sie ging ihn zu holen, und während dieſer Zeit lachten meine Leute hinter dem Schirm wie toll über die ungemeine Extravaganz dieſer Scene, daß ich den Beſuch des Grafen Peter Schuwaloff empfangen wollte, der ſchwören könnte, mich allein in

meinem Bett angetroffen zu haben, während nur ein Vorhang meine kleine heitere Gesellschaft von dieser so wichtigen Person, dem damaligen Orakel des Hofes und intimen Vertrauten der Kaiserin, trennte. Endlich trat er ein und brachte mir seinen Feuerwerksplan; er war damals Großfeuerwerksmeister. Ich bat ihn um Entschuldigung, daß ich ihn hatte warten lassen, da ich erst eben aufgewacht sei, und rieb mir die Augen, indem ich bemerkte, ich sei noch ganz im Schlaf. Ich log, um Madame Wladislawa nicht einer Lüge zu zeihen. Dann hatte ich eine ziemlich lange Unterredung mit ihm, bis er in Eile schien, fortzugehn, um die Kaiserin nicht auf den Anfang des Feuerwerkes warten zu lassen — hierauf verabschiedete ich ihn. Er ging hinaus und ich öffnete meinen Vorhang wieder. Meine Gesellschaft fing an, vor Lachen Durst und Hunger zu bekommen; ich sagte ihnen: „Sehr wohl, Ihr werdet zu essen und zu trinken haben; es ist nur billig, daß Ihr, während Ihr mir Gesellschaft leistet, nicht aus Gefälligkeit vor Durst oder Hunger bei mir sterbt.“ Ich schloß den Vorhang meines Bettes und klingelte. Madame Wladislawa kam. Ich bat sie, mir ein Souper bringen zu lassen, denn ich stürbe vor Hunger, und wenigstens sechs gute Gerichte müßten dabei sein. Als das Souper fertig war, wurde es aufgetragen; ich ließ es neben mein Bett stellen und befahl dem Bedienten, sich zu entfernen. Nun stürzten meine Leute wie Verhungerte hinter dem Vorhange hervor, um zu essen, was sie fanden; die Heiterkeit vermehrte den Appetit. Ich gestehe, daß dieser Abend einer der tollsten und lustigsten war, die ich je verlebt habe. Als wir fertig waren, ließ ich die Ueberreste fortschaffen, wie sie

hereingebracht worden waren. Ich glaube, die Diener waren nur ein wenig überraſcht und erſtaunt über meinen Appetit. Gegen den Schluß des Hofſoupers entfernte ſich auch meine Geſellſchaft, ſehr befriedigt von unſrer Soirée. Graf Poniatowsky nahm beim Hinausgehn immer eine blonde Perrücke und einen Mantel und wenn die Schildwachen ihn fragten: „Wer da?“ nannte er ſich einen Muſikus des Großfürſten. Dieſe Perrücke gab uns an jenem Tage viel Stoff zum Lachen.

Mein Kirchgang am Ende des Wochenbetts fand diesmal in der Kapelle der Kaiſerin ſtatt; allein mit Ausnahme Alexander Schuwaloffs war Niemand dabei zugegen. Gegen den Schluß des Carnevals, nachdem alle Feſtlichkeiten in der Stadt zu Ende waren, wurden drei Hochzeiten bei Hofe gefeiert: die Graf Alexander Stroganoffs mit Gräfin Anna Maria Woronzoff, der Tochter des Vicekanzlers, die Leon Narischkins mit Fräulein Jakreffsky und an demſelben Tage mit der letztern die Hochzeit Graf Buturlins mit Gräfin Maria Woronzoff. Dieſe drei Damen waren Ehrendamen der Kaiſerin und bei Gelegenheit ihrer Vermählung machten der Hetman Graf Raſumowsky und der däniſche Geſandte Graf von Oſten eine Wette, wer von den drei Neuvermählten zuerſt Haburei ſein würde. Es fand ſich, daß die, welche gewettet hatten, Stroganoff werde es ſein, deſſen Gemahlin die häßlichſte und damals die unſchuldigſte und kindlichſte ſchien, die Wette gewannen.

Der Vorabend der Vermählung Leon Narischkins und Buturlins war ein Unglückstag. Man hatte ſich ſchon lange zugeflüſtert, daß das Anſehn des Großkanzlers Graf Beſtuſcheff wanke und ſeine Feinde die Oberhand gewännen.

Er hatte ſeinen Freund, den General Apraxin, verloren. Graf Raſumowsky der ältere hatte ihn lange geſtützt, allein ſeitdem die Gunſt der Schuwaloffs überwog, miſchte er ſich nur noch bei ſolchen Gelegenheiten in die Geſchäfte, wenn es galt, für ſeine Freunde oder Verwandte eine kleine Gefälligkeit zu erlangen. Die Schuwaloffs und Woronzoffs wurden in ihrem Haſſe gegen den Großkanzler noch beſtärkt durch den öſterreichiſchen und den franzöſiſchen Geſandten, Grafen Eſterhazy und Marſchall L'Hopital. Der letztere ſah, daß Graf Beſtuſcheff ſich mehr zu der Allianz Rußlands mit England als zu der mit Frankreich hinneige. Der öſterreichiſche Geſandte cabalirte gegen Beſtuſcheff, weil der Großkanzler wollte, daß Rußland an ſeinem Allianzvertrage mit dem Wiener Hofe feſthalte und Maria Thereſia Hülfe leiſte, aber nicht wollte, daß es in erſter Linie kriegführend gegen Preußen auftrete. Graf Beſtuſcheff dachte als Patriot und war nicht leicht zu lenken, während die Herren Woronzoff und Iwan Schuwaloff ſich ſo ſehr in die Hände der Geſandten gegeben hatten, daß, vierzehn Tage bevor der Großkanzler Graf Beſtuſcheff in Ungnade fiel, der franzöſiſche Geſandte, Marquis de L'Hopital, mit einer Depeſche in der Hand zu dem Vicekanzler Grafen Woronzoff ging und ihm ſagte: „Herr Graf, dieſe Depeſche habe ich ſo eben von meinem Hofe empfangen. Es heißt darin, daß, wenn binnen vierzehn Tagen der Großkanzler Ihnen ſeine Stelle nicht räumt, ich mich ferner an ihn wenden und nur noch mit ihm die Geſchäfte beſorgen ſoll.“ Hierauf faßte der Vicekanzler Feuer, begab ſich zu Iwan Schuwaloff und man ſtellte der Kaiſerin vor, daß ihr Ruhm unter dem Anſehn Graf Beſtuſcheffs in Europa leide. Sie gab den

Befehl, an dem nämlichen Abend eine Conferenz zu halten, bei welcher der Großkanzler zugegen sein sollte. Dieser ließ sich krank melden. Man nannte nun diese Krankheit Ungehorsam und ließ ihm zurücksagen, er solle ohne Verzug kommen. Er kam und wurde mitten in der Conferenz verhaftet. Man nahm ihm seine Aemter, seine Würden, seine Orden, ohne daß irgend Jemand anzugeben vermochte, wegen welcher Verbrechen oder Versehen man die erste Person des Reiches so beraube und schickte ihn als Gefangenen in seine Wohnung. Da dies Alles vorbereitet worden war, hatte man eine Compagnie der Gardegrenadiere kommen lassen. Als dieselben durch die Moika marschirten, wo die Häuser der Grafen Alexander und Peter Schuwaloff lagen, sagten sie: „Gott sei Dank, wir sollen diese verfluchten Schuwaleffs arretiren, die Nichts thun als Monopole erfinden.“ Aber als die Soldaten sahen, daß es sich um Graf Bestuscheff handle, drückten sie ihr Mißfallen aus, indem sie erklärten: „Er ist es nicht, sondern die Andern, die das Volk mit Füßen treten.“

Obgleich Graf Bestuscheff in demselben Palaste verhaftet worden war, dessen einen Flügel wir bewohnten und zwar nicht weit von unseren Gemächern, so erfuhren wir doch an jenem Abend nicht das Geringste davon, so sorgfältig suchte man uns Alles, was vorging zu verbergen. Den Tag darauf (es war Sonntag) erhielt ich durch Leon Narischkin ein Billet, welches Graf Poniatowsky, der schon seit längerer Zeit mit Mißtrauen betrachtet wurde, mir auf diesem Wege zugehen ließ. Dies Billet fing folgendermaßen an: „Der Mensch ist nie ohne Hülfsquellen. Ich bediene mich dieses Weges, um Sie zu benachrichtigen, daß gestern

Abend Graf Beſtuſcheff verhaftet und ſeiner Würden beraubt worden iſt und zugleich mit ihm Ihr Juwelier Bernardi, Teleguin und Adaduroff.“ Ich fiel wie aus den Wolken, indem ich dieſe Zeilen las und geſtand mir, nachdem ich ſie geleſen, ich dürfe mir nicht ſchmeicheln, daß dieſe Angelegenheit für mich ſelbſt von ſo geringer Bedeutung ſein würde, als es den Anſchein hatte. Um dies deutlich zu machen, muß ich einen Kommentar dazu geben. Bernardi war ein italiäniſcher Juwelier, dem es nicht an Geiſt fehlte und dem ſein Geſchäft Zutritt in alle Häuſer verſchaffte. Ich glaube nicht, daß es ein einziges gab, welches ihm nicht etwas ſchuldig war und dem er nicht dieſen oder jenen kleinen Dienſt erwieſen hatte. Da er beſtändig überall aus- und einging, gab man ihm auch zuweilen Beſtellungen an Andre; ein kleines durch Bernardi geſchicktes Billet kam ſchneller und ſicherer an, als wenn man es durch einen Bedienten ſchickte. Nun ſetzte Bernardi's Verhaftung die ganze Stadt in Aufregung, weil Alle ihm Beſtellungen gegeben hatten, ich ſelbſt nicht ausgenommen. Teleguin war früher Adjutant bei dem Oberjägermeiſter Raſumowsky und hatte die Vormundſchaft Bekintoffs gehabt. Er war dem Hauſe Raſumowsky ergeben geblieben und der Freund Graf Poniatowsky's geworden. Er war ein erprobter, rechtſchaffener Menſch, deſſen Zuneigung man nicht leicht verlor, wenn man ſie einmal gewann. Für mich hatte er immer Eifer und beſondre Ergebenheit bewieſen. Adaduroff war früher mein Lehrer in der ruſſiſchen Sprache geweſen und mir ſehr ergeben geblieben. Ich hatte ihn an Graf Beſtuſcheff empfohlen; doch ſchenkte ihm dieſer erſt ſeit zwei bis drei Jahren Vertrauen, denn er war vorher nicht

günſtig gegen ihn geſtimmt, weil Adaduroff zu der Partei des Oberſtaatsanwalts Nikita Juriewitſch Trubetzkoy gehörte, der Beſtuſcheffs Feind war.

Nach der Lektüre des Billets und den Betrachtungen, die ich darüber anſtellte, drängten eine Menge Ideen, eine unangenehmer als die andere, ſich meinem Geiſte auf. So zu ſagen mit einem Dolche im Herzen kleidete ich mich an und ging zur Meſſe. Es kam mir vor, als ob die Geſichter Aller, die ich dort ſah, eben ſo lang geworden wären als mein eignes. Niemand ſprach mit mir über irgend etwas, den ganzen Tag hindurch — es war, als wiſſe man von dem Geſchehenen Nichts. Auch ich ſagte kein Wort. Der Großfürſt hatte den Grafen Beſtuſcheff nie geliebt; er ſchien mir an dieſem Tage beſonders vergnügt, hielt ſich jedoch, freilich ohne Affectation, aber nichts deſto weniger ſehr deutlich, fern von mir. Am Abend mußte ich auf die Hochzeit gehen. Ich kleidete mich um und war bei der Einſegnung der Ehen Graf Buturlin's und Leon Nariſchkin's, bei dem Souper und beim Balle zugegen. Während des letztern näherte ich mich dem Heirathsmarſchall, Fürſten Nikita Trubetzkoy, und ſagte zu ihm unter dem Vorwande die Bänder ſeines Marſchallſtabes zu beſehen, mit halblauter Stimme: „Was bedeuten denn dieſe ſchönen Sachen? haben Sie mehr Verbrechen als Verbrecher, oder mehr Verbrecher als Verbrechen gefunden?“ Hierauf erwiderte er: „Wir haben gethan, was man uns befohlen hat; aber was die Verbrechen angeht, ſo ſucht man noch danach. Bis jetzt iſt das Verfahren nicht vom Glücke gekrönt.“ Nachdem ich mit ihm fertig geworden, ging ich zum Marſchall Buturlin, der mir ſagte: „Beſtuſcheff iſt verhaftet, aber augenblicklich

ſuchen wir nach der Urſache, weßhalb er es iſt.“ Auf dieſe Weiſe redeten die beiden Commiſſaire, welche von der Kaiſerin ernannt worden waren, um zu unterſuchen, weshalb Graf Alexander Schuwaloff ihn verhaftet hatte. Ich ſah auf dieſem Balle Stambke aus der Ferne und fand ſein Ausſehen leidend und entmuthigt. Die Kaiſerin erſchien bei keiner dieſer beiden Hochzeiten, weder in der Kirche noch beim Banquet. Den folgenden Tag kam Stambke zu mir, um mir ein Billet Graf Beſtuſcheff's zu überbringen, der ihm eingeſchärft mir zu ſagen, ich ſolle nicht die geringſte Furcht hegen wegen deſſen was ich wiſſe, er habe Zeit gefunden, Alles ins Feuer zu werfen und werde mir über ſeine Verhöre, wenn er verhört werden ſollte, auf demſelben Wege Mittheilung machen. Ich fragte, was für ein Weg dies wäre? Er erwiderte, ein Waldhornbläſer des Grafen habe ihm das Billet überbracht und man habe ſich verabredet, alle Mittheilungen in Zukunft zwiſchen Ziegelſteinen, an einem nicht weit vom Hauſe des Grafen Beſtuſcheff befindlichen Orte, zu deponiren. Ich forderte Stambke auf ſich ſehr in Acht zu nehmen, daß dieſe gefährliche Correſpondenz nicht entdeckt werde, obgleich er ſelbſt in der größten Angſt zu ſchweben ſchien. Nichts deſtoweniger ſetzten er und Graf Poniatowsky ſie fort. Als Stambke hinausgegangen war, rief ich Madame Wladislawa und trug ihr auf, ihrem Schwager Pugowoſchnikoff ein Billet zu überbringen, welches ich ihr einhändigte. Dieſes Billet enthielt Nichts als folgende Worte: „Sie haben Nichts zu fürchten; man hat Zeit gefunden Alles zu verbrennen.“ Dies beruhigte ihn, denn allem Anſchein nach mußte er nach Graf Beſtuſcheff's Verhaftung mehr todt als lebendig ſein. Man

wird begreifen weßhalb, wenn ich erkläre, was Graf Beſtuſcheff Zeit gehabt hatte, zu verbrennen.

Die Kränklichkeit und die häufigen Krämpfe der Kaiſerin richteten aller Augen nothwendigerweiſe auf die Zukunft. Graf Beſtuſcheff war, wie ſich bei ſeiner Stellung und ſeinen Geiſtesfähigkeiten denken läßt, ſicherlich nicht der Letzte, der darüber nachdachte. Er kannte die Abneigung, welche man dem Großfürſten ſeit langer Zeit gegen ihn eingeflößt hatte. Er war vollkommen bekannt mit den geringen Gaben des Prinzen, des Erben ſo vieler Kronen. Es iſt natürlich, daß dieſer Staatsmann, wie jeder andere Menſch, ſich in ſeiner Stellung zu behaupten wünſchte. Einige Jahre waren verfloſſen ſeit meine Meinung über ihn ſich geändert hatte. Er betrachtete mich außerdem vielleicht als die einzige Perſönlichkeit, auf welche man in dieſer Zeit, für den Fall der Unfähigkeit der Kaiſerin, die Hoffnung des Staates gründen könne. Dies und andere ähnliche Betrachtungen hatten ihn dahin gebracht, den Plan zu faſſen, daß bei dem Abſcheiden der Kaiſerin, der Großfürſt zum rechtmäßigen Kaiſer, aber zugleich ich zur Theilnehmerin an der Regierung erklärt werden ſollte, daß alle Aemter bei denſelben Perſonen bleiben und ihm die Stelle eines Generallieutenants über vier Garderegimenter und die Präſidentſchaft der drei Reichscollegien, der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und der Admiralität, übertragen werden ſollten. Seine Anſprüche waren alſo übertrieben. Den Entwurf dieſes Manifeſtes, geſchrieben von Pugowoſchnikoffs Hand, hatte er mir durch Graf Poniatowsky geſchickt, mit welchem ich übereingekommen war, ihm mündlich für ſeine guten Abſichten gegen mich zu danken, aber zugleich zu er-

klären, daß ich die Ausführung für ſchwierig halte. Er hatte ſeinen Entwurf mehremal ſchreiben und wieder ſchreiben laſſen, hatte ihn geändert, erweitert, beſchränkt. Er ſchien ſehr damit beſchäftigt. Um die Wahrheit zu ſagen, betrachtete ich ſeinen Plan als eine Art Faſelei, als eine Lockſpeiſe, welche der Alte mir hinwarf um ſich mehr und mehr in meiner Zuneigung zu befeſtigen. Allein ich biß an dieſe Lockſpeiſe nicht an, weil ich in dem Plane eine Gefahr für das Reich erkannte, welches durch jeden Streit zwiſchen mir und meinem Gemahle, der mich nicht liebte, hätte zerriſſen werden müſſen. Aber da dieſer Fall noch nicht eingetreten war, wollte ich einem alten Manne nicht widerſprechen, der, wenn er ſich einmal eine Sache in den Kopf geſetzt hatte, äußerſt hartnäckig und ſteif dabei blieb. Sein Plan alſo war es, den er Zeit gehabt hatte, zu verbrennen und hiervon hatte er mich benachrichtigt, um die welche davon wußten, zu beruhigen.

Inzwiſchen kam mein Kammerdiener Skurin, um mir zu ſagen, daß der Capitain, welcher den Grafen Beſtuſcheff bewachte, immer ſein Freund geweſen wäre und alle Sonntage bei ihm zu Mittag ſpeiſe, nachdem er von Hofe fortgegangen. Ich ſagte ihm darauf, daß wenn die Sachen ſo ſtänden und er auf ihn rechnen könnte, er verſuchen ſollte ihn zu ſondiren, um zu ſehen, ob er ſich zu einigem Einverſtändniß mit ſeinem Gefangenen hergeben würde. Dies wurde um ſo nöthiger, als Graf Beſtuſcheff auf ſeinem Wege Stambke mitgetheilt hatte, man möchte Bernardi anweiſen, im Verhör die reine Wahrheit zu reden und Alles auszuſagen, worum man ihn fragen würde. Als ich erfuhr, daß Skurin es gern übernahm, einige Mittel ausfindig zu

machen, um mit dem Grafen Beſtuſcheff in Verbindung zu treten, ſagte ich ihm, er möchte gleichfalls verſuchen, mit Bernardi in Berührung zu kommen und zu ſehen ob er nicht den Sergeanten oder einen Soldaten, der ihn in ſeiner Wohnung bewachte, gewinnen könnte. Am ſelben Tage ſagte mir Skurin gegen Abend, daß Bernardi von einem Sergeanten der Garden, Namens Kaliſchkin, bewacht ſei und daß er morgen mit ihm eine Zuſammenkunft haben würde, daß er zu ſeinem Freunde, dem Kapitän, habe ſchicken laſſen, welcher bei dem Grafen Beſtuſcheff war, um ihn zu fragen, ob er ihn ſehen könnte, daß dieſer ihm aber habe ſagen laſſen, wenn er mit ihm ſprechen wollte, ſollte er zu ihm kommen; aber einer ſeiner Unterbeamten, welchen er auch kannte und der ſein Verwandter war, hätte ihm ſagen laſſen, nicht hinzugehen, weil, wenn er hinkäme, der Kapitän ihn arretiren und es ſich zum Verdienſt auf ſeine Koſten anrechnen würde, weſſen er ſich unter vier Augen rühmte. Skurin ſchickte alſo nicht mehr zum Herrn Kapitän, ſeinem vorgeblichen Freund. Zur Vergeltung ſagte Kaliſchkin, welchen ich in meinem Namen herbeizuziehen befahl, an Bernardi Alles was man wollte; auch ſollte er nichts als die Wahrheit ſagen, wozu ſich Beide von ganzem Herzen verſtanden.

Nach einigen Tagen kam Stambke eines Morgens ſehr früh, blaß und entſtellt in mein Zimmer und ſagte, daß ſeine und des Grafen Beſtuſcheff Correſpondenz mit dem Grafen Poniatowsky entdeckt wäre, daß der Waldhornbläſer arretirt war und daß, allem Anſcheine nach, ihre letzten Briefe das Unglück gehabt hätten in die Hände der Wächter des Grafen Beſtuſcheff zu fallen; daß er ſelbſt jeden Augen-

blick gewärtig wäre, verwiesen, wenn nicht arretirt zu werden und daß er zu mir gekommen sei um mir dies zu sagen und Abschied von mir zu nehmen. Was er mir sagte, machte mich sehr unbehaglich. Ich tröstete ihn so gut ich konnte und entließ ihn, überzeugt daß sein Besuch wo möglich die schlechte Stimmung gegen mich nur steigern könnte und daß man mich vielleicht als eine der Regierung verdächtige Person meiden würde. Indessen war ich mir selbst vollkommen bewußt daß ich mir der Regierung gegenüber nichts vorzuwerfen hatte. Das Publikum im Allgemeinen, ausgenommen Michael Woronzoff, Iwan Schuwaloff, die beiden Gesandten von Wien und Versailles und diejenigen welchen diese glauben machten, was sie wollten, Jedermann in ganz Petersburg, Große und Kleine war davon überzeugt daß Bestuscheff unschuldig war, und daß man ihm weder ein Vergehen noch ein Verbrechen zur Last legen könnte. Man wußte, daß am Tage vor dem Abende an welchem er arretirt worden war, man im Gemache von Iwan Schuwaloff an einem Manifeste gearbeitet hatte, welches Herr Wolkoff, vormaliger erster Commissär des Grafen Bestuscheff, der im Jahre 1755 die Flucht ergriffen und dann, nachdem er in den Wäldern umhergeirrt war, sich hatte fangen lassen, und der in diesem Augenblicke der Conferenz als erster Secretär diente, dieses Stück hatte schreiben müssen, welches man veröffentlichen wollte, um das Publikum von den Ursachen in Kenntniß zu setzen, die die Kaiserin genöthigt hätten mit dem Großkanzler so zu verfahren wie sie gethan hatte. Dieses geheime Conventikel nun, welches sich den Kopf zerbrach um Vergehen ausfindig zu machen, kam überein zu sagen, „daß es wegen Hochver-

rathes ſei und weil Beſtuſcheff geſucht habe Zwietracht zwiſchen Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät und Ihren Kaiſerlichen Hoheiten zu ſäen, und ohne Verhör oder Urtheil wollte man ihn am Tage nach ſeiner Verhaftung auf eines ſeiner Landgüter verweiſen, und ihm ſein ganzes übriges Vermögen confiſciren. Einige darunter aber fanden es zu ſtark, Jemanden ohne Verbrechen und ohne Urtheilsſpruch zu verbannen, und meinten daß man wenigſtens nach Verbrechen ſuchen ſollte, in der Hoffnung ſolche aufzufinden; und daß, wenn man keine fände, man den Gefangenen, welcher, man wußte nicht weßhalb, ſeiner Aemter, Würden und Orden beraubt war, wenigſtens einem Urtheil der Commiſſäre unterwerfen ſolle. Nun waren dieſe Commiſſäre, wie bereits bemerkt, Marſchall Buturlin, Oberſtaatsanwalt Fürſt Trubetzkoy, General Graf Alexander Schuwaloff und Herr Wolkoff, als Secretair. Das erſte was die Commiſſaire thaten, war, den Geſandten, Räthen und Beamten Rußlands an den fremden Höfen durch das Collegium der auswärtigen Angelegenheiten zu befehlen, Copien der Depeſchen zu ſchicken, welche Graf Beſtuſcheff geſchrieben hatte, ſeit er ſich an der Spitze der Geſchäfte befand. Dies geſchah um in den Depeſchen Verbrechen aufzufinden. Man ſagte, er habe nur geſchrieben was er wollte und Dinge, welche den Befehlen und dem Willen der Kaiſerin zuwiderliefen. Aber da Ihre Majeſtät Nichts weder ſchrieb noch unterzeichnete, war es ſchwer, ihren Befehlen zuwider zu handeln, und was die mündlichen Befehle Ihrer Majeſtät anging, ſo war ſie kaum im Stande, dem Großkanzler ſolche zu geben, da ſie ganze Jahre keine Gelegenheit fand, ihn zu ſehen; und ein Drittel der mündlichen Befehle konnten,

wenn man es genau nimmt, mißverſtanden und auch ebenſo ſchlecht wiedergegeben als ſchlecht empfangen und begriffen ſein. Doch hatte dies keine Folgen, mit Ausnahme des erwähnten Befehles ſelbſt, weil keiner von den Beamten ſich die Mühe gab, ſein Archiv von zwanzig Jahren zu durchſuchen und es abzuſchreiben, um Verbrechen eines Mannes darin zu finden, deſſen Inſtruktionen und Anordnungen dieſe ſelben Beamten gefolgt waren, ſo daß ſie eben deßhalb, bei dem beſten Willen in der Welt, in Alles hätten verwickelt werden können, was man etwa darin zu tadeln fand. Außerdem mußte die bloße Sendung ſolcher Archive der Krone beträchtliche Koſten verurſachen und in Petersburg angelangt würden ſie für eine Reihe von Jahren die Geduld vieler Perſonen ermüdet haben, die ſich hätten bemühen müſſen etwas darin zu entdecken und zu entwirren, was noch dazu vielleicht gar nicht darin zu entdecken war. Dieſer Befehl wurde alſo niemals ausgeführt; man langweilte ſich über die Sache ſelbſt und beendete ſie endlich, nach Ablauf eines Jahres, mit der Veröffentlichung des Manifeſtes, deſſen Abfaſſung man am Tage nach der Verhaftung des Großkanzlers begonnen hatte.

Am Nachmittage des Tages, als Stambke zu mir gekommen war, ließ die Kaiſerin dem Großfürſten ſagen, er ſolle Stambke nach Holſtein ſchicken, weil man ſein Einverſtändniß mit Beſtuſcheff entdeckt hätte; er verdiene, arretirt zu werden, allein aus Rückſicht für Seine Kaiſerliche Hoheit da er ſein Miniſter geweſen, wollte man ihn frei laſſen, unter der Bedingung, daß er ſofort entlaſſen würde. Stambke wurde unverzüglich fortgeſchickt und mit ſeiner Abreiſe endete meine Handhabung der Holſtein'ſchen Geſchäfte. Man gab dem

Großfürſten zu verſtehen, es ſei der Kaiſerin nicht angenehm wenn ich mich hineinmiſche und Seine Kaiſerliche Hoheit war ſo ziemlich derſelben Meinung. Ich beſinne mich nicht genau, wen er an Stambkes Stelle ſetzte, doch ich glaube, es war ein gewiſſer Welf. Das Miniſterium der Kaiſerin verlangte damals förmlich vom Könige von Polen die Abberufung Graf Pomatowskys, von dem man ein Billet an Graf Beſtuſcheff, ein ſehr unſchuldiges freilich, aber doch immer ein an einen vergeblichen Staatsgefangenen gerichtetes Billet, aufgefunden hatte. Als ich die Entlaſſung Stambkes und die Abberufung Pomatowskys erfuhr, bereitete ich mich auf nichts Gutes vor und verfuhr folgendermaßen. Ich rief meinen Kammerdiener Skurin und befahl ihm, alle meine Rechnungsbücher und das Geringſte was unter meinen Sachen den Anſchein eines Papiers haben könnte, zuſammen zu ſuchen und mir zu bringen. Er führte meine Befehle mit Eifer und Genauigkeit aus. Als Alles in meinem Zimmer war, ſchickte ich ihn fort. Ich warf dann alle dieſe Bücher in's Feuer, rief, als ſie halb verbrannt waren, Skurin zurück und ſagte ihm: „Ueberzeuge dich hier, daß alle meine Papiere und Rechnungen verbrannt ſind, damit, wenn man dich jemals fragen ſollte, wo ſie ſeien, du ſchwören kannſt, daß du ſie von mir ſelbſt haſt verbrennen ſehen.“ Er dankte mir für meine Rückſicht gegen ihn und ſagte, es hätte eine eigenthümliche Veränderung in der Bewachung der Gefangenen ſtattgefunden. Seit der Entdeckung von Stambkes Correſpondenz mit Graf Beſtuſcheff ließ man dieſen ſchärfer überwachen und hatte zu dieſem Zweck den Unterofficier Kaliſchkin von Bernardi entfernt und in das Zimmer des ehemaligen Großkanzlers

poſtirt. Kaliſchkin hatte, ſobald dies geſchah, darum gebeten, daß man ihm einen Theil der erprobten Soldaten mitgebe, die er gehabt hatte, als er bei Bernardi Wachdienſte leiſtete. Auf dieſe Weiſe alſo gelangte der ſicherſte und einſichtsvollſte Menſch, den wir, Skurin und ich, hatten, in das Zimmer Graf Beſtuſcheffs, der auch nicht alle Verkehrsmittel mit Bernardi eingebüßt hatte. Inzwiſchen wurden die Verhöre Graf Beſtuſcheffs fortgeſetzt. Kaliſchkin wurde dem Grafen als ein mir ſehr ergebener Menſch bekannt und leiſtete ihm in der That tauſenderlei Dienſte. Er war gleich mir auf's Tiefſte überzeugt, daß der Großkanzler unſchuldig und das Opfer einer mächtigen Kabale ſei; dies war auch die Ueberzeugung des Publikums. Dem Großfürſten merkte ich es an, daß man ihm bange gemacht und den Verdacht eingeflößt hatte, als wiſſe ich von Stambkes Correſpondenz mit dem Staatsgefangenen. Ich ſah, daß Seine Kaiſerliche Hoheit kaum mit mir zu ſprechen wagte und es vermied, mein Zimmer, in welchem ich augenblicklich ganz allein war und keine Seele ſah, zu betreten. Ich ſelbſt vermied, irgend Jemanden kommen zu laſſen, aus Beſorgniß, daß ich ihn einem Unglück oder einer Unannehmlichkeit ausſetzen könnte. Bei Hofe vermied ich, aus Furcht daß man mir ausweichen möchte, Allen, von denen ich dies dachte, zu begegnen. Während der letzten Tage des Carnevals ſollte eine ruſſiſche Komödie in dem Hoftheater aufgeführt werden. Graf Poniatowsky ließ mich bitten dorthin zu kommen, weil man anfing, das Gerücht zu verbreiten, daß meine Entfernung im Werke ſei, um mich dadurch abzuhalten öffentlich zu erſcheinen und jedesmal wenn ich nicht beim Schauſpiel oder bei Hofe erſchien, Alle

leicht ebenſoſehr aus Neugierde als aus Intereſſe für mich, die Urſache zu erfahren ſuchten. Ich wußte, daß die ruſſiſche Komödie eine von den Sachen war, welche Seiner Kaiſerlichen Hoheit am wenigſten gefielen und daß das bloße Ausſprechen der Abſicht hinzugehn, ihm auf's höchſte mißfällig war. Allein diesmal verband der Großfürſt mit ſeinem Widerwillen gegen die Nationalkomödie noch ein andres Motiv des kleinen perſönlichen Intereſſes: er ſah nämlich die Gräfin Eliſabeth Woronzoff noch nicht bei ſich, ſondern weil ſie ſich mit den andern Ehrendamen im Vorzimmer aufhielt, trieb er dort ſeine Converſation und ſein Spiel mit ihr. Ging ich in die Komödie, ſo mußten dieſe Damen mich begleiten, was Seiner Kaiſerlichen Hoheit ſehr unbequem war; denn es gab keinen anderen Ausweg für ihn als den, in ſeinem Zimmer zu ſpeiſen. Ohne Rückſicht auf dieſe Verhältniſſe zu nehmen, ließ ich, da ich mein Wort gegeben zu kommen, Graf Alexander Schuwaloff bitten, einen Wagen zu beſtellen; denn ich wollte an jenem Tage die Komödie beſuchen. Graf Schuwaloff kam zu mir und ſagte: meine Abſicht in die Komödie zu gehn, mißfalle dem Großfürſten. Ich erwiderte, da ich nicht die Geſellſchaft Seiner Kaiſerlichen Hoheit ausmachte, ſchiene es mir als müßte es ihm gleichgültig ſein, ob ich allein in meinem Zimmer, oder in meiner Loge im Theater mich befände. Er entfernte ſich, indem er mit dem Auge blinzte, wie er immer that, wenn etwas einen Eindruck auf ihn hervorbrachte. Kurz darauf kam der Großfürſt in mein Zimmer. Er war in dem heftigſten Zorne, ſchrie wie ein Adler, erklärte, es mache mir Vergnügen ihn in Wuth zu verſetzen, und ich habe mir nur vorgenommen in die Komödie zu gehn, weil

ich wiſſe daß er dieſe Aufführungen nicht liebe. Ich ſtellte ihm dagegen vor: es ſei unrecht von ihm, ſie nicht leiden zu mögen; worauf er erwiderte, daß er verbieten werde mir einen Wagen zu geben. Ich erklärte nun, ich würde zu Fuß gehn und ich könne mir vorſtellen, was für ein Vergnügen es ihm mache mich in meiner Kammer, wo mein Hund und mein Papagei meine einzige Geſellſchaft wären, allein vor Langeweile ſterben zu laſſen. Nachdem wir lange beide heftig geſtritten und ſehr laut geſprochen hatten, entfernte er ſich zorniger als jemals, indeß ich darauf beſtand in die Komödie zu gehn. Kurz vor dem Anfang des Schauſpiels ließ ich Graf Schuwaleff fragen, ob die Karoſſen bereit wären. Er kam zu mir und ſagte, der Großfürſt hätte verboten, ſie für mich in Bereitſchaft zu ſetzen. Ich verbarg meinen Aerger nicht und ſagte, ich werde zu Fuß hingehn und falls man den Damen und Cavalieren verbieten ſollte mir zu folgen, würde ich allein hingehn und mich außerdem ſchriftlich bei der Kaiſerin ſowohl über den Großfürſten als über ihn beſchweren. Er erwiderte: „Was wollen Sie ihr ſagen?“ — „Ich werde ihr ſagen,“ ſagte ich, „auf welche Weiſe ich behandelt werden bin und daß Sie, um dem Großfürſten eine Zuſammenkunft mit meinen Ehrendamen zu verſchaffen, daß Sie ihn darin beſtärken mich an dem Beſuch des Theaters zu verhindern, wo ich das Glück genießen kann, Ihre Kaiſerliche Majeſtät zu ſehen. Und außerdem werde ich ſie bitten mich zu meiner Mutter zurückkehren zu laſſen, weil ich der Rolle müde und überdrüſſig bin, welche ich hier allein und verlaſſen in meinem Zimmer, gehaßt vom Großfürſten und nicht geliebt von der Kaiſerin, ſpiele. Ich verlange nur nach Ruhe und will Niemanden

mehr zur Laſt fallen, noch auch alle die welche in meine Nähe kommen, in's Unglück ſtürzen, beſonders meine armen Leute nicht, von denen ſo viele verbannt worden ſind, weil ich ihnen wohlwollte, oder ihnen Gutes that. Und wiſſen Sie, daß ich unverzüglich an Ihre Kaiſerliche Majeſtät ſchreiben und ein Auge darauf haben werde, daß Sie ſelbſt meinen Brief überbringen." Der entſchiedne Ton welchen ich annahm, erſchreckte ihn; er ging hinaus und ich begann meinen Brief an die Kaiſerin zu ſchreiben und zwar ruſſiſch, was ich ſo pathetiſch als möglich machte. Ich fing damit an, ihr für die Freundlichkeiten und Gnadenbezeugungen zu danken, mit denen ſie mich ſeit meiner Ankunft in Rußland überhäuft hatte, indem ich bemerkte, der Stand der Dinge beweiſe leider, daß ich dieſelben nicht verdient, weil ich mir den Haß des Großfürſten und die entſchiedene Ungnade Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät zugezogen habe. Im Hinblick nun auf mein Unglück und meine Gefangenſchaft in meinem Zimmer, wo man mich des unſchuldigſten Zeitvertreibes beraube, bat ich ſie inſtändig meine Leiden zu enden, indem ſie mich auf die ihr am paſſendſten ſcheinende Art zu meinen Verwandten zurückſende. Was meine Kinder anginge, die ich nicht ſähe, obgleich ich in demſelben Hauſe mit ihnen wohnte, ſo würde es mir gleichgültig ſein ob ich an demſelben Orte wäre, wo ſie ſich befänden, oder ein paar hundert Meilen fern von ihnen. Ich wiſſe daß ſie ihnen eine Sorgfalt widme, welche ihnen angedeihen zu laſſen, meine ſchwachen Fähigkeiten weit überſteigen würde. Ich wage ſie zu bitten, ihnen dieſe Sorgfalt auch ferner zu bewahren und in dieſem Vertrauen werde ich den Reſt meiner Tage bei meinen Verwandten

damit hinbringen, für ſie, für den Großfürſten, für meine Kinder und für Alle die mir Gutes oder Böſes gethan, zu Gott zu beten. Aber meine Geſundheit ſei durch den Kummer ſo zerrüttet, daß ich Alles was in meiner Macht ſtehe, thun müſſe, um wenigſtens mein Leben zu retten. Und zu dieſem Zweck wende ich mich an ſie, mir zu erlauben, daß ich zuerſt in's Bad gehen und von dort zu meinen Verwandten zurückkehren dürfte. Nach Beendigung dieſes Briefes ließ ich Graf Schuwaloff rufen, der mir beim Eintreten meldete, daß die von mir verlangten Karoſſen bereit ſtänden. Ich erklärte ihm, indem ich ihm meinen Brief an die Kaiſerin übergab, er könne den Damen und Herren, welche mich nicht in die Komödie begleiten wollten, ſagen, daß ich ſie davon dispenſire mich zu begleiten. Graf Schuwaloff empfing meinen Brief mit Augenblinzen; aber da er an Ihre Kaiſerliche Majeſtät gerichtet war, mußte er ihn wohl oder übel annehmen. Er überbrachte auch meine Worte an die Damen und Herren, und Seine Kaiſerliche Hoheit ſelbſt entſchied nun, wer mit mir gehn und wer bei ihm bleiben ſollte. Als ich durch das Vorzimmer ging, fand ich Seine Kaiſerliche Hoheit mit der Gräfin Worongeff beim Kartenſpiel in einer Ecke ſitzen. Er erhob ſich und ſie auch, als er mich ſah, was er ſonſt nie zu thun pflegte. Ich erwiderte dieſe Ceremonie mit einer tiefen Reverenz und ging vorüber. Ich begab mich in die Komödie, welche an jenem Tage von der Kaiſerin nicht beſucht wurde; ich glaube mein Brief hielt ſie davon zurück.

Aus der Komödie zurückgekehrt, hörte ich von Graf Schuwaloff, daß Ihre Kaiſerliche Majeſtät ſelbſt eine Unterredung mit mir haben werde. Augenſcheinlich benachrichtigte Graf

Schuwaloff den Großfürsten sowohl von meinem Briefe als von der Antwort der Kaiserin; denn obgleich er seit jenem Tage sich nicht mehr bei mir sehen ließ, that er doch Alles was er konnte, um zu meiner Unterhaltung mit der Kaiserin zugelassen zu werden und man glaubte ihm dies nicht verweigern zu dürfen. Inzwischen hielt ich mich ruhig in meinem Zimmer. Ich war vollkommen überzeugt, daß, wenn man daran gedacht hatte, mich fortzuschicken, oder mich durch eine solche Drohung in Schrecken zu setzen, der von mir geschehene Schritt diesen Plan der Schuwaloffs ganz vereiteln würde; zumal da sie nirgends größeren Widerstand finden konnten als bei der Kaiserin, welche durchaus nicht zu eklatanten Maßregeln dieser Art geneigt war. Außerdem erinnerte sie sich noch der frühern Mißverständnisse in ihrer Familie und würde gewiß gewünscht haben, sie nicht wieder erneuert zu sehen. Gegen mich konnte nur eins geltend gemacht werden; daß nämlich ihr Herr Neffe mir nicht als der liebenswürdigste Mann erschien, gerade wie ich ihm nicht als die liebenswürdigste Frau. Ueber ihren Neffen dachte aber die Kaiserin ganz wie ich und sie kannte ihn so gut, daß sie schon seit einer Reihe von Jahren nirgends eine Viertelstunde mit ihm zusammen sein konnte, ohne Ekel, Zorn oder Kummer zu empfinden und daß sie in ihrem Zimmer, wenn die Rede auf ihn kam, entweder in Thränen schwamm, indem sie über das Unglück sprach einen solchen Erben zu haben, oder nur ihre Verachtung gegen ihn ausdrückte und ihm oft Beiwörter gab, die er nur zu sehr verdiente. Ich habe die Beweise davon in meinen Händen gehabt; denn in den

Papieren der Kaiserin fand ich zwei von ihr selbst geschriebene Billette, von denen das eine an Iwan Schuwaloff, das andre an Graf Rasumowsky gerichtet schien, in denen sie ihren Neffen einestheils verfluchte und abermals zum Teufel wünschte. In dem einen kam die Stelle vor: Mein verdammter Neffe hat mir viel Aerger verursacht und in dem andern sagte sie: Mein Neffe ist ein Einfaltspinsel; möge der Teufel ihn holen.) Uebrigens war mein Entschluß gefaßt und ich betrachtete meine Rücksendung oder Nicht-Rücksendung mit sehr philosophischem Auge. Ich würde in keiner Stellung in welche die Vorsehung mich versetzen mochte, ohne die Hülfsquellen geblieben sein, welche Geist und Talent Jedem nach seinen natürlichen Fähigkeiten gewähren und ich fühlte den Muth in mir zu steigen oder zu fallen, ohne daß mein Herz und meine Seele durch Erhebung in Prahlerei, oder durch das Gegentheil in Erniedrigung oder Demüthigung gesunken sein würden. Ich wußte daß ich ein Mensch war und deßhalb ein beschränktes und der Vollkommenheit unfähiges Wesen; aber meine Absichten waren immer rein und aufrichtig gewesen. Wenn ich von Anfang an eingesehen hatte, daß es eine schwierige, wo nicht unmögliche Sache sei einen Gatten zu lieben der nicht liebenswürdig war und sich auch keine Mühe gab es zu sein; so hatte ich doch wenigstens ihm und seinen Interessen die aufrichtigste Ergebenheit bewiesen, welche ein Freund, ja ein Diener, seinem Freunde und Herrn beweisen kann. Meine Rathschläge waren immer die besten gewesen die ich für sein Wohl auszusinnen vermochte; wenn er sie nicht befolgte, so war dies nicht mein Fehler, sondern der seines Urtheils, welches weder gesund noch gerecht war. Als

ich nach Rußland kam und während der erſten Jahre unſrer Vereinigung, würde mein Herz dem Prinzen offen geſtanden haben, ſo wenig er ſich bemühte erträglich zu ſein; als ich aber bemerkte, daß er von allen möglichen Gegenſtänden gerade mir und gerade deßhalb weil ich ſeine Frau war, die geringſte Aufmerkſamkeit bewies, war es keineswegs unnatürlich, daß ich meine Lage weder angenehm noch nach meinem Geſchmacke fand, daß ſie mich langweilte und vielleicht grämte. Dieſe letztere Empfindung, die des Grames, drängte ich viel mehr als alle andern zurück; der Stolz und die Stimmung meines Geiſtes machten mir den Gedanken, unglücklich zu ſein, unerträglich. Ich ſagte zu mir ſelber: „Glück und Unglück liegen in dem Herzen und der Seele des Menſchen; fühlſt du dich unglücklich, ſo erhebe dich über dein Unglück und handle ſo, daß dein Glück von keinem äußern Ereigniſſe abhängt.“ Bei einer ſolchen Geiſtesſtimmung war ich geboren und ausgeſtattet mit einer großen Feinheit der Empfindung, mit einem wenigſtens ſehr intereſſanten Äußeren, welches beim erſten Sehen ohne Kunſt und Schmuck gefiel. Mein Geiſt war ſeiner Natur nach ſo verſöhnlich, daß nie Jemand eine Viertelſtunde mit mir zuſammen war, ohne daß ihm die Unterhaltung angenehm geweſen wäre, und er mit mir redete als hätte er mich lange Zeit gekannt. Von Natur nachſichtig, erwarb ich mir das Vertrauen derer, welche mit mir zu thun hatten, weil Jeder fühlte, daß Rechtſchaffenheit und guter Wille die bewegenden Mächte waren, denen ich am liebſten folgte. Wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, ſo nehme ich mir die Freiheit, über mich ſelbſt die Meinung zu äußern: daß ich ein freimüthiger und loyaler Ritter war, deſſen Geiſt mehr

dem Manne als von der Frau hatte; aber ich war trotzdem nichts weniger als ein Mannweib und man fand in mir, zugleich mit dem Geiste und Character eines Mannes, die Reize einer sehr liebenswürdigen Frau —' man verzeihe mir, zu Gunsten der Wahrheit, diese Äußerung eines Geständnisses, welches meine Eigenliebe macht, ohne sich hinter einer falschen Bescheidenheit zu verbergen. Zudem muß diese Schrift selbst beweisen, was ich von meinem Geiste, meinem Herzen und meinem Charakter sage. Ich sagte, daß ich gefiel, folglich war die eine Hälfte des Weges der Versuchung schon zurückgelegt und in solchen Fällen liegt es im Wesen der menschlichen Natur, daß es auch an der andern Hälfte nicht fehlt — denn versuchen und versucht werden hängen nahe zusammen und trotz der Einprägung der schönsten moralischen Maximen in den Geist, ist man, sowie die Sinnlichkeit sich hineinmischt und zum Vorschein kommt, schon unendlich viel weiter als man glaubt und ich weiß noch immer nicht, wie man sie verhindern kann, zum Vorschein zu kommen. Flucht allein könnte vielleicht helfen; allein es giebt Fälle, Lagen, Umstände, wo Flucht unmöglich ist — denn wie soll man fliehen, ausweichen, den Rücken kehren inmitten eines Hofes? Schon dies würde Geschwätz hervorrufen. Wenn man also nicht flieht, so ist meiner Ansicht nach nichts schwieriger, als dem zu entgehen, was uns im Grunde gefällt. Alles, was man hiergegen sagen mag, sind Äußerungen der Prüderie, welche dem menschlichen Herzen nicht eingegraben sind, und Niemand hält sein Herz in seiner Hand und kann es, indem er sie schließt oder öffnet, nach Belieben zusammendrücken oder fahren lassen.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Den Tag nach jener Komödie gab ich mich für krank aus und verließ mein Zimmer nicht mehr, indem ich ruhig die Entscheidung Ihrer Kaiserlichen Majestät über meine unterthänige Bittschrift abwartete. Nur in der ersten Fastenwoche hielt ich es für passend, mich den religiösen Uebungen zu unterziehen, damit man meine Zuneigung zu dem orthodoxen griechischen Kultus gewahr werde. In der zweiten oder dritten Woche hatte ich einen neuen tiefen Kummer. Eines Morgens, nachdem ich aufgestanden war, benachrichtigten mich meine Leute, daß Graf Alexander Schuwaleff Madame Wladislawa habe rufen lassen. Dies kam mir sonderbar vor. Ich wartete auf ihre Rückkehr, doch umsonst. Gegen Ein Uhr Nachmittags zeigte Graf Schuwaleff mir an, daß die Kaiserin es für geeignet befunden habe, sie ihrer Stellung bei mir zu entheben. Ich schwamm in Thränen und sagte ihm, Ihre Kaiserliche Majestät habe unzweifelhaft die Macht, Jeden mir zu geben oder zu nehmen, wie es ihr gefiele; aber es schmerze mich, mehr und mehr zu sehen, daß Alle, welche in meine Nähe kämen, ebensoviele, der Ungunst Ihrer Kaiserlichen Majestät geweihte, Opfer seien; und damit es weniger Unglückliche gebe, bäte und ersuchte ich ihn, Ihre Kaiserliche Majestät zu ersuchen, daß Sie, so bald als möglich, dem Zustand, in welchem ich mich befinde, nur Unglück zu bringen, ein Ende mache, indem sie mich zu meinen Verwandten entließe. Ich versicherte noch, daß Madame Wladislawa in keiner Weise dazu dienen werde, Aufklärung über irgend etwas zu geben, weil weder sie noch irgend ein Anderer mein Vertrauen besäße. Graf Schuwaleff wollte sprechen; aber als er mein Schluchzen hörte, fing er an,

mit mir zu weinen und ſagte, die Kaiſerin werde darüber mit mir ſelbſt reden. Ich bat ihn, den Augenblick zu beſchleunigen, was er mir verſprach. Ich ſetzte ſodann meine Leute von dem Geſchehenen in Kenntniß und ſagte ihnen, wenn man mir an Madame Wladislawa's Statt eine Aufſeherin beigeben ſollte, die mir mißfiele, möge ſie ſich auf die ſchlechteſte Behandlung meinerſeits, ja auf Schläge ſelbſt vorbereiten, und bat ſie, dies überall wiederzuerzählen, damit Alle die, welche man etwa die Abſicht hatte, mir beizugeben, ſich hüteten, die Stelle anzunehmen. Denn ich war der ewigen Leiden müde und ſah ein, daß meine Milde und Geduld nur dazu dienten, alle meine Verhältniſſe zu verſchlechtern, weßhalb es nothwendig war, mein Verfahren vollkommen zu ändern. Meine Leute verſäumten nicht, wiederzuerzählen, was ich wünſchte.

Am Abend dieſes Tages, wo ich viel geweint hatte, ſah ich, indem ich mein Zimmer auf- und niederſchritt und geiſtig und körperlich in größter Aufregung war, in mein Schlafzimmer, wo ich, wie immer, mich allein befand, Katharina Iwanowna Scherezorodskaja, eine meiner Kammerfrauen, eintreten. Dieſe ſagte unter Thränen und ſehr bewegt: „Wir fürchten Alle, daß Sie den Zuſtande, in welchem wir Sie ſehen, unterliegen; erlauben Sie mir, daß ich heute zu meinem Onkel, dem Beichtvater der Kaiſerin und dem Ihrigen, gehe. Ich werde mit ihm ſprechen, werde ihm Alles ſagen, was Sie mir befehlen werden und ich verſpreche Ihnen, daß er auf eine Weiſe mit der Kaiſerin reden wird, mit der Sie zufrieden ſein werden.“ Da ich ihren guten Willen ſah, erzählte ich ihr ganz einfach den Stand der Dinge, was ich der Kaiſerin geſchrieben hatte und alles

Andere. Sie begab ſich zu ihrem Onkel und nachdem ſie mit ihm geſprochen und ihn zu meinen Gunſten geſtimmt, kam ſie gegen 11 Uhr zu mir zurück, um mir zu ſagen, daß der Beichtvater, ihr Onkel, mir rathe, mich in der Nacht für krank auszugeben, nach der Beichte zu verlangen und zu dieſem Zwecke ihn rufen zu laſſen, damit er der Kaiſerin Alles ſagen könnte, was er aus meinem eigenen Munde gehört hätte. Ich billigte dieſen Gedanken ſehr und verſprach, ihn auszuführen; dann entließ ich ſie, indem ich ihr und ihrem Onkel für die Zuneigung, welche ſie mir bewieſen, dankte. In der That klingelte ich in der Nacht zwiſchen zwei und drei Uhr. Eine meiner Frauen kam herein. Ich ſagte ihr, ich befinde mich ſo ſchlecht, daß ich zu beichten verlange. Statt des Beichtvaters eilte Graf Alexander Schuwaleff herbei und mit matter gebrochener Stimme wiederholte ich ihm die Bitte, meinen Beichtvater rufen zu laſſen. Er ließ die Aerzte holen; dieſen ſagte ich, ich bedürfe geiſtlicher Hülfe, ich ſei dem Erſticken nahe. Einer von ihnen fühlte meinen Puls und ſagte, er ſei ſchwach; ich erklärte meine Seele in Gefahr und daß mein Körper keiner Aerzte mehr bedürfe. Endlich kam mein Beichtvater und man ließ uns allein. Ich ließ ihn an meinem Bette niederſitzen und wir unterhielten uns wenigſtens anderthalb Stunden lang. Ich erzählte ihm den gegenwärtigen und den vergangenen Stand der Dinge, das Benehmen des Großfürſten gegen mich, das meinige gegen Seine Kaiſerliche Hoheit, den Haß der Schuwaleffs, die unausgeſetzten Verbannungen und Entlaſſungen vieler meiner Leute und immer derer, die mir am meiſten ergeben waren, ſodann wie die Schuwaleffs mir den Haß Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät zugezogen hatten

und endlich den gegenwärtigen Stand der Dinge, welcher mich veranlaßt hatte, der Kaiserin den Brief zu ſchreiben, in dem ich um die Erlaubniß bat, mich zu entfernen. Ich bat ihn, mir eine ſchnelle Antwort auf meine Bitte zu verſchaffen. Ich fand ihn außerordentlich freundlich gegen mich geſinnt und weniger einfältig, als man ihn mir geſchildert hatte. Er ſagte, mein Brief werde die gewünſchte Wirkung hervorbringen; ich müſſe darauf beſtehen, entlaſſen zu werden, man würde mich dann ſicherlich nicht entlaſſen, weil man einen ſolchen Schritt nicht vor dem Publikum zu rechtfertigen vermöge, deſſen Aufmerkſamkeit auf mich gerichtet ſei. Er gab zu, daß man mich grauſam behandle und daß die Kaiſerin, die mich in einem zarten Alter gewählt, mich der Willkür meiner Feinde überlaſſe, während ſie beſſer thun würde, meine Rivalinnen, beſonders Eliſabeth Worenzoff, fortzuſchicken und ihre Günſtlinge im Zaume zu halten, welche durch alle von den Herren Schuwaloff täglich neu erfundene Monopole, die Blutſauger des Volkes geworden ſeien und außerdem Jedermann gegen ihre Ungerechtigkeit aufbrächten, wie zum Beiſpiel in der Sache Beſtuſcheff's, von deſſen Unſchuld das Publikum überzeugt wäre. Er ſchloß dieſe Unterredung, indem er mir ſagte, er werde ſich unverzüglich zu der Kaiſerin begeben, wo er bis zu ihrem Erwachen warten wolle, um mit ihr zu reden und die Unterhaltung, welche ſie mir zugeſagt und welche entſcheidend ſein müſſe, zu beſchleunigen. Ich würde indeß gut thun, das Bett zu hüten. Er werde ſagen, daß Gram und Schmerz mich tödten könnten, wenn man nicht ein ſchnell wirkendes Heilmittel anwende und mich auf eine oder die andere Weiſe

aus dem Zuſtande befreie, in welchem ich mich, allein und verlaſſen von Allen, befände.

Er hielt Wort und ſchilderte der Kaiſerin meinen Zuſtand in ſo lebhaften Farben, daß Ihre Majeſtät Graf Alexander Schuwaloff zu ſich rief und ihm Befehl gab, zu ſehen, ob ich im Stande ſein werde, die folgende Nacht mit ihr zu reden. Graf Schuwaloff brachte mir dieſe Botſchaft; ich ſagte ihm, ich werde zu dieſem Zweck alle meine Kräfte zuſammenraffen. Ich ſtand gegen Abend auf, als Schuwaloff mir meldete, er werde mich nach Mitternacht abholen und mich in die Gemächer Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät geleiten. Der Beichtvater ließ mir durch ſeine Nichte ſagen, daß Alles in gutem Zuge ſei und daß die Kaiſerin dieſen Abend mit mir reden werde. Ich kleidete mich alſo gegen 10 Uhr Abends an und legte mich ganz angekleidet auf ein Canapee, wo ich einſchlief. Ungefähr um halb Zwei trat Graf Schuwaloff in mein Zimmer und ſagte mir, daß die Kaiſerin mich zu ſehen wünſche. Ich erhob mich und folgte ihm. Wir gingen durch die Vorzimmer, die ganz leer waren. Als wir an die Thüre der Gallerie kamen, ſah ich, wie der Großfürſt durch die gegenüberliegende Thür ging und ſich, grade wie ich, zu Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät begab. Seit dem Komödientage hatte ich ihn nicht geſehen. Selbſt als ich mich für lebensgefährlich krank erklärt hatte, war er weder gekommen, noch hatte er ſich nach meinem Befinden erkundigt. Ich erfuhr ſpäter, daß er an eben dieſem Tage Eliſabeth Worenzoff verſprochen hatte, ſie zu heirathen, wenn ich ſterben ſollte und daß beide die größte Freude über meinen Zuſtand äußerten.

Endlich in dem Gemache Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät angelangt, fand ich den Großfürſten ſchon dort. Sowie ich die Kaiſerin erblickte, warf ich mich auf die Kniee und bat ſie unter Thränen auf's inſtändigſte, mich zu meinen Verwandten zurückkehren zu laſſen. Die Kaiſerin wollte mich aufheben, doch ich blieb zu ihren Füßen. Sie ſchien mir mehr bekümmert als zornig und ſagte zu mir, mit Thränen im Auge: Wie können Sie wünſchen, daß ich Sie zurückkehren laſſe? Erinnern Sie ſich, daß Sie Kinder haben." Ich antwortete: „Meine Kinder befinden ſich in Ihren Händen und könnten ſich nirgends beſſer befinden; ich beſſe, daß Sie ſie nicht verlaſſen werden." Sie ſagte dann: „Aber was ſoll ich dem Publikum als Urſache Ihrer Entlaſſung anführen?" Ich erwiderte: „Eure Kaiſerliche Majeſtät wird ihm, wenn ſie es für paſſend halten, die Urſachen anführen, wegen derer ich mir Ihre Ungnade und den Haß des Großfürſten zugezogen habe." Die Kaiſerin ſagte: „Und wovon wollen Sie bei Ihren Verwandten leben?" Ich erwiderte: „Wovon ich lebte, ehe Sie mir die Ehre erwieſen, mich herzurufen." Hierauf bemerkte ſie: „Ihre Mutter iſt flüchtig; ſie hat ihr Land verlaſſen müſſen und iſt nach Paris gegangen." Ich antwortete: „Ich weiß es; man hat ſie für eine zu ergebene Anhängerin Rußlands gehalten und der König von Preußen hat ſie verfolgt." Die Kaiſerin forderte mich zum zweiten Male auf, mich zu erheben; ich that dies und nachdenklich entfernte ſie ſich von mir.

Das Gemach, in welchem wir uns befanden, war lang und hatte drei Fenſter, zwiſchen denen zwei Tiſche mit den goldenen Toiletten der Kaiſerin ſtanden. Niemand befand

ſich in dem Gemache außer ihr, dem Großfürſten, Alexander Schuwaloff und mir. Gegenüber der Kaiſerin ſtanden große ſpaniſche Wände, vor welche ein Canapee geſtellt war. Ich vermuthete anfangs, daß hinter dieſen ſpaniſchen Wänden ſich unzweifelhaft Iwan Schuwaloff befinde und vielleicht auch ſein Vetter, Graf Peter. Später erfuhr ich, daß meine Vermuthung zum Theil richtig war, daß Iwan Schuwaloff ſich dort befunden hatte. Ich ſtellte mich an den Toilettentiſch, welcher der Thüre, durch die ich eingetreten, am nächſten ſtand und bemerkte, daß in dem Waſchbecken zuſammengefaltete Briefe lagen. Die Kaiſerin näherte ſich mir wieder und ſagte: „Gott iſt mein Zeuge, wie viel ich geweint habe, als Sie nach Ihrer Ankunft in Rußland auf den Tod krank wurden und hätte ich Sie nicht geliebt, ich würde Sie nicht hier behalten haben.“ Dies ſollte, wie mir ſchien, eine Verwahrung dagegen ſein, daß ich geſagt, ich habe mir ihre Ungnade zugezogen. Ich antwortete hierauf, indem ich Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät für alle Gnade und alles Wohlwollen dankte, welches ſie mir damals und ſpäter bewieſen und ſagte, das Andenken daran würde ſich nie in meinem Gedächtniſſe verwiſchen und ich würde es immer als mein größtes Unglück betrachten, mir ihre Ungnade zugezogen zu haben. Nun trat ſie noch näher zu mir heran und ſagte: „Sie ſind übermäßig ſtolz; erinnern Sie ſich, daß ich einmal im Sommerpalaſt mich Ihnen näherte und fragte, ob Sie an Halsweh litten, weil ich bemerkte, daß Sie mich kaum grüßten; und daß ſie nur aus Stolz mich mit bloßem Kopfnicken gegrüßt hatten?“ Ich ſagte: „Mein Gott, Madame, wie können Sie glauben, daß ich Ihnen gegenüber hätte ſtolz ſein

wollen? Ich ſchwöre Ihnen, daß es nie ſelbſt von fern in meine Gedanken gekommen iſt, daß die Frage, welche ſie vor vier Jahren an mich richteten, irgend eine ſolche Beziehung haben könnte." Hierauf ſagte ſie: „Sie bilden ſich ein, daß Niemand mehr Geiſt habe als Sie." Ich antwortete: „Wenn ich dieſen Glauben hätte, ſo würde Nichts geeigneter ſein, mich zu enttäuſchen als mein gegenwärtiger Zuſtand und unſre Unterhaltung, da ich ſehe, daß ich aus Dummheit bis auf dieſen Augenblick nicht begriffen habe, was Ihnen gefiel mir vor vier Jahren zu ſagen.

Der Großfürſt flüſterte, indeß Ihre Majeſtät mit mir ſprach, mit Graf Schuwaloff. Sie bemerkte es und ging auf ſie zu. Sie ſtanden etwa in der Mitte des Zimmers. Ich verſtand wenig von dem, was ſie miteinander ſprachen; ſie ſprachen nicht gerade laut und das Zimmer war groß. Endlich hörte ich, daß der Großfürſt, indem er ſeine Stimme erhob, ſagte: „Sie iſt von entſetzlicher und hartnäckiger Schlechtigkeit." Nun ſah ich, daß es ſich um mich handelte und indem ich mich an ihn wandte, ſagte ich: „Wenn Sie von mir ſprechen, ſo gewährt es mir großes Vergnügen, Ihnen in Gegenwart Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät zu ſagen, daß ich in der That denen gegenüber ſchlecht bin, welche Ihnen rathen Ungerechtigkeiten zu begehen und daß ich hartnäckig geworden bin, weil ich ſehe, daß meine Freundlichkeit mich zu Nichts führt, als zu Feindſchaft von Ihnen." Er wandte ſich an die Kaiſerin und ſagte: „Eure Kaiſerliche Majeſtät ſehen ſelbſt wie ſchlecht ſie iſt, an dem was ſie ſagt." Allein auf die Kaiſerin, die unendlich viel mehr Geiſt hatte, als der Großfürſt, brachten meine Worte einen verſchiedenen Eindruck hervor. Ich ſah deutlich, daß in dem

Maße wie unſre Unterhaltung verrückte, ihr Geiſt, obgleich man ihr anempfohlen oder ſie ſelbſt den Entſchluß gefaßt hatte, ſtrenge gegen mich aufzutreten, allmälig, trotz ihrer ſelbſt und ihrer Entſchlüſſe, milder geſtimmt wurde. Dennoch wandte ſie ſich an ihn und ſagte: „O, Sie wiſſen nicht Alles was ſie gegen Ihre Räthe und gegen Brockdorf geäußert hat, in Betreff des Menſchen, den Sie haben verhaften laſſen.“ Dies mußte als ein förmlicher Verrath meinerſeits gegen den Großfürſten erſcheinen; er wußte kein Wort von meiner Unterhaltung mit der Kaiſerin im Sommerpalaſt und er ſah ſeinen Brockdorf, der ihm ſo theuer und werthvoll geworden war, bei der Kaiſerin angeklagt und zwar durch mich. Sie ſtellte alſo dadurch unſer Verhältniß ſchlechter als je, machte uns vielleicht unverſöhnlich und raubte mir das Vertrauen des Großfürſten auf immer. Ich fiel wie aus den Wolken, als ich die Kaiſerin in meiner Gegenwart ſo zu dem Großfürſten reden hörte, und als ich ſah, wie ſie das, was ich ihr zum Beſten ihres Neffen geſagt zu haben glaubte, als mörderiſche Waffe gegen mich kehrte. Der Großfürſt, ſehr überraſcht von dieſem Vertrauen, ſagte: „Ah, das iſt eine Geſchichte die ich nicht kannte; ſie iſt ſehr gut und beweiſt ihre Schlechtigkeit.“ Ich dachte bei mir ſelbſt: „Gott weiß, weſſen Schlechtigkeit ſie beweiſt!“ Von Brockdorf kam Ihre Kaiſerliche Majeſtät durch einen plötzlichen Uebergang auf das zwiſchen Stambke und Graf Beſtuſcheff entdeckte Einverſtändniß und ſagte mir: „Ich vermag mir nicht zu denken, wie dieſer Menſch zu entſchuldigen iſt, mit einem Staatsgefangenen in Verkehr geſtanden zu haben.“ Da in dieſer Sache mein Name nicht vorkam und nicht erwähnt worden war, ſchwieg ich.

weil mir die Aeußerung ohne Beziehung auf mich ſchien. Die Kaiſerin näherte ſich mir darauf und ſagte: „Sie miſchen ſich in viele Dinge, die Sie Nichts angehn. Ich würde nicht gewagt haben, dies zur Zeit der Kaiſerin Anna zu thun. Wie, zum Beiſpiel, konnten Sie wagen Befehle an Marſchall Apraxin zu ſchicken?“ Ich ſagte: „Ich! — es iſt mir nie in den Sinn gekommen, ihm Befehle zu ſchicken.“ — „Wie“, erwiderte ſie, „können Sie läugnen, daß Sie ihm geſchrieben haben? Ihre Briefe ſind hier in dieſem Becken (ſie deutete mit dem Finger darauf hin). Es iſt Ihnen verboten zu ſchreiben.“ Hierauf bemerkte ich: „Es iſt wahr, ich habe dieſes Verbot übertreten und ich bitte Sie deshalb um Verzeihung; aber da meine Briefe dort ſind, ſo können dieſe drei Briefe Ew. Kaiſerlichen Majeſtät beweiſen, daß ich ihm niemals Befehle geſchickt habe, ſondern daß ich ihm in einem nur mittheilte, was man von ſeinem Benehmen ſagte.“ Hier unterbrach ſie mich mit den Worten: „Und weßhalb ſchrieben Sie ihm dies?“ Ich erwiderte ganz offen: „Weil ich mich für den Marſchall, dem ich ſehr zugethan war, intereſſirte. Ich bat ihn, Ihren Befehlen zu folgen. Von den beiden andern Briefen enthält der eine Nichts als einen Glückwunſch zu der Geburt ſeines Sohnes und der andre Glückwünſche zum Neuen Jahre.“ Hierauf bemerkte ſie: „Beſtuſcheff ſagt, daß noch viele andre da waren.“ Ich antwortete: „Wenn Beſtuſcheff dies ſagt, ſo lügt er.“ — „Nun wohl“, ſagte ſie, „da er in Beziehung auf Sie lügt, werde ich ihn foltern laſſen.“ Sie glaubte mir dadurch Schrecken einzuflößen. Ich antwortete ihr, ſie beſitze die ſouveraine Macht, zu thun was ihr gut dünke, aber ich habe abſolut

gar nichts an Apraxin geſchrieben, als dieſe drei Briefe. Sie ſchwieg und ſchien ſich zu ſammeln.

Ich erzähle die hervorſtechendſten Züge dieſer Unterredung, welche mir im Gedächtniß geblieben ſind. Doch es würde mir nicht möglich ſein, Alles zu erwähnen, was während der anderthalb Stunden, die ſie mindeſtens dauerte, geſagt wurde. Die Kaiſerin ging im Zimmer auf und ab, wendete ſich bald an mich, bald an ihren Herrn Neffen und öfter noch an Graf Alexander Schuwaloff, mit welchem der Großfürſt ſich meiſtens unterhielt, wenn die Kaiſerin mit mir ſprach. Ich habe ſchon bemerkt, daß ich an Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät weniger Zorn als Sorge wahrnahm. Was den Großfürſten betraf, ſo ließ er in allen ſeinen Reden während dieſer Unterhaltung viel Galle, Heftigkeit und Eifer gegen mich blicken. Er ſuchte Ihre Majeſtät, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, gegen mich zu reizen. Aber da er ſich dumm dabei benahm, und mehr Leidenſchaft als Gerechtigkeit zeigte, verfehlte er ſein Ziel und der Geiſt und die Beobachtungsgabe der Kaiſerin ſtellten ſie auf meine Seite. Sie hörte mit einer beſondern Aufmerkſamkeit und einer Art unfreiwilliger Zuſtimmung meinen feſten und gemäßigten Antworten auf die maßloſen Reden meines Herrn Gemahls zu, welchem letztern man es ſonnenklar anſah, daß er darauf hinſtrebte, mich aus meiner Stelle zu verdrängen, um wo möglich ſeine augenblickliche Maitreſſe dahin zu ſetzen. Allein es konnte nicht im Geſchmack der Kaiſerin, noch auch vielleicht in dem der Herren Schuwaloff ſein, die Grafen Woronzoff zu ihren Gebietern zu machen. Doch dies ging über die Urtheilsfähigkeit Sr. Kaiſerlichen Hoheit hinaus, der immer Alles glaubte, was er wünſchte

und jeden Gedanken, welcher dem ihn beherrschenden Gedanken entgegengesetzt war, bei Seite schob. Er ging darin so weit, daß die Kaiserin zu mir herantrat und leise sagte: „Ich hätte Ihnen noch Manches zu sagen, aber ich kann nicht reden, weil ich Ihnen nicht noch mehr Unfrieden bringen will, als Sie schon haben.“ Und durch die Bewegung ihrer Augen und ihres Hauptes gab sie mir zu verstehen, daß es wegen der Gegenwart der Andern sei. Als ich dieses Zeichen wahrhaften Wohlwollens bemerkte, welches sie mir in einer so kritischen Lage gewährte, wurde ich ganz Herz und sagte ihr, auch ganz leise: „Und auch ich kann nicht reden, ein so mächtiges Verlangen ich auch fühle, Ihnen mein Herz und meine Seele zu öffnen.“ Ich bemerkte, daß meine Worte einen mir günstigen Eindruck hervorbrachten. Die Thränen waren ihr ins Auge gekommen und um zu verbergen, daß und in welchem Grade sie bewegt war, verabschiedete sie uns, indem sie bemerkte, es sei sehr spät; und in der That war es fast drei Uhr Morgens. Der Großfürst entfernte sich zuerst; ich folgte ihm. In dem Moment, wo Graf Alexander Schuwaloff nach mir aus der Thüre gehen wollte, rief Ihre Majestät ihn zurück und er blieb bei ihr. Der Großfürst machte immer sehr große Schritte; ich beeilte mich diesmal nicht, ihm zu folgen. Er kehrte in seine Gemächer, ich in die meinigen zurück. Ich fing an, mich zu entkleiden, um zu Bette zu gehn, als ich an die Thüre klopfen hörte, durch welche ich gekommen war. Ich fragte wer da sei. Graf Alexander Schuwaloff sagte, er sei es, und bat mich, zu öffnen; was ich that. Er forderte mich auf, meine Frauen zu entlassen. Sie entfernten sich und er theilte mir dann mit, daß die Kaiserin ihn zu-

rückgerufen und nachdem sie sich eine Weile mit ihm unterhalten, ihn beauftragt habe mir ihre Empfehlung zu bringen und zu sagen, daß ich nicht traurig sein sollte, sie werde eine zweite Unterredung mit mir allein haben. Ich verneigte mich tief vor Graf Schuwaloff und bat ihn, Ihrer Kaiserlichen Majestät meine unterthänigste Empfehlung zu machen und ihr für ihr Wohlwollen gegen mich zu danken, welches mir das Leben zurückgebe; ich würde diese zweite Unterhaltung mit der lebhaftesten Ungeduld erwarten und bäte sie, den Zeitpunkt derselben zu beschleunigen. Er sagte, ich sollte mit Niemandem davon sprechen und besonders nicht mit dem Großfürsten, den die Kaiserin zu ihrem Bedauern sehr gegen mich aufgebracht finde. Ich versprach es. Ich dachte: „Aber wenn man sich darüber ärgert, daß er aufgebracht ist, warum ihn dann noch mehr aufbringen durch die Unterredung im Sommerpalast, über die Leute, die ihn erniedrigten."

Diese unerwartete Rückkehr der Freundschaft und des Vertrauens der Kaiserin gewährte mir große Freude. Tags darauf beauftragte ich die Nichte des Beichtvaters, ihrem Onkel für den wichtigen Dienst zu danken, den er mir geleistet, indem er mir diese Unterhaltung mit Ihrer Kaiserlichen Majestät verschaffte. Als sie von ihrem Onkel zurückkehrte, sagte sie mir, sie wisse daß die Kaiserin gesagt habe, ihr Neffe sei ein Dummkopf, aber die Großfürstin habe viel Geist. Diese Aeußerung wurde mir von mehr als einer Seite wiederholt, sowie daß Ihre Majestät gegen ihre Vertrauten meine Fähigkeiten aufs höchste lobte, wobei sie oft hinzufügte: „Sie liebt die Wahrheit und Gerechtigkeit, sie

iſt eine Frau von vielem Geiſt; aber mein Neffe iſt ein Einfaltspinſel.“

Ich verſchloß mich, wie vorher, in meine Gemächer, unter dem Vorwande, daß ich krank ſei. Ich erinnere mich, daß ich damals die fünf erſten Bände der „Geſchichte der Reiſen“ las, mit der Karte auf dem Tiſche, was mich ebenſo ſehr unterhielt als belehrte. Als ich dieſer Lectüre müde war, durchblätterte ich die erſten Bände der Encyclopädie und erwartete den Tag, wo es Ihrer Majeſtät gefallen würde, mir eine zweite Unterhaltung zu gewähren. Von Zeit zu Zeit wiederholte ich dem Grafen Schuwaloff meine Bitte darum, indem ich ihm den lebhaften Wunſch ausdrückte, mein Schickſal endlich entſchieden zu ſehen. Was den Großfürſten anging, ſo hörte ich gar nicht mehr von ihm reden; ich wußte nur, daß er meine Entlaſſung mit Ungeduld erwartete und ſicher darauf rechnete, Eliſabeth Woronzeff in zweiter Ehe zu heirathen. Sie kam ſchon in ſeine Gemächer und machte dort die Honneurs. Wahrſcheinlich erfuhr ihr Onkel, der Vicekanzler, der ein vollendeter Heuchler war, dieſe Pläne durch ihren Bruder, oder eher noch durch ihre Neffen, welche damals Kinder waren, da der älteſte kaum zwanzig Jahre zählte; und aus Furcht, ſein eben erſt geſtiegenes Anſehn könnte dadurch bei Ihrer Majeſtät leiden, ſuchte er um den Auftrag nach, mich zu überreden, daß ich von der Forderung meiner Entlaſſung abſtehe — denn es geſchah Folgendes.

Eines ſchönen Morgens meldete man mir, daß der Vicekanzler Graf Woronzeff ſeitens der Kaiſerin mit mir zu ſprechen verlange. Auf's Höchſte von dieſer ungewöhnlichen Sendung überraſcht, ließ ich, obgleich ich mich noch

nicht angekleidet hatte, den Herrn Vicekanzler eintreten. Er begann damit mir die Hand zu küssen und sie mit großer Zärtlichkeit zu drücken; hierauf trocknete er sich die Augen, aus denen einige Thränen flossen. Da ich damals etwas gegen ihn eingenommen war, setzte ich kein großes Vertrauen in diese Einleitung, die seinen Eifer beweisen sollte, ließ ihn aber in dem, was ich als Ziererei ansah, gewähren. Ich bat ihn, sich zu setzen. Er war etwas außer Athem, wovon eine Art Kropf an dem er litt, die Ursache war. Er setzte sich zu mir und sagte, die Kaiserin habe ihn beauftragt, mit mir zu reden und mir abzurathen, daß ich auf meiner Entlassung bestehe; Ihre Kaiserliche Majestät habe ihm sogar befohlen, mich ihrerseits zu bitten, daß ich diesem Gedanken, dem sie niemals ihre Zustimmung geben werde, entsage; und er besonders bitte und beschwöre mich, ihm mein Wort zu geben, daß ich nie mehr davon reden wolle. Dieser Plan bekümmere in der That die Kaiserin und alle rechtschaffnen Leute, zu denen zu gehören er mich versicherte. Ich antwortete ihm: es gebe Nichts was ich nicht gern der Kaiserin und allen rechtschaffnen Leuten zu Gefallen thun würde; aber ich hielte meine Gesundheit und mein Leben durch die Lebensweise welcher ich ausgesetzt sei, bedroht. Ich bringe den Menschen nur Unglück; alle die mir nahe träten, würden fortwährend verbannt und entlassen; den Großfürsten reize man bis zum Hasse gegen mich auf; außerdem habe er mich niemals geliebt. Auch gebe Ihre Majestät mir fast fortwährend Beweise ihrer Ungnade und da ich mich so Allen zur Last fallen sähe und selbst vor Langeweile und Kummer stürbe, habe ich um meine Entlassung gebeten, um dies so lästige und vor Kummer und Langeweile vergehende Wesen

zu erlöſen. Er ſprach von meinen Kindern. Ich ſagte ihm, daß ich ſie nicht ſähe und daß ich ſeit meinem Kirchgang die Jüngere noch nicht geſehen hätte, noch auch ſie ſehen könnte, ohne einen ausdrücklichen Befehl der Kaiſerin, von deren Zimmern ſie zwei bewohnten; daß ich durchaus nicht an der Sorgfalt zweifle, welche ſie ihnen beweiſe, aber daß, ſo lange ich der Freude ſie zu ſehen beraubt ſei, es mir gleichgültig wäre, ob ich hundert Schritte oder hundert Meilen von ihnen entfernt ſei. Er ſagte, die Kaiſerin werde eine zweite Unterredung mit mir haben und fügte hinzu, es wäre ſehr zu wünſchen, daß Ihre Kaiſerliche Majeſtät mir näher komme. Ich bat ihn dieſe zweite Unterredung zu beſchleunigen; ich meinerſeits werde Nichts verſäumen, was die Erfüllung ſeines Wunſches erleichtern könne. Er blieb länger als eine Stunde bei mir und ſprach lange und viel über die verſchiedenſten Dinge. Ich bemerkte, daß die Erhöhung ſeines Anſehns ſeine Redeweiſe und Haltung auf's vortheilhafteſte gegen früher verändert hatte, wo ich ihn mit vielen Andern zwiebelartig auf einem Faden aufgereiht ſah und wo er unzufrieden mit der Kaiſerin, mit den Geſchäften und mit denen, welche die Gunſt und das Vertrauen Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät genoſſen, mir eines Tages bei Hofe, als er die Kaiſerin ſehr lange mit dem öſterreichiſchen Geſandten ſprechen ſah, indeß er und ich und alle Andern umherſtanden (wir waren zum Sterben müde), ſagte: „Wollen Sie wetten, daß ſie nur von albernen Dingen ſpricht?“ Ich antwortete lachend: „Mein Gott, was ſagen Sie da?“ Er erwiderte mir ruſſiſch, mit folgenden charakteriſtiſchen Worten: „Она ст. природы .....“ (Sie iſt von Natur .....). Endlich entfernte er

ſich mit Verſicherung ſeiner Ergebenheit und nahm von mir Abſchied, indem er mir wieder die Hand küßte.

Für den Augenblick konnte ich ſicher ſein, nicht fortgeſchickt zu werden, da man mich hat, ſelbſt nicht den Wunſch auszudrücken; dennoch hielt ich es für gut, nicht auszugehen, ſondern wie vorher in meinem Zimmer zu bleiben, als ob ich die Entſcheidung meines Schickſals erſt von der zweiten Unterredung mit der Kaiſerin erwarte. Auf dieſe wartete ich lange Zeit. Ich erinnere mich, daß ich am 21. April 1759, meinem Geburtstage, nicht ausging. Die Kaiſerin ließ mir zur Zeit des Diners durch Alexander Schuwaloff ſagen, daß ſie auf meine Geſundheit trinke. Ich ließ ihr danken, daß ſie ſich an dieſem, wie ich es ausdrückte, unglücklichen Tage meiner Geburt, den ich verwünſchen würde, hätte ich nicht an ihm die Taufe empfangen, meiner gnädigſt erinnere. Als der Großfürſt erfuhr, daß die Kaiſerin mir an dieſem Tage eine Botſchaft geſchickt, kam er auf den Einfall, mir dieſelbe Botſchaft zu ſchicken. Als ſie mir überbracht wurde, erhob ich mich und ſprach mit einer tiefen Verbeugung meinen Dank aus.

Nach meinem Geburtsfeſte und dem Krönungsfeſte der Kaiſerin, welche vier Tage auseinander lagen, blieb ich immer noch in meinem Zimmer, bis Graf Poniatowsky mir die Nachricht zugehen ließ, daß der franzöſiſche Geſandte, Marquis de l'Hopital, meinem feſten Benehmen großes Lob zollte und erklärte, dieſer Entſchluß, mein Zimmer nicht zu verlaſſen, könne nur zu meinem Vortheil ausſchlagen. Da ich in dieſer Aeußerung die perfide Lobeserhebung eines Feindes ſah, faßte ich jetzt den Entſchluß, das Gegentheil von dem zu thun, was er lobte und eines Sonntags, als

man es am wenigſten erwartete, kleidete ich mich an und verließ das Innere meiner Gemächer. Sowie ich in das Zimmer trat, wo die Damen und die Cavaliere ſich aufhielten, bemerkte ich ihr Erſtaunen und ihre Ueberraſchung, mich zu ſehen. Einige Augenblicke nach meinem Erſcheinen kam der Großfürſt. Auch ſein Erſtaunen malte ſich auf ſeinem Geſichte und da ich mit der Geſellſchaft ſprach, miſchte er ſich in die Unterhaltung und richtete einige Worte an mich, auf die ich mit Offenheit antwortete.

Während dieſer Zeit war Prinz Karl von Sachſen zum zweitenmale nach Petersburg gekommen. Der Großfürſt hatte ihn das erſtemal ziemlich ungenirt empfangen; allein diesmal glaubte Seine Kaiſerliche Hoheit ſich berechtigt, gar kein Maaß in ſeinem Benehmen gegen ihn zu beobachten — und zwar aus folgenden Gründen. In der ruſſiſchen Armee war es kein Geheimniß, daß Prinz Karl von Sachſen in der Schlacht von Zorndorf unter den erſten die Flucht ergriffen hatte; man ſagte ſogar, er habe, ohne Aufenthalt, dieſe Flucht bis nach Landsberg fortgeſetzt. Da nun Seine Kaiſerliche Hoheit hiervon gehört hatte, faßte er den Entſchluß, mit ihm, als mit einem erklärten Feigling, nicht mehr zu ſprechen, noch überhaupt das Geringſte mit ihm zu thun zu haben. Allem Anſchein nach trug die Prinzeſſin von Kurland, die Tochter Biren's, von der ich ſchon öfter Gelegenheit hatte zu ſprechen, zu dieſem Entſchluſſe nicht wenig bei; weil man damals das Gerücht zu verbreiten anfing, man habe den Plan, den Prinzen Karl von Sachſen zum Herzog von Kurland zu machen. Der Vater der Prinzeſſin von Kurland wurde noch immer

in Jaroslaw festgehalten. Sie theilte ihre Heftigkeit dem Großfürsten mit, über den sie eine Art Einfluß behauptet hatte. Die Prinzessin war damals zum drittenmale verlobt mit Baron Alexander Tscherkassoff, mit dem sie sich wirklich den Winter darauf vermählte.

Endlich ein paar Tage bevor wir aufs Land gingen, zeigte Graf Alexander Schuwaleff mir seitens der Kaiserin an, ich solle am Nachmittage durch ihn darum bitten lassen, meine Kinder zu sehn und daß, wenn ich sie verließe, ich diese so lang versprochene zweite Unterredung mit Ihrer Kaiserlichen Majestät haben werde. Ich that, was man von mir verlangte und sagte in Gegenwart vieler Leute dem Grafen Schuwaleff, Ihre Majestät um die Erlaubniß zu bitten, meine Kinder zu sehn. Er entfernte sich und meldete mir, daß ich um drei Uhr zu ihnen gehen könne. Ich hielt die Zeit genau ein. Ich blieb bei meinen Kindern bis Schuwaleff mir anzeigte, daß Ihre Majestät sichtbar sei. Ich begab mich zu ihr. Ich fand sie ganz allein und diesmal befanden sich keine spanische Wände im Zimmer, folglich konnten sie und ich uns in voller Freiheit aussprechen. Mein Erstes war, ihr für die Audienz zu danken, die sie mir gewährte, indem ich ihr versicherte, schon ihr gnädiges Versprechen allein habe mir das Leben zurückgegeben. Hierauf bemerkte sie: „Ich verlange, daß Sie mir über Alles was ich Sie fragen werde, die Wahrheit sagen.“ Ich versicherte ihr, daß sie nur die reine Wahrheit aus meinem Munde hören werde und daß ich Nichts mehr wünschen könne, als ihr mein Herz ohne jeden Rückhalt zu öffnen. Sie fragte dann wieder, ob ich wirklich nur jene drei Briefe an Apra-

rin geſchrieben hätte. Ich beſchwor dies mit der größten Wahrheit, wie die Sache ſich in der That verhielt. Hierauf fragte ſie nach Details über das Leben des Großfürſten . . . . . .